

Geschichte *T. 4.*

der

Reformation

des sechszehnten Jahrhunderts

von

J. H. Merle d'Aubigné.

Aus dem Französischen übertragen

von

Dr. Martin Runkel.

Die Zustände dieser hinfälligen und vergänglichen Welt nenne ich Nebensache: Hauptsache dagegen das geistliche Regiment, aus welchem die göttliche Vorsehung am Klarsten hervorleuchtet.

Th. Beza.

Erster Band.

Stuttgart, 1848.

Verlag der J. F. Steinkopf'schen Buchhandlung.

V o r w o r t.

Ich beabsichtige nicht die Geschichte einer Partei zu schreiben, sondern eine der größten Revolutionen zu schildern, die jemals in der Menschheit stattgefunden haben, einen vor drei Jahrhunderten der Welt gegebenen mächtigen Impuls, dessen Einfluß sich noch jetzt überall bemerkbar macht. Die Geschichte der Reformation ist nicht die Geschichte des Protestantismus. Erstere trägt das Gepräge einer Wiedergeburt der Menschheit, einer von Gott ausgegangenen religiösen und gesellschaftlichen Neugestaltung. Letztere zeigt nur zu oft eine merklliche Entartung der ursprünglichen Grundsätze, den Parteikampf, den Sektengeist, den Eindruck kleiner Persönlichkeiten. Die Geschichte des Protestantismus hat nur die Theilnahme der Protestanten für sich; die der Reformation ist für alle Christen oder vielmehr für alle Menschen. Der Geschichtschreiber kann auf dem Gebiete, das sich seinen Arbeiten eröffnet, die Wahl treffen; er kann die großen Ereignisse darstellen, welche die Gestalt eines Volks oder der Welt ändern, oder den ruhigen Fortschritt einer Nation, der Kirche, der Menschheit schildern, wie ein solcher auf gewaltige gesellschaftliche Umänderungen zu folgen pflegt. Diese beiden Gebiete der Geschichte sind von hoher Wichtigkeit. Aber von besonderem Interesse sind die Epochen, die Revolutionen benannt, ein Volk oder die ganze Gesellschaft zu einer neuen Aera, zu neuem Leben gebären.

Eine solche Umgestaltung will ich mit schwachen Kräften beschreiben, wobei die Schönheit des Gegenstandes hoffentlich meiner Unzulänglichkeit aufhilft. Der Name Revolution ist heut zu Tage bei Manchen, die diese mit Revolte vertauschen, in Ungunst, aber mit Unrecht. Eine Revolution ist eine Veränderung in den Zuständen der Welt, etwas Neues dreht sich um (revolvo)

im Schooße der Menschheit. Bis zum Ende des letzten Jahrhunderts hat man dieses Wort mehr in guter als in schlimmer Bedeutung genommen; man hat von einer glücklichen, einer wunderbaren Revolution geredet. Die Reformation hat die Grundsätze des ursprünglichen Christenthums wiederhergestellt, ist also der Gegensatz einer Revolte: sie war als Bewegung wiedergebärend für das, was wiederaufleben sollte, conservativ für das, was ewig bleiben muß. Das Christenthum und die Reformation stellen das große Prinzip der Gleichheit der Seelen vor Gott fest, stürzen die Anmaßungen eines stolzen Priesterthums, das sich zwischen den Schöpfer und das Geschöpf drängen wollte, nehmen aber als Hauptgrundsatz der gesellschaftlichen Ordnung an, daß eine jede Gewalt von Gott kommt, und rufen allen Menschen zu: „Liebt alle eure Brüder, fürchtet Gott, ehret den König.“

Die Reformation ist von den Revolutionen des Alterthums und von der Mehrzahl der neueren wesentlich verschieden. Dort handelt es sich um politische Veränderungen, um Herstellung oder Sturz der Herrschaft eines Einzelnen oder Mehrerer. Hier wollen wir eine Revolution beschreiben, die lediglich von Liebe zur Wahrheit, Heiligkeit und Ewigkeit angetrieben war, die einen Fortschritt der Menschheit bezeichnet. Denn wenn der Mensch nicht allein materielle, zeitliche, irdische Interessen aufsucht, sondern nach einem höheren Ziele, nach nicht materiellen, unsterblichen Gütern strebt, so schreitet er vorwärts. Die Reformation ist einer der schönsten Tage dieses glorreichen Fortschritts, sie bietet die Bürgschaft, daß der neue Kampf, der jetzt geführt wird, einen noch reineren, geistigeren, erhabeneren Sieg für die Wahrheit zu Stande bringen muß.

Das Christenthum und die Reformation sind die beiden größten Revolutionen der Geschichte. Sie fanden nicht allein bei einem Volke statt, wie die politischen Bewegungen, von denen uns die Geschichte berichtet, sondern bei mehreren zugleich, und ihre Wirkungen gehen bis an's Ende der Welt.

Das Christenthum und die Reformation sind eine und dieselbe Revolution, nur in verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Umständen. In Nebensachen weichen sie von einander ab, in den ersten Grundzügen sind sie eins. Die eine ist die Wiederholung der andern. Die eine schloß die alte, die andre beginnt die neue Welt, das Mittelalter liegt zwischen ihnen. Die eine hat die andre erzeugt, und wenn die Tochter in manchen Bezügen nachsteht, so hat sie andererseits ganz eigenthümliche Eigenschaften.

Eine dieser Eigenschaften ist ihre schnelle Wirkung. Die großen Revolutionen, welche den Fall einer Monarchie, die Veränderung eines ganzen politischen Systems herbeiführten, oder den menschlichen Geist auf eine neue Laufbahn der Entwicklung brachten, sind langsam, stufenweise vorbereitet worden; die alte Macht wurde lange Zeit untergraben, die Hauptstützen derselben verschwanden eine nach der andern. So war es auch bei der Einführung des Christenthums. Aber die Reformation bietet uns gleich einen andern Anblick. Die römische Kirche erscheint unter Leo X. in ihrer ganzen Kraft und Herrlichkeit. Ein Mönch spricht und in halb Europa stürzt diese Macht, diese Herrlichkeit. Diese Revolution erinnert an die Worte, mit denen der Sohn Gottes seine zweite Erscheinung verkündet: „Gleichwie der Blitz ausgeht vom Aufgang und scheint bis zum Niedergang, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes.“

Diese Schnelligkeit ist denen unerklärlich, welche in diesem großen Ereignisse nur eine Reform erblicken, die es zu einem Werke der Kritik machen, welche sich mit der Auswahl von Lehren beschäftigt, die einen abgeschafft, die andern behalten, und die behaltenen so geordnet habe, daß ein neues Ganzes daraus entstanden sei.

Wie hätten ein oder gar mehrere Völker eine so mühselige Arbeit so schnell fördern können? Wie hätte eine kritische Prüfung jenes Feuer der Begeisterung entzündet, das bei großen, vollends bei raschen Revolutionen noth thut? Die Reformation war aber,

wie aus ihrer Geschichte erhellen wird, etwas ganz anders, sie war ein neuer Ausguß des Lebens, welches das Christenthum der Welt gebracht hat, der Sieg der größten aller Lehren, welche alle Gläubigen mit reinsten, mächtigster Begeisterung erfüllt, der Lehre vom Glauben, der Lehre von der Gnade. Wäre die Reformation das gewesen, was heut zu Tage viele Katholiken und Protestanten meinen, nur ein negatives System einer negativen Vernunft, welche kindisch das Unbequeme verwirft, die großen Ideen und Wahrheiten des allgemeinen Christenthums verkennt, so hätte sie die engen Schranken einer Akademie, eines Klosters, einer Zelle niemals überschritten. Aber sie hatte nicht die mindeste Beziehung zu dem, was die Meisten Protestantismus nennen, sie war kein abgemagerter, erschöpfter Körper, sie erhob sich wie ein Mann voll Kraft und Feuer.

Die Schnelligkeit und Ausbreitung dieser Revolution sind in zweierlei Weise zu erklären. Theils ist sie von Gott, theils von Menschen gefördert worden. Eine unsichtbare, mächtige Hand gab den Antrieb, die Neugestaltung war ein Werk Gottes. Ein unparteiischer, aufmerksamer, an der Oberfläche nicht haftender Beobachter gelangt nothwendiger Weise zu diesem Schlusse. Aber der Geschichtschreiber hat noch eine Aufgabe, denn Gott wirkt durch die zweite Hand. Mehrere oft unbemerkte Umstände bereiteten die Menschen auf die große Umgestaltung des 16. Jahrhunderts so vor, daß der menschliche Geist reif war, als die Stunde seiner Emancipation schlug.

Diese beiden großen Elemente soll der Geschichtschreiber auf seinem Gemälde vereinigen. Mein Werk will es versuchen. Schildern wir die untergeordneten Ursachen, welche die zu beschreibende Revolution herbeizuführen beitrugen, so werden wir leicht begriffen werden. Manche begreifen uns aber kaum oder zeihen uns des Aberglaubens, wenn wir Gott selbst die Vollendung dieses Werks zuschreiben. Und doch ist diese unsre Lieblingsansicht. Vor allem und überall steht das einfache und fruchtbare Prinzip: Gott in der Geschichte, in diesem Buche oben

an. Es ist meist vernachlässigt, zuweilen bestritten, weshalb wir unsre Auffassung auseinanderlegen und die von uns befolgte Methode rechtfertigen wollen.

Die Geschichte ist jetzt nicht der todte Buchstabe der Ereignisse, welchen die meisten früheren Geschichtschreiber uns gegeben haben. Man hat erkannt, daß es in der Geschichte, wie im Menschen zwei Elemente, Geist und Materie, gibt. Unsre großen Schriftsteller haben nicht mehr eine materielle Erzählung, eine unfruchtbare Chronik liefern mögen, und ein Lebensprinzip aufgesucht, welches die Materialien vergangener Jahrhunderte befeelen könnte.

Die einen haben es der Kunst entlehnt, sie haben die Naivetät, die Wahrhaftigkeit, das Malerische der Beschreibung gesucht und ihre Erzählung mit dem Leben der Ereignisse selbst zu beleben unternommen.

Anderer haben den Geist, welcher ihre Arbeiten fruchtbar machen sollte, von der Philosophie gefordert; sie haben die Ereignisse mit politischen und philosophischen Ansichten, Lehren und Wahrheiten verschmolzen, und ihre Berichte durch den Sinn, den sie daraus entlockt, durch die Ideen, welche sie damit verknüpft haben, belebt.

Beide Verfahrensweisen haben gewiß ihr Gutes, und sind in gewissen Schranken brauchbar. Aber das Verständniß, der Geist und das Leben der vergangenen Zeiten ist ganz besonders aus einer andern Quelle, ich meine die Religion, zu schöpfen. Die Geschichte muß von dem ihr eigenthümlichen Leben, also von Gott, leben. Gott muß in der Geschichte anerkannt und verkündigt werden. Die Geschichte der Welt ist das Jahrbuch der Regierung des souverainen Königs.

Ich bin in die Schranken, wohin die Berichte unserer Historiker mich riefen, eingetreten, ich habe gesehen, wie sich die Handlungen der Menschen und der Völker dort kräftig entwickelten, heftig aneinanderprallten, ich habe irgend ein Waffengeräusch ver-

nommen, aber man hat nirgends die majestätische Gestalt des vorsitzenden Richters gezeigt.

Und doch gibt es in allen Volksbewegungen ein von Gott ausströmendes Lebensprinzip. Gott erscheint auf der umfangreichen Schaubühne, wo nacheinander die Menschen-Geschlechter auftreten. Allerdings ist es ein unsichtbarer Gott, aber wenn die ungeweihte Menge sorglos an ihm vorübergeht, weil er sich verbirgt, so suchen ihn die tiefen Gemüther, die Geister, welche des Prinzips ihres Daseins bedürftig sind, mit desto innigerer Gluth und sind erst dann beruhigt, wenn sie ihm zu Füßen liegen. Ihre Forschung wird herrlich belohnt. Von der Höhe, auf welche sie gelangt sind, um Gott aufzufinden, zeigt sich ihnen die Weltgeschichte nicht wie der unwissenden Masse als ein verworrenes Chaos, sondern als ein majestätischer Tempel, an welchem die unsichtbare Hand Gottes selbst arbeitet und der sich zu seinem Ruhme auf dem Felsen der Menschheit erhebt.

Ist nicht Gott zu erblicken in den großen Erscheinungen, Menschen und Völkern, die sich erheben, plötzlich gleichsam hervorspringen aus dem Erdenstaube und der Menschheit neuen Antrieb, neue Form und Bestimmung geben? Sehen wir ihn nicht in den Helden, die zu bestimmten Zeitabschnitten aus der Gesellschaft hervortreten, Thätigkeit und Macht über die gewöhnlichen Gränzen der Menschenmacht hinaus entwickeln und um die sich wie um eine höhere, geheimnißvolle Gewalt Individuen und Völker ohne Zögerung schaaren? Wer hat sie in den Raum der Zeit getrieben, diese Kometen mit riesenhafter Erscheinung, mit flammendem Schweife, die in langen Zwischenräumen erscheinen, über die abergläubische Menge der Sterblichen Ueberfluß und Freude, oder Plage und Schrecken ausgießen? Wer, wenn nicht Gott? Alexander sucht seinen Ursprung in den Wohnungen der Gottheit. Selbst im gottlosesten Zeitalter sucht jeder große Ruhm in irgend einer Weise sich mit dem Himmel zu verbinden.

Und rufen die Revolutionen, welche Königsgeschlechter, ja ganze Völker in den Staub stürzen, die unermesslichen Schutt-

haufen im Sande, die majestätischen Ruinen auf dem Felde der Menschheit, nicht laut genug: Gott in der Geschichte! Gibbon erkennt auf den Ueberbleibseln des Capitols, inmitten ihres erhabenen Schuttes die Dazwischenkunft eines höheren Geschicks an. Er sieht und empfindet sie, vergebens sucht er sein Auge davon abzulenken, hinter jeder Ruine erscheint ihm dieser Schatten einer geheimnißvollen Gewalt, und so faßt er den Gedanken, ihren Einfluß in der Geschichte der Desorganisation, des Verfalls und der Verderbniß jener römischen Macht, welche die Völker beknechtet hatte, zu beschreiben. Ist nicht diese mächtige Hand, welche ein Mann von bewunderungswürdigem Geiste, der aber sein Knie vor Jesu Christo nicht gebeugt hatte, auf den zerstreuten Trümmern der Denkmale des Romulus, der Reliefs von Marcus Aurelius, der Büsten von Cicero und Virgil, der Bildsäulen von Cäsar und Augustus, der Trophäen Trajan's und der Rosse des Pompejus erblickt hat, inmitten aller Ruinen zu schauen und erkennen wir sie nicht als die unseres Gottes?

Wunderlich! Männer, die mit den großen Gedanken des Christenthums erzogen sind, betrachten diese Dazwischenkunft Gottes in den menschlichen Angelegenheiten als Aberglauben, indeß die Heiden selbst sie anerkannt haben!

Der Name, den das hellenische Alterthum dem höchsten Gotte verliehen hat, zeigt uns schon, daß es aus ursprünglichen Offenbarungen die große Wahrheit von einem Gotte, dem Prinzip der Geschichte und des Völkerlebens, erhalten hatte. Es hat ihn Zeus genannt¹⁾, den, welcher allen Lebendigen, den Einzelnen wie den Völkern, Leben gibt. An seinen Altären leisten Könige und Völker ihre Eide, von seinen geheimnißvollen Instruktionen behaupten Minos und andere Gesetzgeber ihre Gesetze erhalten zu haben. Noch mehr, diese große Wahrheit ist durch einen der schönsten Mythen des Alterthums dargestellt. Die Mythologie dürfte die Weisen unserer Tage belehren; wir wollen

1) Von Ζεω, ich lebe.

es nicht verkennen, da vielleicht mancher gegen die Lehren des Heidenthums weniger eingenommen ist, als gegen die des Christenthums. Zeus, dieser höchste Gott, dieser ewige Geist, dieses Lebensprinzip, ist Vater der Klio, der Muse der Geschichte, deren Mutter Mnemosyne, die Erinnerung, ist. So vereinigt die Geschichte den Alten zufolge eine sinnliche und eine irdische Natur. Sie ist Tochter Gottes und des Menschen. Aber ach! die kurzsichtige Weisheit unserer hochmüthigen Zeit steht nicht auf der Höhe dieser heidnischen Weisheit. Man hat die Geschichte ihres göttlichen Vaters beraubt, als uneheliche Tochter, als kecke Abenteurerin schweift sie in der Welt umher, ohne zu wissen, woher sie stammt, und wohin sie geht.

Diese Gottheit des heidnischen Alterthums ist nur ein bloßer Widerschein, ein schwankender Schatten des Ewigen, Jehova's. Der wahre Gott, den die Hebräer anbeten, will dem Geiste der Völker lehren, daß er ewig die Welt regiert, und so gibt er dieser Herrschaft inmitten Israels einen Körper. Einmal mußte eine sichtbare Theokratie auf Erden bestehen, um unaufhörlich an die unsichtbare zu erinnern, welche die Welt immerdar beherrschen wird.

Welchen Glanz erhält indessen diese große Wahrheit: Gott in der Geschichte, in der christlichen Weltordnung! Ist nicht Jesus Christus Gott in der Geschichte? Die Entdeckung Jesu Christi eröffnete dem Fürsten der neueren Geschichtschreiber, Johannes Müller, das Verständniß der Geschichte. „Das Evangelium“, sagt er, „ist die Erfüllung aller Hoffnungen, der Vollendungspunkt aller Philosophie, die Erklärung aller Revolutionen, der Schlüssel aller scheinbaren Widersprüche der physischen und moralischen Welt, des Lebens und der Unsterblichkeit. Seitdem ich den Heiland kenne, ist alles klar vor meinen Augen, mit ihm kann ich alles lösen.“)

1) Brief an Karl Bonnet.

So spricht dieser große Historiker und dieses ist in der That der Schlußstein des Gewölbes, das geheimnißvolle Band, welches alle Dinge dieser Welt verbindet und sie an den Himmel knüpft: Gott ist in der menschlichen Natur erschienen. Es gibt eine Geburt Gottes in der Weltgeschichte, und Gott sollte nicht in der Geschichte sein! Jesus Christus ist der wahrhaftige Gott der Geschichte der Menschen. So zeigt es selbst die Einfachheit seiner Erscheinung. Wenn der Mensch sich irgendwo ein schützendes Unterkommen verschaffen will, so sieht man Vorbereitungen, Materialien, Gerüste, Arbeiter, Gräben, Schutthaufen. — Aber Gott nimmt den kleinsten Samen, den ein neugebornes Kind in seine schwache Hand fassen könnte, legt ihn in der Erde Schoos, und aus diesem anfänglich unmerklichen Samen entsteht der ungeheure Baum, unter dem alle Familien der Menschen Schatten finden können. Gottes Gesetz ist es, große Dinge durch unscheinbare Mittel zu schaffen.

Dieses Gesetz findet in Jesu Christo seine herrlichste Erfüllung. Wie hat das Christenthum begonnen, das größte Werk unter dem Himmelsgewölbe, in der unendlichen Unermesslichkeit der Schöpfung, welches jetzt die Thore der Völker in Besitz genommen, über alle Stämme der Erde von Osten bis Westen schwebt und das selbst von der ungläubigen Philosophie als geistiges und sociales Gesetz dieses Alls anerkannt werden muß? Ein Kind in der kleinsten Stadt des verachtetsten Volks der Erde, ein Kind, dessen Mutter nicht einmal das, was die ärmste und elendeste Frau in unsern Städten hat, ein Zimmer, um darin zu gebären, besaß, ein in einem Stalle geborenes, in einer Krippe gewiegttes Kind! O Gott! da erkenne ich dich und bete dich an!

Die Reformation hat dieses göttliche Gesetz erkannt und das Bewußtsein, es zu erfüllen, besessen. Die Reformatoren haben die Idee, Gott sei in der Geschichte, oft ausgesprochen, besonders finden wir sie einmal bei Luther in einer familiären, seltsamen Weise, aber nicht ohne Erhabenheit, wie er das liebte, um vom Volke begriffen zu werden. „Die Welt“, sagt er ein-

mal in einer Unterhaltung mit seinen Freunden, „ist ein großes, prächtiges Kartenspiel, aus Kaiser, Königen und Fürsten. Der Papst hat sie mehrere Jahrhunderte lang bezwungen. Nun ist unser Herr Gott gekommen. Er hat Karten gegeben, für sich hat er die niedrigste behalten (Luther) und mit ihr den Papst, diesen Sieger über die Könige der Welt, geschlagen. Er ist das As Gottes. Er hat die Mächtigen vom Throne gestoßen und die Niedrigen erhoben, sagt Maria.“¹⁾

Die Epoche, die ich darzustellen beabsichtige, ist für die jetzige Zeit von Bedeutung. Wenn der Mensch seine Schwäche fühlt, so ist er meist geneigt, in den rings um ihn aufrecht stehenden Institutionen, oder in den kühnen Erfindungen seiner Einbildungskraft einen Halt zu suchen. Die Geschichte der Reformation zeigt, daß mit alten Sachen nichts Neues ausgerichtet wird und wenn es für den Most neuer Schläuche bedarf, so bedarf es auch des neuen Weins für die neuen Schläuche. Sie weist den Menschen auf Gott hin, der alles in der Geschichte wirkt, auf das Wort Gottes, das immer alt durch die Ewigkeit der darin enthaltenen Wahrheiten, immer jung durch seinen wiedergebärenden Einfluß, vor drei Jahrhunderten die Gesellschaft reinigte, den vom Aberglauben geschwächten Seelen den Glauben an Gott wiedergab und in allen Epochen der Menschheit die Quelle ist, aus welcher das Heil entspringt.

Es ist seltsam, daß viele derer, welche jetzt ein unsicheres Bedürfniß bewegt, an etwas festes zu glauben, den alten Katholizismus auffuchen. In einer Hinsicht ist diese Richtung erklärlich, die Religion ist so wenig gekannt, daß man sie nur da zu finden meint, wo man sie mit großen Buchstaben auf eine durch die Zeit zur Achtung gelangte Fahne geschrieben sieht. Wir sagen nicht, der Katholizismus könne dem Menschen das,

1) Tischgespräche (Colloquia). Luc. 1, 52.

dessen er bedarf, durchaus nicht gewähren. Der Katholizismus ist vom Papstthum sorgfältig zu unterscheiden. Das Papstthum ist ein irriges und verderbliches System, der Katholizismus ist nicht mit ihm zu vermengen. Wie viele ehrenwerthe Männer, wie viele wahre Christen hat es nicht in der katholischen Kirche gegeben! Der Katholizismus hat den jetzigen Nationen zur Zeit ihrer Bildung unermessliche Dienste geleistet, als er noch vom Evangelium durchdrungen war und das Papstthum nur erst wie ein schwankender Schatten über ihm aufzog. Aber wir sind jetzt in andern Zeiten. Man will jetzt Katholizismus und Papstthum verbinden, und wenn man christ-katholische Wahrheiten darbietet, so sind es nur Köder, um in die Rehe der Hierarchie zu locken. Von dieser Seite her läßt sich nichts erwarten. Das Papstthum hat keiner Lehre, keinem Anspruche entsagt, frühere Jahrhunderte haben es nicht halten können, und das unsrige wird es noch weniger; denn von Rom ist noch nie eine Wiedergeburt ausgegangen. Aus der päpstlichen, von irdischen Leidenschaften durchdrungenen Hierarchie entspringt kein Geist des Glaubens, der Liebe und Hoffnung, der uns allein selig macht. Ein erschöpftes System, das kein Leben für sich selbst hat, überall mit dem Tode ringt, und nur durch äußerliche Hülfe besteht, kann andere nicht beleben, und der christlichen Gesellschaft den himmlischen Odem, welcher ihr Noth thut, nicht einflößen.

Wird nun die Leere des Herzens und des Geistes, welche manche unserer Zeitgenossen in Unruhe versetzt, andere veranlassen, sich an den neuen Protestantismus zu wenden, der an verschiedenen Stellen die mächtigen Lehren aus der Zeit der Apostel und Reformatoren ersetzt hat? In mehreren jener reformirten Kirchen, deren erste Mitglieder den festen lebendigen Glauben, der sie beseelte, mit ihrem Blute besiegelt haben, herrscht jetzt eine große Ungewißheit der Lehre. Männer, die, durch Kenntnisse ausgezeichnet, alles Schöne der Welt tief fühlen, werden zu seltsamen Verirrungen hingerissen. Die einzige Standarte, die man aufrecht halten will, ist ein allgemeiner Glaube an die Göttlich-

keit des Evangeliums. Aber was ist das Evangelium? Das ist die wesentliche Frage, und doch schweigt man darauf oder erwiedert mit den verschiedensten Antworten. Was hilft es zu wissen, daß es unter den Völkern ein Gefäß gibt, das Gott zu ihrem Heile verliehen hat, wenn man den Inhalt nicht beachtet, sich ihn nicht anzueignen strebt? Die Leere der Zeit kann so nicht ausgefüllt werden. Indesß der Glaube der Apostel und der Reformatoren überall jetzt mächtig und thätig ist, die Welt zu bekehren, thut dieses schwankende System nichts, hellt nichts auf, belebt nichts.

Doch geben wir die Hoffnung nicht auf. Der römische Katholizismus bekennt die großen Lehren des Christenthums, Gott den Vater, den Sohn und heiligen Geist, Schöpfer, Erhalter und Heiligmacher, der die Wahrheit ist. Der schwankende Protestantismus hält das Buch des Lebens in der Hand, welches ausreicht um zu lehren, zu überzeugen, zu unterrichten nach der Gerechtigkeit. Wie viele redliche Seelen, edel in den Augen der Menschen, liebenswürdig vor Gott, finden sich nicht unter denen, welche diesen beiden Systemen anhängen! Sollte man sie nicht lieben, nicht sehnlichst ihre Befreiung von menschlichen Elementen wünschen? Die Liebe ist weitherzig, sie umfaßt die entferntesten Ansichten, um sie zu Jesu Christi Füßen zu legen.

Es fehlt nicht an Anzeichen, daß diese beiden extremen Richtungen bereit sind, dem Mittelpunkte der Wahrheit, Jesu Christo, sich zu nähern. In manchen römisch-katholischen Kirchen wird die Lesung der Bibel empfohlen und ausgeübt. Der protestantische Rationalismus hat schon viele Schritte vorwärts gemacht. Er ist nicht aus der Reformation entsprungen, denn sie war eine Glaubensepoche, aber er wird sich ihr nähern, die Kraft der Wahrheit wird aus dem Worte Gottes auf ihn wirken und ihn umgestalten. Schon jetzt erblickt man oft ein allerdings nicht ausreichendes religiöses Gefühl in ihm, welches eine Hinneigung zur heiligen Lehre ist und weitere Entwicklung erwarten läßt.

Aber der neue Protestantismus ist eben so wie der alte Katholizismus an und für sich außerhalb der Frage, außerhalb des Kampfes; den Menschen unserer Zeit muß die seligmachende Kraft in anderer Weise wiedergegeben werden. Es muß etwas nicht von Menschen, sondern von Gott Kommendes sein. „Gebe man mir“, sagte Archimedes, „einen Punkt außerhalb der Erde, und ich hebe sie aus ihren Polen.“ Das wahre Christenthum ist dieser Punkt außerhalb der Welt, welcher das Herz des Menschen von Egoismus und Sinnlichkeit enthebt, die ganze Welt vom schlechten Wege entfernt, und sie einst um eine neue Axe von Gerechtigkeit und Frieden bewegen wird.

So oft es sich um eine Religion handelte, richtete sich die Aufmerksamkeit auf drei Dinge, auf Gott, auf den Menschen und auf den Priester. Es kann nur dreierlei Arten von Religion auf Erden geben, je nachdem Gott, der Mensch oder der Priester ihre Urheber und Häupter sind. Priester-Religion ist die vom Priester zu Ehren des Priesters erfundene, wo eine Priester-Kaste herrscht. Menschen-Religion ist die Masse verschiedener Systeme und Ansichten, die aus der menschlichen Vernunft entspringen und als Erzeugnisse des kranken Menschen ihn zu heilen nicht vermögen. Religion Gottes ist die von Gott selbst verliehene Wahrheit, welche den Ruhm Gottes und das Heil der Menschen bezweckt und wirkt.

Der Hierarchismus oder die Priester-Religion, das Christenthum oder die Religion Gottes, der Rationalismus oder die Menschen-Religion, diese drei Lehren beherrschen jetzt die Christenheit. Hierarchismus oder Rationalismus bringen weder dem Menschen, noch der Gesellschaft Heil, nur das Christenthum belebt die Welt und leider hat dieses unter den drei herrschenden Systemen nicht die meisten Anhänger.

Doch hat es ihrer. Das Christenthum schafft sein Werk der Wiedergeburt bei vielen Katholiken in Deutschland und gewiß auch in andern Ländern. Es wirkt mit mehr Reinheit und Kraft unter den evangelischen Christen der Schweiz, Frankreichs, Groß-

britanniens, der vereinigten Staaten. Gott sei gelobt, daß die persönlichen oder socialen Wiedergeburten durch das Evangelium heut zu Tage nicht mehr Seltenheiten sind, die man in alten Jahrbüchern auffuchen müßte. Im schweizer Canton Waadt, in einer kleinen Republik, deren Bürger inmitten der Wunder, mit denen die Schöpfung sie umgibt, glücklich und still leben, haben wir unter Kämpfen und Prüfungen ein mächtiges Erwachen des Christenthums erblickt. Es ist nur ein Anfang, und schon fällt für dieses Volk aus dem Füllhorne des Evangeliums ein edles, erhabenes, muthiges Bekenntniß der großen Wahrheiten der Religion Gottes, eine umfassende, ächte Freiheit, eine Regierung voll Treue und Bildung, eine anderswo seltene Zuneigung der Behörden zum Volke, des Volks zu den Behörden, ein mächtiger Antrieb zu Erziehung und Unterricht, der dieses Land zu einem Musterlande machen kann, eine langsame aber sichere Besserung der Sitten, christliche Männer von Talent, die mit den ersten Schriftstellern in unserer Sprache wetteifern. Alle diese Reichthümer entwickeln sich zwischen dem dunkeln Jura und den großartigen Alpen, an den prächtigen Ufern des Genfer Sees; sie müssen den Reisenden ergreifen, welchen die Wunder dieser Berge und Thäler anlocken und ihm eine der beredtesten Seiten zeigen, die jemals von Gottes Vorsehung zu Gunsten des Evangeliums Jesu Christi geschrieben worden ist.

Ich beabsichtige eine allgemeine Reformationsgeschichte. Ich will die Reformation bei den verschiedenen Völkern auffuchen und darstellen, wie dieselben Wahrheiten überall dieselben Wirkungen gehabt, ohne die aus den abweichenden Charakteren der Nationen herrührenden Verschiedenheiten zu verbergen. Doch studiren und erkennen wir vorzüglich in Deutschland die Geschichte der Reformation. Dort ist ihr Urtypus, dort zeigt sie die zumeist organische Entwicklung, dort trägt sie den Charakter einer nicht auf ein Volk beschränkten, sondern die ganze Welt berührenden Revolution. Die Reformation in Deutschland ist die wahre Grundgeschichte derselben, sie ist der große Planet, die

anderen drehen sich um diesen, wie von seiner Bewegung getriebene Trabanten. Nur die schweizer Reformation macht theilweise eine Ausnahme, weil sie gleichzeitig mit und unabhängig von der deutschen entstand, und weil sie erst später manche Züge erhielt, die in der germanischen vorkommen. Wenn auch Erinnerungen der Familie und der Bedrängniß, der Gedanke an Kämpfe, Leiden, Ausweisungen für die Sache der Reformation in Frankreich der französischen Reformation für mich selbst einen besonderen Reiz verleihen, so steht sie doch wohl nicht so hoch, als die eben erwähnten.

Die Reformation scheint mir ein Werk Gottes: man wird dieses schon bemerkt haben. Dennoch hoffe ich bei dieser Arbeit unparteiisch zu verfahren. Ich meine, die hauptsächlichsten römisch-katholischen Mitspieler in diesem großen Drama, Leo X., Albrecht von Magdeburg, Karl V., Doktor Eck günstiger, als die Mehrzahl der Historiker, behandelt zu haben. Auch habe ich die Mängel und Fehler der Reformatoren nicht verheimlichen wollen.

Im Winterhalbjahre 1831 auf 1832 habe ich Vorlesungen über die Reformationsgeschichte gehalten, deren Einleitung ich damals veröffentlichte; sie sind für das jetzt erscheinende Werk eine Vorbereitung gewesen.

Ich habe die Geschichte aus den Quellen geschöpft, mit denen mich ein langer Aufenthalt in Deutschland, in den Niederlanden, und in der Schweiz, sowie das Studium der Actenstücke über die Kirchengeschichte Englands und anderer Länder bekannt gemacht haben. In den Anmerkungen sind diese Quellen angeführt, und wenn ich auch gern durch noch mehr Noten meine Angaben hätte rechtfertigen mögen, so befürchtete ich doch die Erzählung durch allzu lange und häufige Unterbrechungen der Art zu stören, und habe mich darauf beschränkt, solche Stellen anzuführen, welche den Leser noch besser in die Geschichte einweihen.

Geschichtschreiber, die einen sehr hohen Rang einnehmen, Michelet und Mignet, beschäftigen sich mit Arbeiten über die Reformation; sie haben schon einiges daraus in der philosophischen

Facultät und in einer Sitzung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften mitgetheilt. Mein Werk steht damit kaum in Berührung: es ist eine einfache Geschichte, ohne Talent, ohne Kunst und Philosophie, es berichtet, was sich zugetragen hat, gibt die schöpferischen Prinzipien an. Das ist Alles. Michelet und Mignet werden ganz andere Schriften herausgeben. Ihre Leser nehmen mein Werk nicht in die Hand, sie sind durch diese Schriftsteller an Zauber des Styls, Neuigkeit der Ansichten oder eine mächtige Organisation der Geschichte gewöhnt, welche die Ereignisse in bewunderungswürdiger Weise entfaltet, und was fänden sie in meiner einfachen Geschichte? Ich wende mich an die, welche die Vergangenheit, so wie sie war, zu betrachten lieben, ohne das Zauberglas des Genius, welches färbt und vergrößert, aber auch oft verkleinert und entstellt. 1)

Auch ist diese Geschichte in ganz anderem Geiste abgefaßt. Michelet hat sehr verschiedene Ansichten von Mignet, ich weiche noch mehr von beiden ab. Ich urtheile und färbe nicht nach der Philosophie des 18ten oder dem Romanticismus des 19ten Jahrhunderts; ich schreibe die Geschichte der Reformation in ihrem eigenem Geiste. Die Prinzipien, hat man gesagt, sind nicht bescheiden. Ihre Natur ist, daß sie herrschen, und darauf machen sie unerschütterlichen Anspruch. Treffen sie unterwegs andere Prinzipien, die ihre Herrschaft streitig machen wollen, so kommt es zur Schlacht. Ein Prinzip ruht nur, wenn es gesiegt hat. Anders kann es nicht sein, Herrschaft ist sein Leben, sonst ist es todt. So sehr ich nun mit den erwähnten Geschichtschreibern nicht rivalisiren kann, so behalte ich mir doch die Prinzipien vor, auf welchen diese Geschichte beruht, und stehe unerschütterlich für deren Ueberlegenheit.

In französischer Sprache hat es bisher keine Geschichte dieser merkwürdigen Epoche gegeben. Daß die Lücke ausgefüllt

1) Michelet hat seine „Denkwürdigkeiten Luthers“ seitdem erscheinen lassen.

werden sollte, schien unwahrscheinlich, so habe ich denn dieses Werk verfaßt, welches zwar die Lücke nicht ausfüllen wird, bei dem ich aber Den, welcher alles Gute schafft, bitte, er möge bewirken, daß diese schwache Arbeit für manchen Leser Früchte bringe!

Inhalt.

Das Werk ist in drei Theile getheilt. Der erste Theil enthält die Geschichte der Philosophie von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Der zweite Theil enthält die Geschichte der Wissenschaften, und der dritte Theil enthält die Geschichte der Künste. In jedem Theile sind die verschiedenen Schulen und Systeme ausführlich dargestellt, und die wichtigsten Namen und Werke der Philosophen, Wissenschaftler und Künstler angeführt. Der erste Theil ist in vier Abschnitte unterteilt: 1. Die Vorurtheile, 2. Die Naturphilosophie, 3. Die Ethik, 4. Die Politik. Der zweite Theil ist in drei Abschnitte unterteilt: 1. Die Naturwissenschaften, 2. Die Mathematik, 3. Die Medizin. Der dritte Theil ist in zwei Abschnitte unterteilt: 1. Die Künste, 2. Die Literatur.

Verzeichniss der Druckfehler.

1. In der Vorrede, Seite 1, Zeile 12, lies: „ich“ statt „es“.
2. In der Vorrede, Seite 1, Zeile 18, lies: „dieses“ statt „dies“.
3. In der Vorrede, Seite 1, Zeile 24, lies: „Werk“ statt „Werke“.
4. In der Vorrede, Seite 1, Zeile 30, lies: „Lücke“ statt „Lücken“.
5. In der Vorrede, Seite 1, Zeile 36, lies: „Brüthe“ statt „Früchte“.
6. In der Vorrede, Seite 1, Zeile 42, lies: „Den“ statt „Dem“.
7. In der Vorrede, Seite 1, Zeile 48, lies: „möge“ statt „mögen“.
8. In der Vorrede, Seite 1, Zeile 54, lies: „bewirken“ statt „bewirken“.
9. In der Vorrede, Seite 1, Zeile 60, lies: „daß“ statt „dass“.
10. In der Vorrede, Seite 1, Zeile 66, lies: „schwache“ statt „schwach“.
11. In der Vorrede, Seite 1, Zeile 72, lies: „Arbeit“ statt „Arbeits“.
12. In der Vorrede, Seite 1, Zeile 78, lies: „für“ statt „für“.
13. In der Vorrede, Seite 1, Zeile 84, lies: „manchen“ statt „manchen“.
14. In der Vorrede, Seite 1, Zeile 90, lies: „Leser“ statt „Leser“.
15. In der Vorrede, Seite 1, Zeile 96, lies: „Früchte“ statt „Früchte“.
16. In der Vorrede, Seite 1, Zeile 102, lies: „bring“ statt „bringen“.

Nachschrift des Uebersetzers.

Das Werk Merle d'Aubigné's, dessen deutsche Uebersetzung ich jetzt liefere, ist in der Ursprache viermal aufgelegt worden, in Belgien hat man es nachgedruckt, England und Nord-Amerika haben mehrere Uebersetzungen aufzuweisen, auch ein Auszug des Werks ist in England erschienen, jetzt eben wird der erste Band einer italienischen Uebersetzung ausgegeben.

Wenn Deutschland die Schriften von Marheinecke und Ranke besitzt, so darf es doch auch das begeisterte und glaubenswarne, wie zuverlässige und ungefälschte Geschichtswerk d'Aubigné's mit voller Theilnahme aufnehmen. Möge dieses, was jene Werke weniger können, ein deutsches, evangelisches Volksbuch werden!

Köln, im September 1847.

M. H.

Inhalts - Uebersicht

des ersten Bandes.

Seite

Vorwort III-XX

Erstes Buch.

Lage der Dinge vor der Reformation 1-97

Abschnitt 1. Verfall des Heidenthums. Das Christenthum. Zwei getrennte Principien. Entstehung des Papstthums. Erste Eingriffe. Mitwirkung der Bischöfe. Patriarchate. Mitwirkung der Fürsten. Einfluß der Barbaren. Weltliche Macht der Päpste. Die Decretalen. Unordnung in Rom. Neue Epoche. Hildebrand. Seine Nachfolger. Die Kirche. 1-16

" **2.** Verberbnis der Lehre. Die gute Botschaft. Das Heil in den Händen der Priester. Die Bönitenzen. Die Indulgenzen. Superrogatorische Verdienste. Das Begefeuer. Laxe. Jubiläum. Das Papstthum und das Christenthum. 16-24

" **3.** Lage der Christenheit. Theologie. Dialektik. Trinität. Prädestination. Ursprünglicher Zustand. Erlösung. Gnade. Buße. 25-29

" **4.** Religion. Reliquien. Stergelächter. Sittenverberbnis. Ausschweifungen der Priester, der Bischöfe, der Päpste. Borgia. Unterricht. Unwissenheit. Ceremonieen. 29-38

" **5.** Reformversuche. Die Fürsten. Die Gelehrten. Die Kirche. 38-41

" **6.** Unvergängliche Natur des Christenthums. Zwei Gesetze Gottes. Anscheinliche Macht Roms. Verborgener Widerstand. Verfall. Umgestaltung der Kirche. Entdeckungen der Könige. Entdeckungen der Völker. Römische Theologie. Scholastische Theologie. Lebensüberbleibsel. Entwicklung des menschlichen Geistes. Wiederaufleben der Gelehrsamkeit. 41-52

" **7.** Reformatorisches Princip. Zeugen der Wahrheit. Claudius von Turin. Die Mystiker. Die Waldenser. Waldo. Wicleff. Johann Guss. Zeugen in der Kirche. 52-59

" **8.** Lage der Völker Europa's. Das Reich. Vorbereitungen der Verbesserung. Dritter Stand. Nationalcharakter. Angeborene Kraft. Beknechtung Deutschlands. Zustand des Reichs. Opposition in Rom. Die Schweiz. Die kleinen Kantone. Italien. Hindernisse der Reform. Spanien. Portugal. Frankreich. Getäuschte Hoffnungen. Niederlande. England. Schottland. Der Norden. Rußland. Polen. Böhmen. Ungarn. 59-74

" **9.** Männer der Zeit. Friedrich der Weise. Maximilian. Würben-träger der Kirche. Die Gelehrten. Reuchlin. Reuchlin in Italien. Seine Arbeiten. Streit mit den Dominikanern. 74-80

" **10.** Erasmus. Erasmus in Paris. Sein Ruf. Seine Stellung. Seine Arbeiten. Seine Mängel. War eine Reform ohne Erskütterungen möglich? Seine Schüchternheit. Seine Unentschlossenheit. 80-89

| | |
|---|----------------|
| Abschnitt 11. Der Adel. Ulrich von Hutten. Seine Schriften. Briefe der Dunkelmänner. Hutten in Brüssel. Seine Briefe. Sein Ende. Sickingen. Krieg. Sein Tod. Kronberg. Hans Sachs. Allgemeine Vöhrung. | Seite 89—97 |
|---|----------------|

Zweites Buch.

Jugend, Bekehrung, erste Arbeiten Luthers (1483—1517). 98—181

| | |
|--|--------|
| Abschnitt 1. Luthers Eltern. Seine Geburt. Armuth. Das Vaterhaus. Strenge. Erste Bekanntschaften. Die Magdeburger Schule. Noth. Eisenach. Die Sunamitin. Das Haus Cotta. Angedenken jener Zeiten. Seine Studien. Trebonius. | 98—107 |
|--|--------|

| | |
|---|---------|
| " 2. Die Universität. Luther's Frömmigkeit. Entdeckung. Die Bibel. Krankheit. Unruhe. Tod des Aleris. Der Bligstrahl. Vorsehung. Abschied. Eintritt in's Kloster. | 108—114 |
|---|---------|

| | |
|--|---------|
| " 3. Sein Vater. Aberglaube. Knechtische Arbeiten. Muth. Studien. Die Bibel. Ascetismus. Beängstigung. | 115—123 |
|--|---------|

| | |
|--|---------|
| " 4. Fromme Männer in den Klöstern. Stauwig. Sein Besuch. Unterhaltungen. Die Gnade Christi. Neue. Die Wahl. Die Vorsehung. Die Bibel. Der alte Mönch. Die Vergeltung der Sünden. Weihe. Das Mittagsmahl. Der Trohnsleichnamstag. Ruf nach Wittenberg. | 124—134 |
|--|---------|

| | |
|---|---------|
| " 5. Erster Unterricht. Biblische Vorlesungen. Aufsehen. Predigten in Wittenberg. Die alte Kapelle. Eindruck. | 135—138 |
|---|---------|

| | |
|---|---------|
| " 6. Reise nach Rom. Ein Kloster am Po. Erinnerungen in Rom. Abergläubige Andacht. Entweihungen des Aleris. Unterhaltungen. Unordnungen in Rom. Biblische Studien. Einfluß auf den Glauben. Einfluß auf die Reformation. Die Pforte des Paradieses. Bekenntniß. | 139—148 |
|---|---------|

| | |
|--|---------|
| " 7. Rückkehr. Die Doktorwürde. Karstadt. Luther's Schwur. Prinzip der Reform. Luther's Muth. Barmherzigkeit. Die Scholastiker. Spalatin. Reuchlins Angelegenheit. | 148—155 |
|--|---------|

| | |
|--|---------|
| " 8. Der Glaube. Volksthümliche Reden. Akademischer Unterricht. Luther's Sittenreinheit. Der Mönch Spenlein. Rechtfertigung durch den Glauben. Erasmus. Die Werke. | 155—163 |
|--|---------|

| | |
|--|---------|
| " 9. Erste Thesen. Besuche der Klöster. Dresden. Erfurt. Der Prior Tornator. Resultate seiner Reise. Arbeiten. Pest. | 163—168 |
|--|---------|

| | |
|--|---------|
| " 10. Stellung zum Kurfürsten. Rath für den Kaplan. Herzog Georg. Luther am Hofe. Das Gastmahl am Hofe. Abend bei Emser. | 168—173 |
|--|---------|

| | |
|---|---------|
| " 11. Freiheit und Knechtschaft. Thesen. Natur des Menschen. Rationalismus. Bitte in Erfurt. Eck. Urban Regius. Luthers Bescheidenheit. | 173—181 |
|---|---------|

Drittes Buch.

Die Indulgenzen und die Thesen (1517 bis Mai 1518) 182—270

| | |
|---|---------|
| Abschnitt 1. Aufregung. Prozession. Tezel. Dessen Rede. Beichte. Verkauf. Öffentliche Buße. Ein Ablasszettel. Ausnahmen. Vergnügungen und Ausschweifungen. | 182—191 |
|---|---------|

| | |
|---|---------|
| " 2. Tezel in Magdeburg. Die Seele auf dem Gottesacker. Der Schuhmacher von Hagenau. Die Studenten. Weyconius. Unterhaltung mit Tezel. Ist eines Edelmanns. Reden der Klugen und des Volks. Ein Bergmann in Schneeberg. | 191—197 |
|---|---------|

| | | |
|--------------------|--|---------|
| Abchnitt 3. | Leo X. Albrecht in Mainz. Verpachtung der Indulgenzen. | |
| | Die Franziskaner und die Dominikaner. | 198—201 |
| " | 4. Tezel tritt auf. Die Beichte. Tezels Born. Luther ohne Plan. Luthers Rede. Traum des Kurfürsten. | 201—208 |
| " | 5. Allerheiligentag. Die Thesen. Ihre Kraft. Mäßigung. Vorsetzung. Brief an Albrecht. Gleichgültigkeit der Bischöfe. Verbreitung der Thesen. | 208—220 |
| " | 6. Reuchlin. Erasmus. Fleck. Vibra. Der Kaiser. Der Papst. Myconius. Besorgnisse. Adelmann. Ein alter Priester. Der Bischof. Der Kurfürst. Die Erfurter. Luthers Antwort. Verwirrung. Luthers Beweggrund. | 220—229 |
| " | 7. Tezels Angriff. Luthers Antwort. Gute Werke. Luther und Spalatin. Studium der Schrift. Scheurl und Luther. Luther und Staupitz. Luther und sein Volk. Ein neues Kleid. | 229—236 |
| " | 8. Disputation zu Frankfurt. Tezels Thesen. Drohungen. Knipstrows Opposition. Luthers Thesen werden verbrannt. Die Mönche. Luthers Ruhe. Man verbrennt Tezels Thesen. Luthers Verdruss. Besuch des Bischofs. | 236—244 |
| " | 9. Prierio. Rom's System. Der Dialog. System der Reformation. Antwort an Prierio. Das Wort, der Papst und die Kirche. Hochstraten. Die Mönche. Luther erwidert. Eck. Die Schule. Die Heiligen. Luthers Gesinnung. Die Aleristen. Bruch. | 245—255 |
| " | 10. Schriften für das Volk. Vater Unser. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe. Unser Brod. Predigt über die Buße. Die Vergebung kommt von Christo. | 255—261 |
| " | 11. Befürchtungen seiner Freunde. Reise nach Heidelberg. Vibra. Das kurfürstliche Schloß. Bruch. Die Paradoxen. Disputation. Die Zuhörer. Bucer. Brenz. Schnepf. Unterhaltungen mit Luther. Arbeiten dieser jungen Doktoren. Wirkungen auf Luther. Der alte Professor. Das wahre Licht. Ankunft. | 261—270 |

Viertes Buch.

Luther vor dem Legaten (Mai bis Dezember 1518) . . 271—348

| | | |
|--------------------|--|----------------|
| Abchnitt 1. | Buße. Der Papst Leo X. Luther an seinen Bischof. Luther an den Papst. Luther an den Generalvicar. Rovere an den Kurfürsten. Rede über den Bann. Einfluß und Kraft Luthers. | 271—281 |
| " | 2. Reichstag zu Augsburg. Der Kaiser an den Papst. Der Kurfürst an Rovere. Luther nach Rom beschrieben. Luthers Ruhe. Vermittlung der Universität. Päpstliches Breve. Luthers Unwille. Der Papst an den Kurfürsten. | 281—288 |
| " | 3. Der Waffenschmied Schwarzerb. Seine Frau. Philipp. Seine Anlagen. Seine Studien. Die Bibel. Auf nach Wittenberg. Abreise und Reise Melancthon's. Leipzig. Irrthum. Luthers Freude. Vergleich. Revolution des Unterrichts. Studium des Griechischen. | 288—295 |
| " | 4. Luthers und Staupitzens Ansichten. Vorladung. Besorgniß und Muth. Der Kurfürst bei dem Legaten. Abreise nach Augsburg. Aufenthalt in Weimar. Nürnberg. Ankunft in Augsburg. | 296—304 |

| | | |
|---------------------|--|-------------------------|
| Abschnitt 5. | De Bio. Sein Charakter. Serra Longa. Vorläufige Beschreibung. Besuch der Räthe. Rückkehr von Serra Longa. Der Prior. Luthers Klugheit. Luther und Serra Longa. Das sichere Geleit. Luther an Melanchthon. | Seite 301—309 |
| " | 6. Erstes Erscheinen. Erste Worte. Roms Bedingungen. Vorschläge des Widerrufs. Luthers Antwort. Er tritt ab. Beiderseitiger Eindruck. Staupizens Ankunft. Mittheilung an den Legaten. | 310—317 |
| " | 7. Zweite Besprechung. Luthers Erklärung. Antwort des Legaten. Geläufigkeit des Legaten. Luthers Forderung. | 317—321 |
| " | 8. Dritte Zusammenkunft. Ablasshag. Der Glaube. Demüthige Bitte. Antwort des Legaten. Luthers Erwiederung. Zorn des Legaten. Luther geht fort. Erster Abfall. | 321—326 |
| " | 9. De Bio und Staupiz. Staupiz und Luther. Luther an Spalatin. Luther an Karlstadt. Das Abendmahl. — Eink und de Bio. Staupiz und Eink reisen ab. Luther an Cajetan. Stillschweigen des Cardinals. Luthers Abschied. Abreise. Appellation an den Papst. | 326—336 |
| " | 10. Luthers Flucht. Bewunderung. Luthers Wunsch. Der Legat an den Kurfürsten. Der Kurfürst an den Legaten. Gedeihen der Universität | 336—342 |
| " | 11. Gedanken an Abreise. Abschied von der Kirche. Kritischer Augenblick. Befreiung. Luthers Muth. Unzufriedenheit zu Rom. Appellation an ein Concilium. | 342—348 |

Erstes Buch.

Lage der Dinge vor der Reformation.

1.

Verfall des Heidenthums. — Das Christenthum. — Zwei getrennte Prinzipien. — Entstehung des Papstthums. — Erste Eingriffe. — Mitwirkung der Bischöfe. — Patriarchate. — Mitwirkung der Fürsten. — Einfluß der Barbaren. — Weltliche Macht der Päpste. — Die Decretalen. — Unordnung in Rom. — Neue Epoche. Silberbrand. — Seine Nachfolger. — Die Kirche.

Die geschwächte Welt schwankte auf ihren Grundfesten als das Christenthum erschien. Die für die Väter genügenden Nationalreligionen reichten für die Kinder nicht aus. Die neue Generation konnte nicht mehr in alten Formen leben. Die nach Rom gebrachten Götter aller Nationen hatten dort ihre Drakel, wie die Völker ihre Freiheit verloren. Dem Kapitolium gegenüber hatten sie sich untereinander vernichtet und ihre Göttlichkeit war verschwunden. Eine große Leere entstand in der Religion der Welt.

Ein geist- und lebloser Deismus schwebte eine Zeitlang über dem Abgrunde, welcher den mächtigen Aberglauben der Alten verschlungen hatte. Aber er konnte, wie jeder negative Glaube, nichts aufbauen. Die engen Nationalitäten sanken mit ihren Göttern. Die Völker verschmolzen sich unter einander. Europa, Asien, Afrika wurden nur ein Reich, das Menschengeschlecht empfand allmählig seine Allgemeinheit und Einheit.

Da wurde das Wort Fleisch.

Gott erschien unter den Menschen und wie ein Mensch, das Verlorene zu retten. In Jesus von Nazareth wohnte leibhaftig die Fülle der Gottheit.

Es ist dieses das größte Ereigniß in den Jahrbüchern der Welt. Die alten Zeiten hatten es vorbereitet, die neuen stammen davon ab. Es ist ihnen Mittelpunkt, Band und Einheit.

Nun hatte der Aberglaube aller Völker keinen Sinn mehr. Die vom großen Schiffbruche des Unglaubens geretteten geringen Trümmer versanken vor der majestätischen Sonne der ewigen Wahrheit.

Der Menschensohn lebte hienieden 33 Jahre, heilte Kranke, unterwies Sünder, hatte keinen Ort, sein Haupt hinzulegen, und zeigte in dieser Erniedrigung eine Größe, Heiligkeit, Macht und Göttlichkeit, von welcher die Welt nie etwas gewußt hatte. Er litt, starb, stand auf, fuhr gen Himmel. Seine Jünger begannen in Jerusalem, durchzogen das Reich und die Welt, und verkündeten überall ihren Herrn als Urheber des ewigen Heils. Aus einem Volke, das sie Alle verwarf, kam die Barmherzigkeit, welche sie Alle zu sich rief und umfaßte. Viele bisher von Priestern zu den Füßen stummer Götzenbilder geführte Asiaten, Griechen und Römer glaubten an das Wort. Es erhellte plötzlich die Erde wie ein Sonnenstrahl, sagt Eusebius.¹⁾ Auf dem großen Todtenfelde regte sich neuer Lebensodem. Ein neues Volk, eine heilige Nation bildete sich unter den Menschen, die erstaunte Welt sah bei den Schülern des Galiläers eine Reinheit, Entsagung und Keuschheit, einen Heldenmuth, den sie ganz vergessen hatte.

Zwei Prinzipien unterschieden die neue Religion von allen von ihr vertriebenen menschlichen Systemen. Das eine bezog sich auf die Priester, das andere auf die Lehren.

Die Geistlichen des Heidenthums waren fast die Götter, zu denen jene menschlichen Religionen sich hinwandten. Die Priester leiteten die Völker, wenigstens so lange deren Augen nicht geöffnet waren. Eine umfassende, stolze Hierarchie lastete auf der Welt. Jesus Christus entthronte diese lebendigen Götzen, stürzte die hochmüthige Hierarchie, raubte dem Menschen, was der Mensch Gott geraubt hatte, setzte die Seele in unmittelbare Berührung mit der ewigen Quelle der Wahrheit, indem

1) οὐα̃ τῆς ἡλίου βολῆς. Hist. eccles. 2, 3.

er sich zum alleinigen Herrn und alleinigen Mittler erklärte. „Einer allein ist euer Meister, Christus, ihr aber seyd Alle Brüder.“ (Matth. 23, 8.)

In Betreff der Lehre kam in den Naturreligionen das Heil vom Menschen. Die irdischen Religionen kannten nur ein irdisches Heil. Sie hatten den Himmel als Belohnung versprochen, dessen Preis sie festsetzten, und welch' ein Preis! Die Religion Gottes lehrte, das Heil komme von Gott, es sey eine himmlische Gabe, entspringe einer Amnestie, einer Gnade des Allerhöchsten. „Gott hat das ewige Leben gegeben.“ (1 Joh. 5, 11.)

Allerdings ist nicht das ganze Christenthum in diese beiden Punkte zu fassen, aber wenn es sich um Geschichte handelt, scheinen sie obenan zu stehen. Wir haben die hervorstechendsten Züge gewählt, da wir den ganzen Gegensatz von Wahrheit und Irrthum zu schildern hier nicht im Stande sind.

Das waren also zwei der Grundprinzipien jener Religion, welche damals das Reich und die Welt in Besitz nahm. Mit ihnen ist man innerhalb des wahren Christenthums, außer denselben verschwindet es. Von ihrer Erhaltung oder Einbuße hing Sturz oder Größe desselben ab. Das eine Prinzip sollte die Geschichte, das andere die Lehre der Religion beherrschen. Anfänglich herrschten beide. Allmählig gingen sie verloren; verfolgen wir zuerst das Geschick des ersteren.

Die Kirche war anfänglich ein Volk von Brüdern. Alle waren von Gott unterwiesen, ein Jeder hatte das Recht, selbst am Quelle des Lichts zu schöpfen. (Joh. 6, 45.) Die Episteln, welche die großen Fragen der Lehre entschieden, trugen nicht den prahlerischen Namen eines einzelnen Mannes, eines Oberhauptes. Die heil. Schrift lehrt uns, daß man nur die Worte las: „Die Apostel, Ältesten und Brüder den Brüdern.“ (Apost. Gesch. 15, 23.)

Aber die Schriften der Apostel zeigen uns schon, daß aus diesen Brüdern eine Macht sich erheben werde, welche die einfache, ursprüngliche Ordnung umstoße. (2 Thess. 2.)

Betrachten wir die Bildung, untersuchen wir die Entwicklung dieser der Kirche fremden Macht.

Paulus von Tarsus, einer der größten Apostel der neuen Religion, war nach Rom, der Hauptstadt des Reichs und der Welt gekommen, und predigte das Heil von Gott. Neben dem Throne der Cäsaren gründete sich eine Kirche. Dieser Apostel bildete sie; sie bestand zuerst aus einigen bekehrten Juden, aus einigen Griechen und einigen römischen Bürgern. Sie strahlte lange Zeit wie ein helles Licht auf einem Berge. Ihr Glaube war überall berühmt, aber bald wich sie von ihrem ursprünglichen Zustande ab. Aus kleinem Anfange gelangte Rom zweimal zur usurpirten Weltherrschaft.

Die ersten Pastoren oder Bischöfe Roms beschäftigten sich bald mit der Bekehrung der ringsum liegenden Flecken und Städte. Die Bischöfe und Pastoren der Campagna von Rom befanden sich oft in der Lage, in schwierigen Fällen einen künftigen Führer aufzusuchen, sie waren der Kirche der Metropolis Dank schuldig, und so blieben sie mit ihr in enger Verbindung. Man erblickte nun, was in ähnlichen Verhältnissen vorgekommen ist: die natürliche Verbindung artete bald in Abhängigkeit aus. Die römischen Bischöfe betrachteten die von den benachbarten Kirchen freiwillig gewährte Stellung als ein Recht. Die Geschichte besteht meist aus den Eingriffen der Mächte und dem Widerstande derer, welche ihre Rechte verlieren. Die geistliche Macht konnte nicht dem Taumel entgehen, in welchem alle die, welche hoch stehen, noch höher steigen wollen. Sie unterlag diesem Gesetze der Menschheit.

Die Oberhoheit des römischen Bischofs beschränkte sich auf die Inspektion der Kirchen in dem Gebiete, das dem römischen Präfecten bürgerlich unterworfen war.¹⁾

Aber der Rang, den die Kaiserstadt in der Welt einnahm, bot dem Ehrgeize des Oberhirten noch größere Aussichten. Das Ansehen, welches die verschiedenen Bischöfe der Christenheit im zweiten Jahrhundert genossen, war dem Range der Stadt ihres

1) Suburbicaria loca. S. den sechsten Canon des Concils von Nicäa, den Rufinus (Hist. eccl. 10, 6.) so anführt: „et ut apud Alexandriam et in urbe Roma vetusta consuetudo servetur, ut vel ille Aegypti, vel hic suburbicariarum ecclesiarum sollicitudinem gerat.“

Aufenthalts angemessen. Rom war die größte, reichste und mächtigste Stadt der Welt. Sie war der Sitz des Reichs, die Mutter der Völker, alle Einwohner der Erde gehören ihr an, sagt Julian¹⁾, sie ist, nach Claudian, die Quelle der Gesetze.²⁾

Wenn Rom die Königin der Städte, des Alls, warum sollte ihr Hirt nicht der König der Bischöfe, warum die römische Kirche nicht die Mutter der Christenheit, warum die Völker nicht ihre Kinder und ihr Ansehen deren höchstes Gesetz seyn? Das ehrgeizige Menschenherz konnte leicht so schließen. Das ehrgeizige Rom that es.

Das heidnische Rom sank und gab dem inmitten der Trümmer sitzenden demüthigen Diener des Gottes des Friedens die stolzen Titel, welche es mit unbefiegbarem Schwerte von den Völkern der Erde erobert hatte.

Die Bischöfe der andern Theile des Reichs waren von dem Zauber hingerissen, welchen Rom seit Jahrhunderten über alle Völker ausübte, folgten dem Beispiele der römischen Campagna und unterstützten die Usurpation. Sie mochten den römischen Bischöfen etwas von der Ehre ertheilen, welche der Königin der Welt gebührte. Diese Ehre schloß keine Abhängigkeit in sich; sie behandelten den römischen Hirten als Ihresgleichen³⁾, aber angemaßte Macht schwillt an wie die Lawine. Die erst nur brüderlichen Rathschläge des Papstes wurden bald gebieterische Vorschriften. Die erste Stelle unter Gleichgestellten wurde zum Throne.

Die Bischöfe des Westens begünstigten das Unternehmen der römischen, theils aus Eifersucht gegen die des Orients, theils weil sie die Obmacht eines Papstes der Herrschaft einer weltlichen Macht vorzogen.

Andererseits suchten alle den Orient spaltenden theologischen Parteien Rom für sich zu gewinnen, und erwarteten den Beistand der Hauptkirche des Westens.

1) *Julian. Orat. 1.*

2) *Claudian in paneg. Stilic. lib. 3.*

3) *Eusebius hist. eccl. 5, 24. Socrates hist. eccl. c. 21. Cyprian. ep. 59. 72. 75.*

Rom nahm diese Bitten und Gesuche sorgfältig an und lächelte, als sich die Völker freiwillig ihm in die Arme warfen. Es ließ keine Gelegenheit vorübergehen, seine Macht zu vergrößern und auszubreiten. Lobpreisungen, Schmeicheleien, übertriebene Höflichkeiten, Anfragen der andern Kirchen, Alles wurde in seinen Augen zu Titeln und Urkunden seiner Autorität. So ist der Mensch auf dem Throne, Weihrauch benebelt ihn, ihn schwindelt. Was er hat, dünkt ihm ein Grund, noch mehr zu erhalten.

Die Lehre von der Kirche und der Nothwendigkeit ihrer äußern Einheit fing schon im dritten Jahrhunderte an, sich geltend zu machen, und begünstigte Roms Ansprüche. Das große Band, welches die Glieder der Kirche ursprünglich verknüpfte, war der lebendige Glaube des Herzens, durch welchen Alle festhielten an Christo, als ihrem gemeinsamen Oberhaupte. Aber manche Umstände trugen dazu bei, daß die Idee der Nothwendigkeit einer äußerlichen Gesellschaft entstand und sich entwickelte. Männer, welche an politische Bande und Formen des irdischen Vaterlandes gewöhnt waren, übertrugen einige ihrer Ansichten und Gewohnheiten auf das geistige, ewige Reich Jesu Christi. Die Verfolgung konnte die neue Gesellschaft nicht erschüttern oder zerstören, aber sie bewirkte, daß diese sich mehr als solche fühlte und eine engere Körperschaft bildete. Dem Irrthume der theosophischen Schulen oder Sekten setzte man die eine und allgemeine, von den Aposteln angenommene, in der Kirche bewahrte Wahrheit entgegen. Das war recht gut, so lange die unsichtbare geistige Kirche mit der sichtbaren, äußerlichen dieselbe war. Aber bald begann eine große Scheidung, die Formen und das Leben trennten sich. Der Schein einer identischen, äußern Organisation trat bald an die Stelle der inneren, geistigen Einheit, welche das Wesen der Religion Gottes ist. Man ließ den köstlichen Weihrauch des Glaubens verfliegen und kniete vor dem leeren Gefässe, in welchem er sich befunden hatte. Der Glaube des Herzens vereinigte nicht mehr die Glieder der Kirche, und so suchte man ein anderes Band; man verband sie durch Bischöfe, Erzbischöfe, Päpste, Mitren, Ceremonieen und Canones. Die lebendige Kirche zog sich all-

mählig in das abgesonderte Heiligthum einiger einsamen Gemüthler zurück und eine äußere Kirche erschien, die man mit allen ihren Formen für eine göttliche Anstalt erklärte. Das Heil kam nicht mehr aus dem von nun an verborgenen Worte, man setzte fest, es werde durch die erfundenen Formen verliehen und ohne es durch diesen Kanal zu erhalten, bekomme man es gar nicht. Durch eigenen Glauben kann Keiner das ewige Leben erwerben, hieß es. Christus hat den Aposteln, die Apostel haben den Bischöfen die Salbung des heiligen Geistes übermacht und dieser Geist findet sich nur in dieser Ordnung. Sonst war ein Glied der Kirche, wer den Geist Jesu Christi hatte, nun drehte man es um und behauptete, nur wer Glied der Kirche sey, erhalte den Geist Jesu Christi.

Als der Irrthum der Nothwendigkeit einer sichtbaren Einheit der Kirche so festgesetzt war, erhob sich bald eine zweite von der Nothwendigkeit einer äußern Vertretung dieser Einheit. Obschon sich im Evangelio nirgendwo eine Spur von einem Uebergewichte des heiligen Petrus findet, obschon die Idee eines Primas den brüderlichen Beziehungen der Jünger und dem Geiste der evangelischen Anordnung zuwider ist, da sie alle Kinder des Vaters beruft, einander zu dienen, und nur einen Meister, nur ein Oberhaupt anerkennt, obschon Jesus seine Jünger hart anfuhr, so oft sich in ihren fleischlichen Herzen ehrgeizige Ideen von Uebergewicht regten, so erfand man doch und stützte auf falsch verstandene Schriftsätze einen Primat Petri, und begrüßte dann diesen Apostel und dessen angeblichen Nachfolger zu Rom als die sichtbaren Vertreter der sichtbaren Einheit, als die Oberhäupter der Kirche.

Die patriarchalische Einrichtung unterstützte die Erhöhung des römischen Papstthums. Schon in den ersten drei Jahrhunderten hatten die Kirchen der Metropolen besondere Achtung genossen. Das Concil von Nicäa erwähnt in seinem sechsten Canon drei Städte, deren Kirchen, seiner Ansicht zufolge, eine Autorität über die der benachbarten Provinzen ausübten, es sind Alexandria, Rom und Antiochia. Der politische Ursprung dieser Auszeichnung erhellt aus dem Namen, welchen man den Bischöfen dieser Städte anfänglich gab, sie hießen Exarchen,

wie die politischen Gouverneurs. ¹⁾ Später gab man ihnen den kirchlichen Namen eines Patriarchen, den wir zum erstenmale auf dem Concil von Konstantinopel gebraucht finden. Dieses Concil schuf ein neues Patriarchat von Konstantinopel, dem neuen Rom, der zweiten Hauptstadt der Welt. Rom theilte damals die Patriarchats-Oberherrschaft mit diesen drei Kirchen. Aber als Mahomets Eroberungen die Sitze von Alexandria und Antiochia gestürzt hatten, als der Sitz von Konstantinopel verfiel und sich später vom Westen trennte, blieb Rom allein und die Umstände scharten alles um seinen ohne Nebenbuhler stehenden Sitz.

Neue und mächtigere Genossen kamen ihm zu Hülfe. Unwissenheit und Aberglaube bemächtigten sich der Kirche, und überlieferten sie mit verbundenen Augen und gefesselten Händen an Rom.

Doch wurde sie nicht ohne Kämpfe gefangen. Oft verkündete die Stimme der Kirche ihre Unabhängigkeit. Diese muthige Stimme erschallte vorzüglich im proconsularischen Afrika und im Orient. ²⁾

Aber Rom fand neue Bundesgenossen, den Schrei der Kirchen zu ersticken. Herrscher, welche im Zeitensturm oft auf ihren Thronen wankten, boten ihm Beistand an, wenn es sie dafür halten wollte. Diese gaben ihm geistliche Autorität, um von ihm an weltlicher Macht zu gewinnen. Sie überließen ihm die Seelen, in

1) Im Concil von Chalcedon, Canon 8 u. 18.: ὁ ἐξάρχος τῆς διοκλήσεως.

2) Cyprian, Bischof von Karthago, sagt von Stephanus, Bischof von Rom: magis ac magis ejus errorem denotabis, qui haereticorum causam contra christianos et contra ecclesiam Dei asserere conatur, qui unitatem et veritatem de divina lege venientem non tenens . . . Consuetudo sine veritate vetustas erroris est. (Epist. 74). Firmilian, Bischof von Cäsarea in Cappadocien, sagt auch in der Mitte des dritten Jahrhunderts: eos autem qui Romae sunt, non ea in omnibus observare, quae sunt ab origine tradita et frustra auctoritatem apostolorum praetendere . . . Ceterum nos (die Bischöfe der asiatischen Kirchen, welche älter waren als die römischen) veritati et consuetudinem jungimus, et consuetudini Romanorum consuetudinem sed veritatis opponimus: ab initio hoc tenentes, quod a Christo et ab apostolo traditum est. (Cypr. ep 75). Diese Zeugnisse sind von großer Bedeutung.

der Hoffnung, es werde ihnen ebenso ihren Frieden verschaffen. Die hierarchische Macht stieg, die kaiserliche sank, beide stützten einander und beschleunigten durch dieses Bündniß ihr doppeltes Geschick.

Rom konnte dabei nichts verlieren. Ein Erlaß Theodosius II. und Valentinians III. nannte den römischen Bischof den Rektor der ganzen Kirche.¹⁾ Justinian erließ eine ähnliche Verordnung. Diese Dekrete enthielten nicht ganz das, was die Päpste darin finden wollten. Aber in diesen Zeiten der Unwissenheit war es leicht, die Erklärung geltend zu machen, welche ihnen die günstigste war. Die Herrschaft der Kaiser wurde in Italien immer schwächer, die römischen Bischöfe benutzten dieses, sich deren Abhängigkeit zu entziehen.

Aber schon hatten die wahren Beförderer der päpstlichen Macht die Wälder des Nordens verlassen. Die Barbaren hatten den Westen erobert und sich dort niedergelassen; neu im Christenthume, unfundig der geistlichen Natur der Kirche, bedürftig einer äußerlich ansehnlichen Religion, knieeten sie, die halb Wilden und halb Heiden, vor dem Oberpriester zu Rom. Mit ihnen fiel ihm der Westen zu Füßen. Die Vandalen, die Ostgothen, die Burgunder und Alanen, die Wisigothen, endlich die Lombarden und Angelsachsen bogen ihre Kniee vor dem römischen Pontifex. Auf den harten Schultern der Kinder des götzendienerischen Nordens wurde endlich einer der Hirten am Ufer der Tiber auf den höchsten Thron der Christenheit gesetzt.

Anfangs des siebenten Jahrhunderts ereignen sich diese Thatfachen im Westen, indeß gleichzeitig im Osten die Macht Mahomets steigt, um einen andern Theil der Welt zu erobern.

Nun nimmt das Uebel immer zu. Im achten Jahrhunderte stoßen die römischen Bischöfe ihre gesetzlichen Herrscher, die griechischen Kaiser, zurück und suchen sie aus Italien zu vertreiben, indeß sie zugleich den Majordomen des Frankenreichs schmeicheln, und diese schon im Westen zunehmende neue Macht um einige Trümmer des Kaiserreichs bitten. Rom setzt seine angemessene Macht zwischen dem Orient, den es abweist, und dem Occident, den es herbeiruft,

1) Rector totius ecclesiae.

fest. Es erhebt seinen Thron zwischen zwei Revolten. Rom wird erschreckt vom Schrei der Araber, die, schon Herren Spaniens, bald über die Pyrenäen und Alpen nach Italien hin gelangen und Mahomet auf Roms sieben Hügeln zu verkünden drohen, nicht minder von Astolphs Kühnheit, der an der Spitze seiner Lombarden wie ein brüllender Löwe auftritt und vor den Thoren der ewigen Stadt sein Schwert schwingt, alle Römer niederzumetzeln bereit ¹⁾; da sieht es, dem Sturze nahe, bedrängt um sich, und wirft sich in die Arme der Franken. Der Usurpator Pipin fordert eine angebliche Weihe für sein neues Königthum, das Papstthum gibt sie ihm und erhält dafür, daß er sich zum Vertheidiger der „Republik Gottes“ aufwirft. Pipin nimmt den Lombarden, was sie vorher dem Kaiser genommen hatten, gibt es diesem Fürsten nicht wieder, sondern legt auf den Altar des heiligen Petrus die Schlüssel der eroberten Städte; er schwört mit erhobener Hand, er habe nicht für einen Menschen die Waffen ergriffen, sondern um von Gott Vergebung der Sünden zu erlangen und dem heiligen Petrus seine Eroberungen zu widmen. So begründete das Frankenreich die weltliche Macht der Päpste. Karl der Große tritt auf: einmal betritt er die Basilika des heiligen Petrus, indem er demüthig die Stufen derselben küßt. Ein zweitesmal erscheint er dort als Herr aller Völker, welche das westliche Reich bildeten, und Rom selbst. Leo III. meint, dem Inhaber der Macht auch den Titel verleihen zu dürfen, und im J. 800 zu Weihnachten setzt er dem Sohne Pipins die Krone der römischen Kaiser auf. ²⁾ Von da an gehört der Papst zum Frankenreiche, seine Beziehungen zum Orient haben aufgehört. Er trennt sich vom faulen Baume, der bald umstürzt, und pflanzet sich auf ein kräftiges Reis. Unter den germanischen Geschlechtern, denen er sich hingibt, harret seiner eine Zukunft, an die er niemals gedacht haben dürfte.

1) *Fremens ut leo . . . asserens omnes uno gladio jugulari.* Anastas. bibl. vit. pontif. p. 83.

2) *Visum est et ipsi apostolico Leoni . . . ut ipsum Carolum imperatorem nominare debuisset, qui ipsam Romam tenebat, ubi semper Caesares sedere soliti erant et reliqua sedes.* (Annalista Lambecianus ad a. 801).

Karl der Große vermachte seinem schwachen Nachfolger nur die Trümmer seiner Macht. Ueberall im neunten Jahrhunderte war die bürgerliche Gewalt durch Zwietracht ermattet. Daß der Augenblick sich zu vergrößern da sei, begriff Rom. In der Zeit des Verfalls, da die Krone Karls zerbrochen war, auf dem Boden seines alten Reichs, deren Stücke zerstreut lagen, konnte die Kirche sich am leichtesten unabhängig vom Staate machen.

Da erschienen die falschen Dekretalen von Isidorus. In dieser Sammlung angeblicher Beschlüsse der Päpste sprechen die ältesten Bischöfe, Zeitgenossen von Tacitus und Quintilianus, das barbarische Latein des neunten Jahrhunderts. Die Gewohnheiten und Constitutionen der Franken waren den Römern zur Zeit der Kaiser in allem Ernste zugeschrieben. Päpste führten die Bibel in der Uebersetzung des heiligen Hieronymus an, der ein, zwei, drei Jahrhunderte nach ihnen gelebt hatte. Victor, Bischof von Rom im J. 192, schrieb an Theophilus, der 385 Erzbischof von Alexandria war. Der Betrüger, welcher diese Sammlung geschmiedet hatte, bemühte sich um den Nachweis, daß alle Bischöfe ihre Würde vom römischen Bischöfe erhalten hätten und dieser die seinige unmittelbar von Jesu Christo habe. Er trug nicht allein alle allmählichen Eroberungen der Päpste ein, sondern führte sie zu den ältesten Zeiten zurück. Die Päpste schämten sich nicht, dieses verächtliche Nachwerk zu benutzen. Schon 865 suchte Nikolaus I. darin die Waffen, ¹⁾ um Könige und Bischöfe zu bekämpfen. Jahrhunderte lang war diese freche Fabel die Rüstkammer Roms.

Die Laster und Verbrechen der Päpste hemmten eine Weile die Wirkungen der Dekretalen. Das Papstthum bezeichnete seine Zulassung zur königlichen Tafel durch schimpfliche Ausschweifungen. Es berauschte sich und im Uebermaße schwindelte ihm der Kopf. Zu jenen Zeiten soll, der Sage nach, auf dem päpstlichen Throne ein Mädchen Namens Johanna gegessen haben, die sich mit ihrem Liebhaber nach Rom geflüchtet hatte, und deren Geschlecht bei einer feierlichen Prozession durch Geburtsschmerzen verrathen wurde. Aber wir wollen die Schande der päpstlichen

1) E. epist. ad univ. episc. Gall. (Mansi XV).

Curie nicht unnützerweise vermehren. Damals herrschten ausschweifende Frauenzimmer in Rom. Der über die Majestät der Könige erhaben sein wollende Thron versank im Schmutze des Lasters. Theodora und Marozia setzten die angeblichen Herren der christlichen Kirche ein und ab, und ihre Geliebten, Söhne und Enkel bestiegen den Thron Petri. Diese allzu wahren Skandale haben vielleicht die Sage von der Päpstin Johanna veranlaßt.

Rom wurde eine große Schaubühne von Unordnungen, an denen die mächtigsten Familien Italiens Theil nahmen. Die Grafen von Toskana trugen meist den Sieg davon. Im J. 1033 wagte dieses Haus einen in Ausschweifung erzogenen Knaben als Benedikt IX. auf den Papststuhl zu setzen. Dieser zwölfjährige Knabe setzte als Papst seine schrecklichen Unsittlichkeiten fort.¹⁾ Eine Partei wählte Sylvester III. an dessen Stelle. Papst Benedikt, das Gewissen mit Ehebruch belastet, die Hand mit dem Blute seiner Mordthaten besetzt,²⁾ verkaufte endlich das Papstthum an einen römischen Geistlichen.

Die römischen Kaiser wurden über solche Unordnungen entrüstet und säuberten Rom mit dem Schwerte. Das Reich machte seine oberherrlichen Rechte geltend, zog die dreifache Krone aus dem Schmutz, in den sie versunken war und rettete das erniedrigte Papstthum, indem es ihm anständige Männer als Oberhäupter gab. Heinrich III. setzte 1046 die drei Päpste ab und sein mit dem Ringe der römischen Patricier geschmückter Finger bezeichnete den Bischof, welchem die Schlüssel des Bekenntnisses des heiligen Petrus übertragen werden sollten. Vier vom Kaiser ernannte Deutsche folgten einander als Päpste. Wenn der römische Bischof starb, erschienen Abgeordnete dieser Kirche am kaiserlichen Hoflager wie Gesandte anderer Diözesen und baten um einen neuen Bischof. Der Kaiser sah es gern, daß die Päpste den Mißbräuchen abhelfen, die Kirche stärkten, Concilien abhiel-

1) Cujus quidem post adeptum sacerdotium vita quam turpis, quam foeda, quamque execranda extiterit horresco referre. Desiderius, Abt von Cassino, später Papst Viktor III., de miraculis a S. Benedicto etc. lib. 3. init.

2) Theophylactus ... quum post multa adulteria et homicidia manibus suis perpetrata ... (Bonizo, Bischof von Sutri, später von Piacenza liber ad amicum).

ten, trotz fremder Herrscher Prälaten ein- und absetzten; durch solche Ansprüche erhöhte das Papstthum die Macht der Kaiser, der Oberherren. Aber die Zulassung solcher Handlungen war sehr gefährlich. Die allmählich wiedergewonnenen Kräfte konnten plötzlich vom Papste gegen den Kaiser gebraucht werden, das gewachsene Thier konnte die Brust dessen zerreißen, der es gewärmt hatte. So kam es.

Nun beginnt eine neue Epoche des Papstthums. Es springt von seiner Erniedrigung auf und tritt bald die Fürsten dieser Welt mit Füßen. Seine Höhe ist die Höhe der Kirche, die Vergrößerung des Glaubens, die Gewißheit vom Siege des Geistes über das Fleisch, vom Siege Gottes über die Welt. Das sind seine Lehrlätze, wobei der Ehrgeiz gewinnt, der Fanatismus sich rechtfertigt.

Ein Mann stellt diese ganze neue Tendenz dar: Hildebrand.

Hildebrand, der bald übermäßig gepriesene, bald ungerecht geschmähte Mann, ist die Personifikation des Papstthums in seiner Kraft und Herrlichkeit. Er ist eine der Normal-Erscheinungen in der Geschichte, welche eine ganz neue Ordnung der Dinge umfassen, wie in andern Sphären Karl der Große, Luther, Napoleon.

Leo IX. fand diesen Mönch in Clugny und nahm ihn nach Rom. Von da an wurde Hildebrand die Seele des Papstthums, bis er das Papstthum selbst wurde. Er beherrschte die Kirche unter mehreren Päpsten, bis er als Gregor VII. selbst regierte. Diesen großen Geist beherrschte eine große Idee. Er wollte eine sichtbare Theokratie stiften, deren Oberhaupt der Papst als Stellvertreter Jesu Christi sein sollte. Die Erinnerung der alten Welt-herrschaft des heidnischen Roms erfüllte seine Einbildung und belebte seine Gluth. Was das kaiserliche Rom verloren, sollte das päpstliche wieder gewinnen. „Du vollendest durch ein Wort,“ sagten seine Schmeichler, „was Marius und Cäsar durch Ströme Blutes nicht zur Stande bringen konnten.“

Gregor VII. wurde nicht vom Geiste des Herrn geleitet. Ihm war dieser Geist der Demuth, Wahrheit und Milde fremd. Er gab auch das ihm als wahr Bekannte Preis, wenn er es für seine Zwecke nützlich erachtete. Das that er vorzüglich in der Sache des Berengarius. Aber ihn belebte dennoch eine den ge-

wöhnlichen päpstlichen Geist überragende Gesinnung, eine innere Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache. Er war kühn, ehrgeizig, unbeugsam in seinen Absichten, aber ebenso sehr gewandt und geschmeidig bei der Benutzung der Mittel, welche ihm den Erfolg sichern sollten.

Zuerst bildete er die Milliz der Kirche. Er mußte stark sein, ehe er das Kaiserreich angriff. Ein in Rom gehaltenes Concil nahm die Geistlichen von den Familien fort und zwang sie ganz unter die Hierarchie. Das von Päpsten, selbst Mönchen, ersonnene und ausgeführte Eölibatzgesetz änderte den Klerus in eine Art von Mönchsorden um. Gregor VII. behauptete, er habe über alle Bischöfe und Priester der Christenheit dieselbe Gewalt, wie ein Abt von Clugny über den Orden, welchem dieser vorstand. Die Legaten Hildebrands verglichen sich mit den Prokonsuln des alten Rom, durchzogen die Provinzen, um den Geistlichen ihre gesetzlichen Frauen zu rauben, und wenn es Noth that, regte der Papst selber die Volksmenge gegen die verheiratheten Mönche auf. 1)

Vor Allem wollte Gregor Rom vom Reiche befreien. Er hätte einen so kühnen Plan niemals entworfen, wäre nicht die Ausführung desselben durch die Unruhen während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. und den Aufstand der deutschen Fürsten gegen den jungen Kaiser begünstigt worden. Der Papst war damals einer der Magnaten des Reichs. Indem er sich den andern großen Vasallen anschloß, benutzte er das aristokratische Interesse, und verbot endlich allen Geistlichen bei Androhung der Excommunication die Investitur ihres Amtes vom Kaiser anzunehmen. Er zerbrach die alten Bande, welche die Kirche und ihre Hirten mit der Autorität des Herrschers verknüpften, um sie ganz dem päpstlichen Stuhle anzuschließen. Mit mächtiger Hand wollte er Priester, Könige und Völker an diesen knüpfen und den Papst zum Universal-Monarchen machen. Jeder Priester sollte nur Rom fürchten, seine Hoffnung nur auf Rom setzen. Königreiche und Fürstenthümer der Welt sollten sein Gebiet sein. Alle Könige

1) *Hi quocunque prodeunt clamores insultantium, digitos ostendentium, colaphos pulsantium perferunt. Alii membris mutilati, alii per longos cruciatus superbe necati.* Martene et Durand. Thesaur. nov. anecd. I, 231.

solten vor dem Blitze zittern, welchen der Jupiter des neuen Roms schleuderte. Wehe dem, welcher sich widersetzte! Die Untertanen wurden des Eides der Treue entbunden, das ganze Land in den Bann gethan, jeder Gottesdienst hörte auf, die Tempel waren geschlossen, die Glocken verstummt, die Sakramente nicht mehr gereicht, der Fluch traf selbst die Todten, denen die Erde auf Geheiß eines hochmüthigen Papstes den Frieden der Gräber versagte.

Der Papst war seit den ersten Tagen seines Bestehens den römischen, dann den fränkischen, später den deutschen Kaisern unterworfen, nun wurde er frei, trat als ihres Gleichen, wenn nicht als ihr Herr auf. Gregor VII. wurde endlich doch auch gedemüthigt, Rom wurde erobert, Hildebrand mußte fliehen. Er starb in Salerno und sagte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, das Unrecht gehaßt, deßhalb sterbe ich in der Verbannung.“¹⁾ Wer kann diese am Rande des Grabes gesprochenen Worte scheinheilig nennen wollen?

Gregors Nachfolger warfen sich wie Soldaten nach einem großen Siege auf die beknechteten Kirchen. Das dem Islam entrissene Spanien, das den Götzen entzogene Preußen fielen dem gekrönten Priester in die Arme. Auf sein Geheiß entstanden die Kreuzzüge, verbreiteten und vergrößerten sein Ansehen; die frommen Pilger, welche Heilige und Engel als Anführer ihrer Heereschaaren zu erblicken gewöhnt hatten, und demüthig barfuß in Jerusalem eingezogen die Juden in den Synagogen verbrannten und mit dem Blute tausender von Sarazenen die Stätten benetzten, wo sie die heiligen Fußtritte des Friedensfürsten suchten, brachten den Namen des Papstes in den Orient, wo er, nachdem er um der fränkischen Oberherrschaft willen die griechische aufgegeben hatte, nicht mehr bekannt war.

Was die Waffen der römischen Republik und des Kaiserreichs nicht vollbringen konnten, gelang der Macht der Kirche. Die Deutschen legten vor einem Bischofe die Tribute nieder, die ihre Ahnen den mächtigsten Feldherren verweigert hatten. Ihre Fürsten wurden Kaiser und meinten, die Krone vom Papste erhalten

1) Dilexi justitiam et odivi iniquitatem, propterea morior in exilio.

zu haben, aber der Papst gab ihnen ein Joch. Die Königreiche der Christenheit waren schon der geistlichen Gewalt Roms unterworfen und wurden nun deren Zinspflichtige und Leibeigene.

So war in der Kirche Alles verändert.

Im Anfange war sie ein Volk von Brüdern, nun war eine absolute Monarchie in ihr errichtet. Alle Christen waren ein königliches Priesterthum (1 Petr. 2, 9.), demüthige Hirten leiteten sie. Aber unter diesen Hirten erhob sich ein hochmüthiges Oberhaupt, ein mystischer Mund sprach stolze Worte, eine eiserne Hand zwang Groß und Klein, Arm und Reich, Freie und Sklaven, das Zeichen ihrer Macht zu tragen. Die heilige und ursprüngliche Gleichheit aller Seelen vor Gott war verloren. Die Christenheit hatte sich vor der Stimme eines Mannes in zwei ungleiche Lager getheilt; auf der einen Seite war eine Priesterkaste, die sich des Namens Kirche anzumäßen wagte und vor Gott mit großen Vorrechten begabt zu sein behauptete: andrerseits knechtische Heerden, in blindem, leidendem Gehorsam, ein geknebeltes, gefesseltes, einer stolzen Kaste preisgegebenes Volk. Alle Stämme, Zungen und Völker der Christenheit unterlagen der Herrschaft des geistlichen Königs, der die Macht des Sieges errungen hatte.

2.

Verderbniß der Lehre. — Die gute Botschaft. — Das Heil in den Händen der Priester. — Die Pönitenzen. — Die Indulgenzen. — Supererogatorische Verdienste. — Das Fegfeuer. — Tare. — Jubiläum. — Das Papstthum und das Christenthum.

Neben dem Prinzip, welches die Geschichte des Christenthums beherrschte, war ein anderes, welches in der Lehre obenan stand. Die große Idee des Christenthums war die Idee von Gnade, Amnestie, Geschenk des ewigen Lebens. Diese Idee setzte im Menschen eine Entfernung von Gott voraus und die Unmöglichkeit durch eigene Kraft mit diesem unendlich heiligen Wesen in Gemeinschaft zu gelangen. Der Gegensatz zwischen wahrer und falscher Lehre besteht nicht lediglich in der Frage des Selig-

werdens durch den Glauben oder durch die Werke. Doch ist es der hervorstechendste Zug. Noch mehr, das vom Menschen kommende Heil ist das alle Irrthümer und Mißbräuche erzeugende Prinzip. Die Excesse dieses Grundirrhums veranlaßten die Reformation, und sie entstand durch das Bekenntniß des entgegengesetzten Prinzips. In einer Einleitung zur Reformationsgeschichte muß dieses besonders hervorgehoben werden.

Das Heil aus Gnade unterschied die Religion Gottes wesentlich von den menschlichen Religionen. Was war daraus geworden? Hatte die Kirche diesen großen ursprünglichen Gedanken als heiliges Unterpfand bewahrt?

Die Einwohner von Jerusalem, von Asien, Griechenland und Rom hatten im Jahrhundert der ersten Kaiser die gute Botschaft vernommen: Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben, Gottes Gabe ist es (Ephes. 2, 8.). Bei dieser Friedensstimme, diesem Evangelium, diesem mächtigen Worte, wurden viele schuldbeladene Seelen gläubig, näherten sich dem Quelle des Friedens, und zahlreiche Kirchen bildeten sich unter den entarteten Geschlechtern des Jahrhunderts.

Aber bald beging man einen großen Irrthum über die Beschaffenheit des seligmachenden Glaubens. Der Glaube ist nach Paulus das Mittel, durch welches das ganze Sein des Gläubigen, dessen Intelligenz, Herz, Wille, in Besitz des Heils gelangen, das die Fleischwerdung und der Tod des Sohnes Gottes uns erworben haben. Jesus Christus wird durch den Glauben ergriffen und nun wird er Alles für den Menschen und in demselben. Er theilt der menschlichen Natur ein göttliches Leben mit, und der so erneuerte Mensch, von der Macht der Selbstsucht und der Sünde befreit, hat neue Triebe und verrichtet neue Werke. Der Glaube, sagt die Theologie, um diese Ideen auszudrücken, ist die subjektive Aneignung des objektiven Werkes Christi. Ist der Glaube keine Aneignung des Heils, so ist er nichts, so ist die ganze christliche Ordnung verworren, die Quellen des neuen Lebens sind versiegelt, das Christenthum ist von Grund aus umgestürzt.

So kam es. Die praktische Seite des Glaubens wurde allmählig vergessen. Bald war er nur noch, was er heut zu



Tage für viele ist, eine Handlung der Intelligenz, eine einfache Unterwerfung unter eine höhere Autorität.

Aus diesem ersten Irrthum mußte ein zweiter entspringen. Hatte der Glaube seinen praktischen Charakter verloren, so war es unmöglich zu behaupten, daß er allein selig mache; da die Werke nicht mehr auf ihn folgten, so setzte man sie ihm zur Seite, und die Lehre von der Rechtfertigung des Menschen durch den Glauben und durch die Werke drang in die Kirche ein. Auf die christliche Einheit, welche Rechtfertigung und Werke, Gnade und Gesetz, Lehre und Pflicht in sich schließt, folgte dieser traurige Dualismus, der Religion und Moral durchaus trennt, der schreckliche Irrthum, welcher das für das Leben nothwendigerweise Vereinigte auseinander reißt und, indem er Seele und Körper neben einander stellt, den Tod verursacht. Das Wort des Apostels hallt durch alle Jahrhunderte, es sagt: „Ihr habt angefangen im Geiste und vollendet es nun im Fleische!“ (Gal. 3, 3.)

Noch ein großer Irrthum trübte die Lehre von der Gnade, der Pelagianismus. Pelagius behauptete, die menschliche Natur sei nicht verdorben, es gebe keine Erbsünde, und da der Mensch die Anlage zum Guten habe, so bedürfe es nur des Willens, um es zu vollbringen. ¹⁾ Wenn das Gute aus einigen äußerlichen Handlungen besteht, so hat Pelagius Recht. Blickt man aber auf die Prinzipien, aus denen jene äußerlichen Handlungen entstehen, auf das Ganze des inneren Lebens des Menschen, so findet man in diesem immer die Selbstsucht, die Gottvergessenheit, die Befleckung, die Ohnmacht. Das hat Augustinus auseinander-gesetzt. Er bewies, es bedürfe, um dieses oder jenes Werk zu billigen, nicht allein des gut Scheinens bei äußerer, vereinzelter Betrachtung, sondern vor allem, daß es aus heiligem Quelle im Herzen entspringe. Die pelagianische Lehre wurde, als sie offen hervortrat, von Augustinus aus der Kirche vertrieben, aber sie erschien bald als Semi-Pelagianismus und unter der Maske augustinischer Formeln. Vergebens widersetzte sich ihm der große Lehrer. Bald starb er. Der Irrthum verbreitete sich mit erstaun-

1) Velle et esse ad hominem referenda sunt, quia de arbitrii fonte descendunt. *Pelagius* in *Aug. de gratia Dei*, cap. 4.

licher Schnelligkeit durch die Christenheit, zog vom Westen in den Osten, und noch jetzt verwirrt und schwächt er die Kirche. Die Gefahr dieses Systemes zeigte sich vornämlich, daß es das Gute nach Außen und nicht in's Innere setzte, und so auf äußerliche Werke, gesetzliche Observanzen, Handlungen der Buße, hohen Werth legen ließ. Je mehr man dergleichen übte, desto heiliger wurde man; mit ihnen gewann man den Himmel, bald meinte man, es gebe (eine wahrlich sehr seltsame Idee) Menschen, die an Heiligkeit über die Nothwendigkeit hinausgingen.

So wollte der Stolz des Menschenherzens dem Gotte, welchem aller Ruhm gebührt, diesen Ruhm nicht lassen. Er wollte verdienen, was Gott geben wollte. Er suchte in sich das Heil, welches ihm das Christenthum vom Himmel vollendet brachte. Er warf einen Schleier über die heilsame Wahrheit von einem nicht von Menschen, sondern von Gott kommenden, von Gott gegebenen aber nicht käuflichen Heile — da wurden alle andern Wahrheiten der Religion verschleiert, Finsterniß deckte die Kirche, und aus dieser tiefen, traurigen Nacht kam ein Irrthum nach dem andern.

Die beiden großen Abtheilungen von Irrthümern fanden sich nun vereinigt. Der Pelagianismus verdarb die Lehre, kräftigte die Hierarchie, erniedrigte die Gnade, erhob die Kirche, denn Gott ist die Gnade, der Mensch die Kirche.

Das Heil, den Händen Gottes geraubt, fiel in die der Priester. Diese setzten sich an die Stelle des Herrn; die heilsbegierigen Seelen hatten nicht mehr gen Himmel, sondern nach der Kirche, vornämlich nach deren angeblichem Oberhaupte, zu blicken. Den geblendeten Geistern erschien der römische Papst anstatt Gottes. Daher alle Größe und Würde der Päpste, daher unbeschreibliche Mißbräuche.

Die Lehre von der Seligkeit durch den Glauben wurde nicht ganz geraubt. Man findet sie nach Konstantin und im Mittelalter bei den berühmtesten Kirchenvätern. Man verlängnete die Lehre nicht förmlich, Concilien und Päpste schleuderten keine Bullen und Dekrete gegen sie, aber man setzte ihr etwas sie Vernichtendes zur Seite. Sie blieb für viele Lehrer, für viele einfältige und demüthige Seelen, aber die Menge besaß etwas ganz Anderes. Die Menschen hatten ein ganzes Vergebungssystem

erfunden, die Menge hielt sich daran mehr als an der Gnade Jesu Christi fest, und das menschliche System erstickte das göttliche. Beobachten wir einige Erscheinungen dieser traurigen Verwandlung.

Zur Zeit Vespasian's und seiner Söhne hatte der genaueste Freund des Galiläers, der Sohn Zebedäi, gesagt: „Wenn wir unsre Sünden vor Gott bekennen, so ist er gerecht und treu und vergibt sie uns.“

Ungefähr 100 Jahre später unter Commodus und Septimius Severus sprach schon ein berühmter Bischof von Karthago, Tertullianus, sehr verschieden über die Vergebung. „Es bedarf,“ sagte er, „einer Veränderung in den Kleidern und in der Nahrung. Man muß Sack und Asche anthun, jeder Bequemlichkeit und jeder Zierde des Körpers entsagen, vor dem Priester sich niederwerfen und alle unsere Brüder um ihre Fürbitte für uns bitten.“¹⁾

So wird der Mensch von Gott ab sich selbst zugewendet.

Die Werke der Buße an Stelle des Heils von Gott verbreiteten sich in der Kirche von Tertullianus bis in das dreizehnte Jahrhundert. Man mußte fasten, barfuß gehen, keine reine Wäsche tragen, oder Haus und Vaterland um ferne Gegenden meiden, oder der Welt entsagen und Mönch werden.

Im elften Jahrhundert that man die freiwilligen Geißelungen hinzu, später wurden sie im damals heftig aufgeregten Italien zur wahren Wuth. Edle und Gemeine, Jung und Alt, sogar fünfjährige Kinder zogen paarweise zu hunderten und tausenden, ja zu zehntausenden durch Dörfer, Flecken und Städte, trugen nur einen Schurz um die Mitte des Leibes, und besuchten so in strengster Winterkälte die Kirchen. Dort geißelten sie sich unbarmherzig, die Straßen widerhallten von Geschrei und Gestöhn, daß die Hörer darüber weinten.

Ehe das Uebel auf diese Höhe gestiegen war, hatten die von den Priestern bedrückten Menschen nach Befreiung geseufzt. Die Priester selbst hatten erkannt, sie würden, wenn sie dem nicht abhülften, ihre angemessene Macht verlieren. Sie erfanden nun

1) Tertullian de poenitentia.

das Tauschsystem, unter dem Namen der Indulgenzen bekannt. Unter Johann dem Nüchternen, Erzbischof von Konstantinopel, zeigen sie sich zuerst. Die Priester sagten: „Ihr Büsser könnt die euch auferlegten Aufgaben nicht lösen. Wir, Priester Gottes und eure Hirten, wollen diese schwere Last auf uns nehmen. Wer fastet besser als wir? Wer kniet geschickter und sagt Psalmen mit mehr Verdienst?“ Aber ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth. „Für ein siebenwöchentliches Fasten, sagt Regino, Abt von Prüm, zahlt der Reiche 20, der Aermere 10, der Arme 3 Heller und ebenso für andere Dinge!“¹⁾ Muthige Stimmen erhoben sich gegen diesen Handel, aber vergeblich.

Der Papst entdeckte bald den Nutzen dieser Indulgenzen. Sein Bedürfniß nach Geld stieg täglich. Da war nun eine leichte Hülfquelle, die unter dem Anscheine einer freiwilligen Gabe die Schätze füllte. Einer so köstlichen Entdeckung mußte man feste Grundlagen geben. Die Häupter Roms beschäftigten sich damit. Der doctor irrefragabilis, Alexander von Hales, erfand im dreizehnten Jahrhundert eine Lehre, welche diese große Hülfquelle des Papstthums zweckmäßig sicherte. Eine Bulle Clemens VII. machte sie zum Glaubensartikel. Die heiligsten Lehren mußten diesen römischen Erwerbszweig rechtfertigen. Jesus Christus, sagte man, hat weit mehr gethan, als nöthig war, um die Menschen mit Gott zu versöhnen. Dazu hätte ein einziger Blutstropfen genügt. Aber er hat viele vergossen, um für seine Kirche einen in Ewigkeit nicht zu erschöpfenden Schatz zu sammeln. Die supererogatorischen Verdienste der Heiligen, der Preis der von ihnen über ihre Verpflichtung hinaus verrichteten Werke haben diesen Schatz noch vergrößert. Verwahrung und Verwaltung desselben sind dem Stellvertreter Jesu Christi auf Erden anvertraut. Er verwendet bei jedem Sünder für die nach der Taufe begangenen Fehler diese Verdienste Jesu Christi und der Heiligen, je nach Maß und Menge der Sünden. Wer könnte einen Gebrauch so heiligen Ursprungs verwerfen?

Dieser unbegreifliche Handel wurde bald verwickelter und umfassender. Die Taxe forderte zehn, zwanzig Jahre für diese

1) Libri duo de ecclesiasticis disciplinis.

oder jene Sünde. Die gierigen Priester erklärten, nicht allein für jede Art von Sünde, sondern auch für jede Handlung bedürfe es so und so vieler Jahre. So war der Mensch von der Last einer fast ewigen Buße erdrückt.

Aber was bedeutet diese lange Buße im so kurzen Leben? Wann wird sie vollendet? Wo findet sich die Zeit dazu? Er sollte mehrere Jahrhunderte lang strengen Uebungen unterworfen sein. Im Tode würde er darüber lachen, dieser befreite ihn von der ganzen Last. Glückseliger Tod! Aber auch dafür sorgte man. Die alexandrinischen Philosophen hatten von einem Feuer gesprochen, in welchem die Menschen gereinigt werden mußten. Mehrere alte Lehrer hatten diesen Gedanken aufgefaßt. Rom erklärte die philosophische Meinung für eine christliche Lehre. Der Papst wußte das Fegefeuer seinem Reiche einzuverleiben. Er beschloß, der Mensch büße darin das hienieden noch nicht ganz Abgebüßte, aber Indulgenzen könnten die Seelen von diesem ihnen der Sünden halber angewiesenen Mittelzustande erlösen. Thomas von Aquino setzte dieses in seiner berühmten *summa theologica* auseinander. Man verabsäumte nichts, die Gemüther mit Schrecken zu füllen. Schon von selbst fürchtet der Mensch eine unbekannte Zukunft und die dunkeln Wohnungen jenseits des Grabes. Aber man vergrößerte diese Furcht, man schilderte die Qualen des Fegefeuers für die ihm Anheingegebenen mit den schrecklichsten Farben. Man sieht noch jetzt in vielen katholischen Landen in Tempeln oder auf Wegen Gemälde, wo arme Seelen mitten in Feuersgluthen bedrängt um Hülfe flehen. Wer konnte das Lösegeld verweigern, welches in den römischen Schatz fiel, aber die Seele von solchen Leiden befreite?

Bald erfand man ein neues Mittel, den Handel zu vergrößern. Bisher hatte man nur die Sünden der Lebenden ausgebeutet, nun ging es an die der Todten. Im dreizehnten Jahrhunderte erklärte man, durch einige Opfer könnten die Lebenden die Strafen verkürzen oder beendigen, welche ihre Voreltern oder Freunde im Fegefeuer büßten. Das gefühlvolle Herz der Gläubigen bot den Priestern neue Schätze.

Um den Handel zu ordnen, erfand man (wahrscheinlich war es Johann XXII.) die berühmte und schmachliche Indulgenzen-

taxe, von der es mehr als 40 Ausgaben gibt. Die rohesten Thren würden durch die Erzählung aller darin enthaltenen Gräuel verlegt. Eine nicht bekannte Blutschande kostet fünf, eine bekannt gewordene sechs Groschen. Mord, Kindermord, Ehebruch, Meineid, Diebstahl mit Einbruch waren taxirt. O Schande Roms, ruft ein römischer Theologe, Claudius von Espersa aus, und wir fügen hinzu: O Schande der Menschheit! denn was Rom vorgeworfen wird, trifft den Menschen selbst. Rom ist die in einigen ihrer schlimmsten Triebe auf die Spitze gestellte Menschheit. Wir sagen dieses, um wahr und gerecht zu sein.

Bonifaz VIII., der kühnste und ehrgeizigste Papst nach Gregor VII., ersann noch mehr als seine Vorgänger.

Er gab 1300 eine Bulle heraus, der gemäß die Kirche erklärte, alle, die nach Rom wallfahrteten, würden alle hundert Jahre dort vollkommenen Ablass erhalten. Von Italien, Spanien, Sicilien, Sardinien, Corsika, Frankreich, Deutschland und Ungarn eilte man herbei. Greise von 60 und 70 Jahren zogen aus, in einem Monate waren über 200,000 Pilger in Rom. Alle diese Fremden brachten reiche Gaben. Der Papst und die Römer füllten ihre Schatzkammern.

Bald setzte der römische Geiz das Jubiläum auf 50, dann auf 33, endlich auf 25 Jahre fest. Später verlegte man Jubiläum und Ablass zur größeren Bequemlichkeit der Käufer, zu größerem Vortheile der Kaufleute von Rom in alle Plätze der Christenheit. Man brauchte nicht mehr zu reisen. Was Andere jenseits der Alpen gekauft hatten, konnte nun ein Jeder vor seiner Thüre erhalten.

Größer konnte das Uebel nicht werden.

Der Reformator stand auf.

Wir haben gesehen, was aus dem Prinzip geworden war, welches die Geschichte des Christenthumes leiten sollte; ebendasselbe haben wir von dem der Lehre gefunden: beide waren verloren gegangen.

Das Papstthum hieß, eine vermittelnde Kaste zwischen Gott und dem Menschen einsetzen und durch Werke und Bußübungen für Geld das von Gott gegebene Heil erkaufen lassen.

Christenthum und Reformation wollen Allen durch Jesum Christum, ohne menschlichen Mittler, ohne die, Kirche be-

nannte, Gewalt zur großen von Gott gewährten Gabe des ewigen Lebens freien Zutritt gestatten.

Das Papstthum war eine gewaltige Mauer, die durch jahrhundertlange Arbeit zwischen Gott und dem Menschen errichtet war.

Wer diese überschreiten wollte, mußte bezahlen oder leiden, und selbst dann kam er noch nicht hinüber.

Die Reformation war die Macht, welche die Mauer umgestürzt, Christum den Menschen wiedergegeben, und den Weg, zum Schöpfer zu gelangen, gebahnt hat.

Das Papstthum stellte die Kirche zwischen Gott und den Menschen.

Das Christenthum und die Reformation stellten Gott und den Menschen einander gegenüber.

Das Papstthum trennte, das Evangelium verband sie. —

Nachdem ich die Geschichte des Verfalls und der Vernichtung der beiden großen Prinzipien, welche die Religion Gottes von allen menschlichen Religionen unterschieden, geschildert habe, will ich die Folgen dieser unermesslichen Umgestaltung angeben.

Doch ehren wir die Kirche des Mittelalters, welche auf die der Apostel und der Kirchenväter folgte und Vorläuferin der Reformation war. Die Kirche blieb, wenn auch gesunken und gefangen, immer Kirche, sie war immer die mächtige Freundin des Menschen. Ihre, wenn auch gebundenen Hände konnten noch segnen. Große Diener Christi verbreiteten während dieser Jahrhunderte ein wohlthätiges Licht, und im bescheidensten Kloster, im dunkelsten Kirchspiel gab es arme Mönche und Priester, um große Schmerzen zu lindern.

Die katholische Kirche war nicht das Papstthum. Diese war die Unterdrückte und letzteres unterdrückte.

Die Reformation erklärte dem Einen Krieg, befreite die Andere. Und auch das Papstthum war zu Zeiten in Gottes Händen, da Er aus Bösem Gutes herleiten mag, ein bei der Macht und dem Ehrgeize der Fürsten nothwendiges Gegengewicht.

3.

Lage der Christenheit. — Theologie. — Dialektik. — Trinität. — Prädestination. — Ursprünglicher Zustand. — Erlösung. — Gnade. — Buße.

Betrachten wir nun die Lage der Christenheit.

Theologie und Religion waren damals sehr geschieden. Die Lehre der Gelehrten, die Praxis der Priester, der Mönche und des Volks waren zwei ganz verschiedene Sphären. Sie hatten indessen Einfluß auf einander, und die Reformation hatte mit beiden zu schaffen. Wir wollen beide in's Auge fassen, und zunächst die Schule oder die Theologie.

Die Theologie stand noch unter dem Einflusse des Mittelalters. Dieses war nicht ohne große Lehrer, aber die Wissenschaft derselben beachtete weder die Erklärung der heil. Schrift, noch die Prüfung der Thatfachen der Kirche. Exegese und Geschichte, die beiden großen Quellen der theologischen Wissenschaft, schlummerten noch immer.

An ihre Stelle trat eine neue Wissenschaft, die Dialektik. Die Kunst zu schließen war die fruchtbare Mine der neuen Theologie. Das Mittelalter entdeckte den Aristoteles. Man lernte ihn durch alte lateinische oder arabische Uebersetzungen kennen. Der wiedererstandene Aristoteles erschien im Occident wie ein Riese, unterwarf sich alle Geister und fast alle Gewissen. Seine philosophische Methode bestärkte die Neigung jener Zeit zur Dialektik: sie war für spitzfindige Untersuchungen und scharfsinnige Unterscheidungen sehr zweckmäßig. Die Dunkelheit der Uebersetzungen des griechischen Philosophen begünstigte die dialektische Feinheit der Bewohner des Occidents. Die beängstigte Kirche bekämpfte eine Zeit lang diese Tendenz, da sie von der Lust zum Klügeln neue Ketzereien befürchtete, aber die Dialektik bewährte sich bald, Mönche benützten sie gegen die Ketzler und nun war ihr Sieg gesichert.

Der Charakter dieser Methode war, daß man über alle theologischen Gegenstände eine Menge von Fragen ersann und sie dann durch eine Auflösung entschied. Oft handelte es sich dabei um die unnützigsten Sachen. Man frug z. B., ob

alle Thiere in der Arche Noäh gewesen und ob ein Todter Messe lesen könne.¹⁾ Doch wollen wir die Scholastiker nicht allein darnach beurtheilen, sondern müssen oft die Tiefe und den Umfang ihres Geistes anerkennen.

Mehrere unter ihnen unterschieden die theologischen und die philosophischen Wahrheiten, indem sie behaupteten, es könne etwas theologisch wahr und philosophisch falsch seyn. Auf diese Weise dachte man den Unglauben mit einer kalten und todten Anhänglichkeit an die Kirchenformen zu vermitteln. Aber andere Lehrer, Thomas von Aquino an der Spitze, meinten, die geoffenbarte Lehre sey durchaus in keinem Widerspruche mit der erleuchteten Vernunft, und so wie die Liebe im Christenthume die natürlichen Neigungen des Menschen nicht vernichte, aber hebe, heilige, veredle und beherrsche, so sey durch den Glauben die Philosophie nicht vernichtet, sondern, von dessen Lichte geheiligt und erhellt, wohl zu gebrauchen.

Die Lehre von der Trinität nahm die Dialektik dieser Theologen sehr in Anspruch. Durch Unterscheidungen und Schlüsse verfielen sie in entgegengesetzte Irrthümer. Die Einen unterschieden die drei Personen so, daß drei Götter daraus wurden; das thaten Roscalin von Padua und seine Anhänger. Die Andern vermischten sie dergestalt, daß nur eine Ideenunterscheidung stattfand, wie Gilbert von Poitiers und die Seinigen thaten. Aber andere Lehrer hielten die rechtgläubige Lehre unterschieden fest.

Der dialektische Scharffsinn dieser Zeiten behandelte eben so oft die Lehre vom göttlichen Willen. Wie war Gottes Wille mit seiner Allmacht und Heiligkeit in Einklang zu bringen? Die Scholastiker fanden da sehr große Schwierigkeiten und suchten sie durch dialektische Unterscheidungen zu beseitigen. „Man kann nicht sagen, Gott wolle das Böse,“ sagt Petrus Lombardus, „aber man kann auch nicht sagen, daß er es nicht wolle.“

Die Mehrzahl dieser Theologen suchten durch ihre dialektische Thätigkeit die in der Kirche vorgefundene Lehre von der

1) Hottinger, hist. eccles. V.

Prädestination zu schwächen. Alexander von Hales benützte dazu die Unterscheidung des Aristoteles, daß zu jeder Handlung zwei Faktoren noth thäten, eine handelnde Ursache und eine von der Handlung dieser Ursache betroffene Materie. Die göttliche Prädestination, sagte er, wirkt gewiß auf das Heil des Menschen, aber es muß in der menschlichen Seele auch eine Empfänglichkeit für diese Gnade geben. Ohne diesen zweiten Faktor kann der erste nichts, und die Prädestination besteht darin, daß Gott, welcher durch sein Vorherwissen diejenigen, bei welchen der zweite Faktor sich vorfindet, erkannt hat, diesen seine Gnade zu gewähren beschlossen hat.

Ueber den natürlichen Zustand der Menschen unterschieden diese Theologen die natürlichen und die freiwilligen Gaben. Erstere bestanden in der Reinheit der ursprünglichen Kräfte der menschlichen Seele. Die andern waren die Gnadengaben, welche Gott der Seele gewährte, damit sie das Gute thue. Aber da trennten sich die Lehrer. Die Einen behaupteten, ursprünglich habe der Mensch nur die natürlichen Gaben gehabt und durch den von ihnen gemachten Gebrauch die der Gnade verdient. Aber Thomas von Aquino, der meist bei der gesunden Lehre verharret, meinte, die Gaben der Gnade seien von Anfang an mit denen der Natur enge verbunden gewesen, weil der erste Mensch moralisch vollkommen gesund gewesen sei. Der Fall, sagten die Einen, welche zum freien Willen hinneigten, hat dem Menschen die Gaben der Gnade, nicht aber alle ursprünglichen Naturkräfte geraubt, denn ohne irgend eine moralische Kraft im Menschen wäre jede Heiligung unmöglich; aber die strengeren Theologen meinten, der Sündenfall habe nicht nur die Gnade genommen, sondern auch die Natur verdorben.

Alle erkannten das Versöhnungswerk an, welches Christus durch seine Leiden und seinen Tod vollendet hat. Aber die Einen meinten, die Erlösung habe nur durch die versöhnende Genugthuung des Todes Jesu Christi stattfinden können, indeß Andere zu beweisen suchten, Gott habe die Erlösung und die Gnade nur daran geknüpft. Wieder Andere, und darunter Abälard, ließen die heilsamen Folgen der Erlösung darin be-

stehen, daß sie im Herzen des Menschen Vertrauen und Liebe zu Gott erweckte.

Die Lehre von der Heiligung oder von der Gnade offenbart uns auf's Neue die dialektische Feinheit dieser Theologen in ihrem ganzen Scharffinne. Alle gaben die schon erwähnte aristotelische Distinction zu und behaupteten, es müsse nothwendigerweise im Menschen eine zur Empfängniß der Gnade geneigte Materie bestehen, *materia disposita*. Aber Thomas von Aquino schreibt diese Disposition der Gnade selbst zu. Die Gnade, sagten sie, gestaltete schon vor dem Falle des Menschen, da nun etwas in ihm zu zerstören ist, so reformirt sie. Es gab auch noch eine umsonst gegebene, eine angenehm machende und viele andere Gnaden.

Die Lehre von Buße und Ablass haben wir schon besprochen; sie vollendete das System und verdarb, was daran Gutes war. Petrus Lombardus hatte zuerst dreierlei Arten Buße unterschieden: die Reue des Herzens oder die Zerknirschung, die des Mundes oder das Bekenntniß, die der Werke oder die äußere Genugthuung. Er unterschied freilich die Absolution von Gott von der von der Kirche. Er sagte auch, die innerliche Reue genüge zur Vergebung der Sünden, aber er kam doch auf anderem Wege zum Irrthume der Kirche zurück. Er gab zu, daß man für die nach der Taufe begangenen Sünden das Fegfeuer aushalten oder sich der Kirchenbuße unterwerfen müsse, mit Ausnahme dessen, welcher eine so vollkommene innere Reue empfinde, daß sie alle andern Schmerzen ersetzen könnte. Dann warf er Fragen auf, die er trotz aller Dialektik zu lösen sich nicht im Stande sah. Wenn zwei im geistlichen Stande gleiche Menschen, von denen der eine reich, der andere arm ist, zugleich sterben, so daß dem einen nur die gewöhnlichen Kirchengebete, dem andern viele Messen und viele Werke zu Hülfe kommen, was geschieht dann? Der Scholastiker dreht und wendet sich und sagt endlich: Beiden wird es gleich ergehen, aber nicht aus denselben Ursachen. Der Reiche wird nicht vollständiger, aber früher vom Fegfeuer erlöst sein.

Eine solche Theologie herrschte zur Zeit der Reformation in den Schulen, es waren oft richtige, oft falsche Distinctionen

und Ideen, aber auch nur Ideen. Das Christenthum hatte den himmlischen Duft, die praktische Kraft und Lebendigkeit eingebüßt, die vom Himmel kommen und die es zur Zeit der Apostel besessen hatte. Diese sollten von oben wieder herniedersteigen.

4.

Religion. — Reliquien. — Obergelächter. — Sittenverderbniß. — Ausschweifungen der Priester, der Bischöfe, der Päpste. — Borgia. — Unterricht. — Unwissenheit. — Ceremonieen.

Die Schulwissenschaft war im Vergleiche zur wirklichen Lage der Kirche rein. Die Theologie der Gelehrten blühte gegenüber der Religion, den Sitten, dem Unterrichte der Priester, der Mönche und des Volks. Bedurfte die Wissenschaft einer Erneuerung, so that der Kirche noch mehr eine Reform noth.

Das Volk der Christenheit, und darunter ist fast die Gesamtheit zu verstehen, erwartete nicht mehr von einem lebendigen, heiligen Gotte die freiwillige Gabe des ewigen Lebens. Es bedurfte, sie zu erlangen, aller Mittel, welche eine abergläubische, furchtsame und erschreckte Einbildung erfinden konnte. Der Himmel wurde voll von Heiligen und Mittlern, welche um diese Gnade anhalten sollten. Ein Mann, der lange Zeit Mönch und später Mitarbeiter Luther's war, Myconius, schildert uns die Religion der damaligen Zeit folgendermaßen:

„Die Leiden und Verdienste Christi wurden als ein eitles Märchen oder wie die homerischen Fabeln angesehen. Man dachte nicht an den Glauben, durch den man sich die Gerechtigkeit des Herrn und das Erbe des ewigen Lebens sichert. Christus war ein strenger, überall zu verdammen bereiter Richter, wenn man die Fürbitte der Heiligen oder den Ablass der Päpste versäumte. An seiner Stelle erschienen als Vermittler erst die Jungfrau Maria, wie die Diana des Heidenthums, dann Heilige, deren Verzeichniß die Päpste immer vergrößerten. Die Vermittler gewährten ihre Fürbitte nur, wenn man für die von

ihnen gestifteten Orden viel gethan hatte. Deßhalb mußte man nicht was Gott in seinem Worte gebietet, sondern viele von Mönchen und Priestern erfundene, viel Geld kostende Werke verrichten. Es waren Ave Maria, Gebete der heiligen Ursula, der heiligen Brigitta. Man mußte Tag und Nacht singen und schreien: es gab so viele Wallfahrtsorte als Berge, Wälder und Thäler. Aber mit Geld konnte man diese Strafen abkaufen. Man brachte den Priestern und den Klöstern Geld und was sonst Werth hatte, Hühner, Eier, Gänse, Enten, Wachs, Butter, Käse. Dann erschallte der Gesang, die Glocken klangen, Weihrauch füllte das Heiligthum, Opfer wurden gebracht, Küchen waren voll, Gläser stießen an und Messen beendigten und bedeckten alle diese frommen Werke. Die Bischöfe predigten nicht, aber sie weiheten die Priester, die Glocken, die Mönche, die Kirchen, Kapellen, Bilder, Bücher und Gottesacker: und das Alles brachte viel ein. Knochen, Arme, Füße, waren in silbernen oder goldenen Kasten bewahrt, man reichte sie während der Messe zu küssen, auch dieses war sehr einträglich. Sie behaupteten Alle, der Papst sei an Gottes Statt (2 Thess. 2, 4.), er könne sich nicht irren, und duldeten keinen Widerspruch.“¹⁾

In der Allerheiligenkirche zu Wittenberg fand man ein Stück von der Arche Noä, etwas von dem Fette der drei Männer im feurigen Ofen, ein Stück Holz von der Krippe Jesu Christi, Haare vom Barte des großen Christoph und 19,000 andere mehr oder minder werthvolle Reliquien. In Schaffhausen zeigte man den Athem des heiligen Joseph, welchen der heilige Nicodemus in seinem Handschuh aufgefangen hatte. In Württemberg fand sich ein Ablass-Verkäufer, der seine Waare ausbot, indeß er auf dem Kopfe eine große Feder aus einem Flügel des Erzengels Michael hatte.²⁾ Aber man brauchte diese kostbaren Schätze nicht in der Ferne aufzusuchen. Reliquienpächter durchzogen das ganze Land. Sie verkauften sie auf dem Lande, wie später die Bibeln, und brachten sie den Gläubigen in's Haus,

1) Myconius, Geschichte der Reformation, Seckendorf, Histor. Luthernismi.

2) Müllers Reliquien. Bd. 3. S. 22.

um ihnen Kosten und Mühen der Wallfahrten zu ersparen. Man stellte sie mit Pomp in den Kirchen aus. Diese herumstreifenden Hausirer bezahlten den Reliquien-Eigenthümern eine gewisse Summe und gaben ihnen einige Prozente vom Verdienste. Das Königreich der Himmel war verschwunden und Menschen hatten auf Erden einen schimpflichen Markt errichtet.

So hatte ein unheiliger Geist die Religion ergriffen; die heiligsten Erinnerungen der Kirche, die Zeiten, welche die Gläubigen zu Andacht und Liebe riefen, waren durch heidnische Possen und Entweihungen entehrt. Das Ostergelächter spielte in den Altten der Kirche eine große Rolle. Das Fest der Auferstehung Jesu Christi sollte freudig gefeiert werden, man suchte deshalb in den Predigten Alles auf, worüber das Volk lachen konnte. Ein Prediger ahmte den Ruck, ein anderer eine Gans nach. Einer schleppte einen Kalen in einer Kutte an den Altar, ein anderer erzählte die unanständigsten Geschichten, ein dritter berichtete Streiche des heiligen Petrus, wie dieser im Wirthshause den Wirth betrogen und die Zeche nicht bezahlt habe.¹⁾ Die niedere Geistlichkeit benutzte die Gelegenheit, die höhere zu verspotten. Die Tempel waren zu Volksbühnen, die Priester zu Matrosen geworden.

So war die Religion, wie konnten nun die Sitten sein?

Die Verderbniß war keine allgemeine. Man darf das nicht vergessen, ohne ungerecht zu sein. Aus der Reformation entsprang eine Fülle von Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Kraft. Die freiwillige Thätigkeit der Macht Gottes verursachte dieses. Wer wollte aber läugnen, daß er die Keime dieses neuen Lebens im Voraus in den Schooß der Kirche niedergelegt hatte? Stellte man heut zu Tage alle Unsittlichkeiten, alle Schändlichkeiten eines Landes zusammen, so würde uns diese Masse von Verderbniß gewiß erschrecken. Doch hatte das Uebel damals Eigenschaften, und war so allgemein, wie jetzt nicht mehr. Abscheulichkeiten entweiheten die heiligen Stätten, wie seit der Reformation nichts mehr vorgefallen ist.

Mit dem Glauben war das Leben gesunken. Die Botschaft von der Gabe des ewigen Lebens ist die Kraft Gottes zur Wie-

1) Oecolampad. de risu paschali.

dergeburt der Menschen. Nimmt man das gottverliehene Heil fort, so sind Heiligung und Werke verschwunden. So kam es auch.

Die Lehre und der Verkauf des Ablasses reizten ein unwissendes Volk zum Bösen an. Allerdings konnte der Kirche zufolge der Ablass nur denen nützen, welche sich zu bessern versprachen und ihr Wort hielten. Aber was war von einer Lehre zu hoffen, welche für den daraus zu gewinnenden Vortheil erfunden war? Die Ablasskrämer waren natürlich in Versuchung, zum besseren Absatze ihrer Waaren dem Volke die Sache auf die anlockendste und verführerischste Weise zu preisen. Selbst den Gelehrten war diese Lehre nicht ganz klar. Die Menge sah nur, daß der Ablass die Sünde gestatte, die Verkäufer beeilten sich nicht, einen dem Absatze so vortheilhaften Irrthum zu verschweigen.

Wie viele Ausschweifungen und Verbrechen gab es in jenen dunkeln Zeitaltern, da man für Geld Straflosigkeit gewann! Was war zu befürchten, da ein kleiner Beitrag zum Bau einer Kirche von der Strafe jener Welt befreite! Welche Hoffnung auf Erneuerung, da es keine Verbindung mehr zwischen Gott und dem Menschen gab, und der von Gott, der da ist Geist und Leben, entfernte Mensch nur in kleinlichen Ceremonieen, in groben Uebungen, in einer Todesatmosphäre sich bewegte?

Die Priester waren diesem verderblichen Einfluß vor allen unterworfen; sie wollten sich erhöhen und erniedrigten sich. Sie hatten Gott einen Strahl seines Ruhms rauben und ihn sich aneignen gewollt, aber ihr Versuch war vergeblich und sie besaßen nur einen der Macht des Bösen entrissenen Sauerteig von Verderbniß. Die Jahrbücher der Zeit sind voll von Skandal. An manchen Orten hatte man es gern, wenn ein Priester eine Frau unterhielt, damit die verheiratheten Frauen vor ihm gesichert wären.¹⁾ Welche betäubende Auftritte fielen damals im Hause eines Geistlichen vor! Der Unglückliche ernährte die Frau und die Kinder mit Zehnten und Almosen.²⁾ Sein Gewissen war belastet, er erröthete vor dem Volke, vor seinen Dienern, vor Gott. Die Frau fürchtete beim Tode des Priesters zu ver-

1) Nicol. de Clemangis de praesulibus Simoniacis.

2) Worte Seb. Stor's, Pastors zu Lichtstall um 1524.

armen, sie sah sich zeitig vor und bestahl das Haus. Ihre Ehre war verloren. Ihre Kinder waren ihr ein lebendiger Vorwurf. Von Allen verachtet ließen diese sich in Streit und Ausschweifung ein. Das war ein Priesterhaus! Diese schrecklichen Auftritte waren eine nützliche Lehre für das Volk. ¹⁾

Auf dem Lande fielen noch mehr Ausschweifungen vor. Die Wohnplätze der Geistlichen waren oft Herbergen der Ausgelassenheit. Cornelius Adrian in Brügge, ²⁾ der Abt Trinkler in Cappel, ³⁾ ahmten die orientalischen Sitten nach; sie hatten auch ihre Harems. Priester besuchten mit anderem schlechten Volke die Wirthshäuser, spielten Würfel, und schloßen ihre Orgien mit Streit und Gotteslästerung. ⁴⁾

Der Rath von Schaffhausen verbot ihnen den öffentlichen Tanz mit Ausnahme von Hochzeiten, und das Waffentragen; er befahl auch allen, die man in schlechten Häusern fände, ihre Kleider auszuziehen. ⁵⁾ Im Erzbisthum Mainz sprangen sie während der Nacht über die Mauern, lärmten und trieben Unfug in Wirthshäusern und Gastwirthschaften, zerschlugen Thüren und Schlösser. ⁶⁾ An manchen Orten bezahlte der Priester dem Bischof eine bestimmte Taxe für die Frau, mit welcher er lebte, für jedes Kind, das er von ihr hatte. Ein deutscher Bischof sagte einmal bei einem großen Gastmahle, in einem Jahre seien deshalb 11,000 Priester zu ihm gekommen. So berichtet Erasmus. ⁷⁾

Je höher die Stellung in der Hierarchie, desto größer die Verderbniß. Die Würdenträger der Kirche zogen den Tumult der Lager dem Liede am Altare vor. Eine der Haupteigenschaften der Bischöfe war es, mit der Lanze in der Hand die Umgebungen zu unterwerfen. Balduin, Erzbischof von Trier, führte immer Krieg mit seinen Nachbarn und Vasallen, schleifte ihre Schlösser,

1) Fuesßlin, Beiträge 224.

2) Metern Nedert. Hist. VIII.

3) Hottinger, Hist. eccl. IX, 305.

4) Erlass Hugo's, Bischofs von Constanz, vom 3. März 1517.

5) Müllers Reliquien 3, 251.

6) Staubing, Gesch. d. Nassau-Drans. Lande.

7) Uno anno ad se delata undecim millia sacerdotum palam concubinariorum. Erasmi Op. t. IX. 401.

haute Burgen und dachte nur an Vergrößerung seines Gebiets. Ein Bischof von Eichstädt trug, wenn er Recht sprach, unter seinem Gewande einen Harnisch und hielt ein Schwert in der Hand. Er pflegte zu sagen, er troge fünf Bauern, wenn sie ihn nur ohne Hinterlist angriffen. 1) Ueberall führten die Bischöfe steten Krieg mit den Städten. Die Bürger forderten Freiheit, die Bischöfe wollten unbedingten Gehorsam. Trugen die einen den Sieg davon, so strafte sie die Empörung, indem sie ihrer Rache zahlreiche Opfer brachten; aber sobald man die Flamme des Aufruhrs erstickt zu haben wähnte, brannte sie schon wieder.

Welchen Anblick bot aber der päpstliche Stuhl kurz vor der Reformation! Rom, das muß man gestehen, hat selten solche Schande erblickt.

Rodrigo Borgia hatte mit einer Römerin zusammengelebt und setzte ein ebenso unerlaubtes Verhältniß mit einer Tochter dieser Frau, Rosa Banozza fort, von welcher er fünf Kinder hatte. Er war in Rom Cardinal-Erzbischof, als er mit der Banozza und mit noch andern lebte, besuchte Kirchen und Hospitäler, bis nach dem Tode Innocenz VIII. der päpstliche Stuhl leer wurde. Er erhielt ihn, indem er jedem Cardinal eine bestimmte Summe auszahlte. Vier mit Geld beladene Maulthiere zogen öffentlich in den Palast des einflußreichsten Cardinals, Sforza's, ein. Borgia wurde Papst als Alexander VI. und freute sich, zum Gipfel der Vergnügungen gelangt zu sein.

Am Tage seiner Krönung machte er seinen Sohn Cäsar, einen wilden und ausschweifenden jungen Mann, zum Erzbischof von Valencia und Bischof von Pamplona. Dann feierte er im Vatikan die Hochzeit seiner Tochter Lucretia durch Festlichkeiten, an welchen seine Geliebte Giulia Bella Theil nahm und wobei Lustspiele und unanständige Lieder vorkamen. „Alle Geistlichen,“ erzählt ein Geschichtschreiber (Infeffura), „hatten ihre Maitressen und alle Klöster der Hauptstadt waren verrufene Häuser.“ Cäsar Borgia nahm sich der Partei der Guelfen an, und als er mit ihrer Hülfe die Ghibellinen vernichtet hatte, wandte er sich gegen diese und stürzte nun auch sie, aber er

1) Schmidt, Geschichte der Deutschen. Bd. 4.

wollte seine Beute auch allein genießen. Alexander gab dem ältesten Sohne 1497 das Herzogthum Benevent. Möglich verschwand der Herzog. Ein Holzhändler am Tiberufer, Georg Schiavoni, hatte in der Nacht einen Leichnam in den Fluß werfen sehen, aber nichts davon gesagt, da es etwas Gewöhnliches war. Man fand den Leichnam des Herzogs wieder. Sein Bruder Cäsar hatte ihn umbringen lassen.¹⁾ Das war nicht genug; ein Schwager belästigte ihn, eines Tags ließ ihn Cäsar auf der Treppe des päpstlichen Palastes niederschlagen. Man trug ihn blutig in seine Gemächer. Seine Frau und Schwester verließen ihn nicht, und da sie Cäsars Gift fürchteten, bereiteten sie ihm mit eigenen Händen die Speisen zu. Alexander stellte Wachen an die Thüren, aber Cäsar verhöhnte diese Vorsichtsmaßregeln, und als der Papst seinen Schwiegersohn zu besuchen kam, sagte er: was nicht zum Mittagstische geschieht, ereignet sich beim Abendbrode. Eines Tages drang er in das Zimmer des Genesenden, jagte Frau und Schwester fort, rief seinen Henker Nichilotto, dem allein er etwas Vertrauen schenkte, und ließ seinen Schwager vor seinen Augen erdrosseln.²⁾ Alexander hatte einen Liebling, Peroto, dessen Gunst dem jungen Herzoge mißfiel. Er verfolgte ihn, Peroto flüchtete sich unter den päpstlichen Mantel und umschlang den Papst. Cäsar traf ihn, so daß das Blut des Opfers dem Papste in's Gesicht sprang.³⁾ Der Papst, fügt der zeitgenössische Berichterstatter dieser Auftritte hinzu, „liebt seinen Sohn, den Herzog, und fürchtet ihn sehr.“ Cäsar war der schönste und stärkste Mann seiner Zeit. Sechs wilde Stiere fielen in einem Gefecht unter seinen Streichen. Jeden Morgen fand man in Rom nächtens umgebrachte Menschen. Gift vernichtete, was das Schwert nicht erreichen konnte. Kein Mensch in Rom wagte sich zu regen, da er fürchten mußte, daß die Reihe an ihn käme. Cäsar Borgia ist ein Held des Ver-

1) Amazzò il fratello duca di Gandia e lo fa butar nel Tevere. (*S. M. C. de Capello*, Gesandter in Rom 1500. Auszug bei Ranke).

2) Intrò in camera . . . fè ussir la moglie e sorella, estrangolò dilo Zovene. *Ibid.*

3) Adeo il sangue li saltò in la faza del papa. *Ibid.*

brechens gewesen. Nur am päpstlichen Stuhle ist die Bosheit so hoch gestiegen. Wenn der Mensch sich den bösen Mächten ergibt, sinkt er, je mehr er vor Gott erhaben zu sein behauptet, desto tiefer in den Abgrund der Hölle. Die gottlosen Feste, welche der Papst, sein Sohn Cäsar und seine Tochter Lucretia im päpstlichen Palaste gaben, kann man nicht beschreiben und nur mit Schauder daran denken. Etwas so Unreines ist niemals in den Hainen des Alterthums vorgefallen. Alexander und Lucretia sind von einigen Geschichtschreibern der Blutschande beschuldigt worden, doch scheint dieses nicht zur Genüge bewiesen. Als der Papst für einen reichen Cardinal in einem Confituren-Kästchen, das nach einem prächtigen Schmause gereicht werden sollte, Gift hatte zubereiten lassen, bestach der davon unterrichtete Cardinal den Haushofmeister, die vergiftete Schachtel wurde vor Alexander gestellt, er aß daraus und starb. ¹⁾ Die ganze Stadt eilte herzu und konnte sich an der todten Schlange nicht satt sehen. ²⁾

Ein solcher Mensch saß auf dem päpstlichen Stuhle zu Anbeginn des Jahrhunderts, in welchem die Reformation ausbrach.

So hatte der Klerus die Religion und sich herabgewürdigt. So konnte auch eine gewaltige Stimme sagen: „Der geistliche Stand steht Gott und seinem Ruhme entgegen. Das Volk weiß es wohl und es erhellt aus allen Liedern, Sprichwörtern und Spötteleien gegen die Priester, die unter dem gemeinen Volke gang und gäbe sind, da man an alle Wände, auf allerlei Zettel, zuletzt auch auf den Kartenspielen Pfaffen und Mönche malte; ein jeder fühlt einen Ekel, wenn er von fern einen Geistlichen hört oder sieht.“ So sprach Luther ³⁾.

Das Uebel war überall verbreitet: die Menschen waren von einer Kraft des Irrthums durchdrungen; Verderbniß der Sitten entsprach dem des Glaubens: ein Geheimniß der Sünde lastete auf der beknechteten Kirche Jesu Christi.

Aus der Vergessenheit, in welche die Grundlehre des Evangeliums gefallen war, entstand nothwendigerweise noch eine andere

1) E messe la scutola venenata avante el papa. *Sanuto*.

2) *Gordon, Tomasi, Infessura, Guicciardini*.

3) Luther, *Epist.* II, 674.

Folge. Die Unwissenheit des Geistes ging Hand in Hand mit der Herzensverderbnis. Da die Priester ein, nur Gott angehöriges Heil auszutheilen übernommen hatten, so hatten sie hinlängliche Ansprüche auf die Ehrfurcht des Volks. Eines Studiums der heil. Schrift bedurften sie weiter nicht. Es handelte sich nicht um eine Auslegung derselben, sondern um Ertheilung von Ablassbriefen und dazu brauchte man nicht erst mit vieler Mühe Kenntnisse errungen zu haben.

Man wählte, sagte Wimpfeling, zu Predigern auf dem Lande elende Menschen, die dem Bettelstabe entriffen waren, und die früher als Köche, Musikanten, Jäger, Stallknechte und noch niedriger gedient hatten.¹⁾

Auch der höhere Klerus war oft in tiefe Unwissenheit versunken. Ein Bischof von Dunfeld schätzte sich glücklich, weder griechisch noch hebräisch gelernt zu haben. Die Mönche behaupteten, aus diesen Sprachen, namentlich aus dem Griechischen, stammten alle Ketereien. „Das neue Testament,“ sagte einer, „ist ein Buch voll Schlangen und Dornen. Das Griechische ist eine neu erfundene Sprache, vor der man sich wohl hüten muß. Das Hebräische, liebe Brüder, ist aber so, daß wer es lernt, gleich Jude wird.“ Herzbach, ein Freund des Erasmus und achtbarer Schriftsteller, berichtet diese Worte. Thomas Linacer, ein gelehrter und berühmter Geistlicher, hatte das neue Testament niemals gelesen. Gegen sein Lebensende (1524) ließ er sich ein Exemplar bringen, aber bald warf er es mit einem Fluche weg, weil er darin gleich folgende Worte gefunden hatte: Ich sage euch, fluchet nicht. Er war aber sehr zum Fluchen geneigt. Entweder ist das kein Evangelium, meinte er, oder wir sind keine Christen.²⁾ Selbst die pariser theologische Fakultät trug kein Bedenken, vor dem Parlamente zu erklären, es sei aus mit der Religion, wenn man das Studium des Hebräischen und Griechischen gestatte.

Wenn die Geistlichen da und dort gut unterrichtet wären, so war es doch nicht in der heil. Schrift. Die Ciceronianer

1) Apologia pro rep. christ.

2) Müller, Reliq. 3. p. 253.

Italiens affectirten eine große Verachtung der Bibel wegen ihres Styls; angebliche Priester der Kirche Jesu Christi übersezten die Schriften der von Gott inspirirten heiligen Männer in den Styl Virgils und Horazens, um deren Worte den Ohren der guten Gesellschaft zugänglich zu machen. Cardinal Bembo schrieb anstatt: heiliger Geist, der Hauch des himmlischen Zephyr: anstatt die Sünden vergeben: die Manen und die höchsten Götter versöhnen, anstatt Christus, Sohn Gottes, Minerva, die dem Haupte Jupiters entspringt. Als er eines Tags den ehrenhaften Sadoletus mit einer Uebersetzung des Briefs an die Römer beschäftigt fand, sagte er: Laß diese Kindereien, solche Thorheiten ziemen nicht einem ernstern Manne. 1)

Solche Folgen hatte das damals die Christenheit niederdrückende System. Es erhellt recht deutlich, daß die Kirche verdorben, die Reformation nothwendig geworden war. Die obige Skizze sollte es darthun. Die Lebenslehren des Christenthums waren fast ganz verschwunden und mit ihnen Leben und Licht, welche das Wesen der göttlichen Religion sind. Die Kräfte des Körpers der Kirche waren geschwächt, der Körper erschlafft, erschöpft und fast leblos auf dem ganzen Welttheile, welcher dem römischen Reiche angehörte.

Woher das Leben? Woher das Heilmittel gegen so viele Uebel?

5.

Reformversuche. — Die Fürsten. — Die Gelehrten. — Die Kirche.

Jahrhunderte lang hatte ein allgemeiner Ruf die Reform der Kirche gefordert, alle menschlichen Mächte hatten sich daran versucht. Aber Gott allein konnte sie bewirken. Er demüthigte zuerst alle menschlichen Mächte, um deren Unfähigkeit darzuthun. Nach einander scheiterten sie und zerschlugen sich am Koloss, den sie umwerfen wollten.

1) Feller, Monum. ined. p. 400.

Erst kämpften die Fürsten dieser Welt gegen Rom. Alle Macht der Hohenstaufen, dieser mit der Kaiserkrone geschmückten Helden, schien bemüht, Rom zu erniedrigen und zu reformiren, die Völker, vor allen Deutschland von dessen Tyrannei zu befreien. Aber das Schloß von Canossa zeigt uns, was die Macht des Reichs gegen den Usurpator der Kirche vermochte. Ein mächtiger Herrscher, Kaiser Heinrich IV., hatte lange Zeit vergeblich gegen Rom gekämpft, und mußte endlich drei Tage und drei Nächte in den Gräben dieser italienischen Festung allem Ungeßüm des Winters ausgesetzt, der kaiserlichen Gewänder beraubt, ohne Schuhe, in ein wollenes Kleid gehüllt, zubringen, indeß er mit thränenerssticktem Flehen um die Gnade Hildebrands anhielt, vor dem er sich niederwarf, und der endlich nach drei traurigen Nächten sich erbitten und dem Hülfsuchenden Gnade zukommen ließ.¹⁾ Das vermochten die Großen der Erde, die Könige und Kaiser der Welt gegen Rom!

Darauf erschienen die vielleicht gefährlicheren Gegner, die Männer des Genius und des Wissens. Die Wissenschaft erwachte in Italien, ihr Erwachen war eine kräftige Protestation gegen das Papstthum. Dante, der Vater der italienischen Poesie, setzte die mächtigsten Päpste fest in die Hölle: er hörte im Himmel den Apostel Petrus gegen dessen unwürdige Nachfolger die härtesten und demüthigendsten Worte reden und schilderte die Mönche und den Klerus mit den schwärzesten Farben. Petrarca, der große Genius, allen Kaisern und Päpsten seiner Zeit an Geist überlegen, forderte kühn die Wiederherstellung der ursprünglichen Gestaltung der Kirche. Er rief dazu sein Jahrhundert und die Macht Kaiser Karls IV. um Hülfe an. Laurentius Balla,

1) Papst Hildebrand selbst erzählt diesen Vorfall folgendermaßen: Tandem rex ad oppidum Canusii, in quo morati sumus, cum paucis advenit ibique per triduum ante portam, deposito omni regio cultu, miserabiliter, utpote discalceatus et lanceis indutus persistens, non prius cum multo sctu apostolicae miserationis auxilium et consolationem implorare destitit, quam omnes, qui ibi aderant, ad tantam pietatem et compassionis misericordiam movit, ut pro eo multis precibus et lacrimis intercedentes omnes quidem insolitam nostrae mentis duritiam mirarentur, nonnulli vero non apostolicae severitatis gravitatem, sed quasi tyrannicae feritatis crudelitatem esse clamarent. (Lib. IV. ep. 12 ad Germanos).

einer der größten Gelehrten Italiens, griff mit Nachdruck die Ansprüche der Päpste und ihr angeblich von Konstantin erhaltenes Erbtheil an. Viele Dichter, Gelehrte, Philosophen folgten ihrer Spur. Ueberall war die Fackel der Wissenschaften angezündet und wollte das verdunkelnde römische Gerüste in Asche legen. Aber alle diese Versuche schlugen fehl. Papst Leo X. fesselte als Stützen und Diener seines Hofes die Litteratur und Poesie, die Wissenschaften und schönen Künste, welche demüthig den Fuß einer Macht küßten, die sie in ihrem kindischen Stolge zu stürzen gewähnt hatten. Das vermochten Gelehrsamkeit und Philosophie gegen Rom.

Endlich trat ein Gegner auf, der zu einer Reform der Kirche geeigneter scheinen mußte: die Kirche selbst. Dem Rufe nach Reform, der von allen Seiten seit Jahrhunderten erschallte, schloß sich die mächtigste Kirchenversammlung, das Concil von Constanz, an. Eine gewaltige Menge von Kardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen, 1800 Priester und Doktoren der Theologie, der Kaiser mit einem Gefolge von 1000 Personen, die Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz, die Herzoge von Baiern und Oesterreich, gaben dieser Versammlung ein solches Ansehen, wie bisher keine in der Christenheit gehabt hatte. Vor allen muß man die berühmten und unsterblichen Lehrer der pariser Universität hervorheben; D'Ailly, Gerson, Clemangis, diese gelehrten, frommen, kräftigen Männer, welche durch die Wahrheit ihrer Schriften und die Kraft ihrer Reden dem Concil einen energischen und heilsamen Antrieb gaben. Alles gab dieser Versammlung nach; mit der einen Hand setzte sie drei Päpste ab, mit der andern gab sie Johann Huß dem Flammentode preis. Ein aus Abgeordneten aller Nationen zusammengesetzter Ausschuß wurde ernannt, eine Fundamentalreform zu entwerfen. Der Kaiser Sigismund unterstützte dieses Vorhaben mit seiner ganzen Macht. Nur eine Stimme herrschte im Concil. Alle Cardinäle leisteten den Eid, wer von ihnen zum Papste gewählt würde, wolle die Versammlung nicht auflösen und Constanz nicht verlassen, bis die ersuchte Reform vollzogen sei. Colonna wurde als Martin V. gewählt. Dieser Augenblick sollte über die Reformation der Kirche entscheiden. Alle Prälaten, der Kaiser,

alle Fürsten und Völker der Christenheit erwarteten diesen mit unaussprechlicher Sehnsucht.

„Das Concil ist geschlossen!“ war Martin's V. erste Aeußerung, als er die Tiara auf dem Haupte fühlte. Siegmund und die Kirche stießen einen Schrei des Unwillens, des Schmerzes, der Ueberraschung aus: aber der Schrei verhallte in die Lüfte. Am 16. Mai 1418 bestieg der Papst in vollem Schmucke der päpstlichen Zier ein reich bedecktes Mauthier. Der Kaiser zur Rechten, der Kurfürst von Brandenburg zur Linken, hielten die Zügel desselben, vier Grafen trugen über dem Papste einen prächtigen Baldachin, Fürsten ringsum hielten die Decken, vierzigtausend Adelige, Ritter und Geistliche verschiedenen Rangs begleiteten den Papst feierlich zu Constanz hinaus. Rom auf seinem Mauthiere spottete innerlich über die dasselbe umringende Christenheit und zeigte, sein Zauber sey so groß, daß eine andere Macht als die der Kaiser, Könige, Bischöfe und Doktoren, als alle Wissenschaft und Kraft des Jahrhunderts und der Kirche, sie besiegen müsse.

Wie konnte das zu Reformirende selbst reformiren? Wie vermochte die Wunde, sich selbst zu heilen?

Doch trugen die mit der Reform der Kirche beschäftigten Bischöfe, welche freilich nichts ausrichteten, immerhin dazu bei, die Hindernisse zu schwächen und den Reformatoren den Weg zu bahnen.

6.

Unvergängliche Natur des Christenthums. — Zwei Gesetze Gottes. — Unscheinliche Macht Roms. — Verborgener Widerstand. — Verfall. — Umgestaltung der Kirche. — Entdeckungen der Könige. — Entdeckungen der Völker. — Römische Theologie. — Scholastische Theologie. — Lebensüberbleibsel. — Entwicklung des menschlichen Geistes. — Wiederaufleben der Gelehrsamkeit.

Die damals herrschenden Uebel: Aberglauben, Unglauben, Unwissenheit, eitle Speculation und Sittenverderbniß, natürliche Früchte des Menschenherzens, waren auf Erden nicht neu und hatten sich in der Geschichte der Völker oft gezeigt. Sie

hatten namentlich im Orient mehrere Religionen, welche ihre Glanzzeit erlebt hatten, angegriffen, es waren diese entnerzten Religionen vor ihnen gefallen und keine hatte sich jemals wieder erhoben.

Sollte das Christenthum einem gleichen Geschicke unterliegen, wie jene alten Volksreligionen untergehen und durch die Macht, welche jenen den Tod gab, das Leben einbüßen? Gab es keine Rettung? Konnten jene erdrückenden, so manchem Kultus verderblichen, feindlichen Mächte auf den Trümmern der Kirche Christi unbestritten lagern?

Nein. Das Christenthum besitzt, was keine andere Volksreligion hatte. Es bietet nicht, gleich ihnen, einige allgemeine, mit Ueberlieferungen und Fabeln vermengte Ideen, welche früher oder später vor dem Angriffe der menschlichen Vernunft fallen sollen, es enthält eine reine Wahrheit, die auf Thatfachen gegründet ist, welche die Prüfung eines jeden redlichen und erleuchteten Mannes aushalten können. Das Christenthum will nicht allein im Menschen einige schwankende religiöse Gefühle erwecken, deren einmal gebannter Zauber nicht wieder auflebt, es will, was ihm auch wirklich gelingt, alle religiösen Bedürfnisse der menschlichen Natur befriedigen, gleichviel, auf welche Stufe der Entwicklung diese gelangt sey. Es ist kein Menschenwerk, das vorübergeht und verwischt wird, es ist ein Werk Gottes, der seine Schöpfung aufrecht erhält, und die Verheißungen des göttlichen Oberhauptes dienen als Unterpfand seiner Dauer.

Die Menschheit kann niemals das Christenthum überragen. Hat sie es eine Weile entbehren zu können gemeint, so erscheint es bald wieder in neuer Jugend und mit neuem Leben als alleiniges Heilmittel für die Seelen; die entarteten Völker kehren dann mit neuer Gluth zu den alten, einfachen und mächtigen Wahrheiten zurück, die sie in der Stunde der Betäubung verschmäh't hatten.

Das Christenthum bewährte allerdings im 16. Jahrhunderte dieselbe wiedergebärende Kraft, die es im ersten besessen hatte: fünfzehn Jahrhunderte später brachten dieselben Wahrheiten dieselben Wirkungen hervor. Zur Zeit der Reformation

warf das Evangelium, wie in den Tagen Pauli und Petri, mit unbefiegbarer Kraft unermessliche Hindernisse um. Seine höchste Macht zeigte ihre Wirksamkeit vom Norden bis zum Süden, unter den in Sitten, Charakter, geistiger Entwicklung verschiedensten Völkern. Damals entzündete es, wie zur Zeit von Stephanus und Jakobus, in den erloschenen Nationen das Feuer der Begeisterung und der Aufopferung und erhob sie zum Martyrthum.

Wie kam diese Belebung der Kirche und der Welt zu Stande?

Gott beherrscht die Welt zu allen Zeiten nach zwei Gesetzen, die man damals erkennen konnte.

Erst bereitet er langsam und von ferne das von ihm zu Vollbringende vor. Er benützt die Jahrhunderte dazu.

Endlich, wenn die Zeit da ist, wirkt er das Größte durch die kleinsten Mittel. So handelt er in der Natur, so in der Geschichte. Soll ein großer Baum wachsen, so legt er ein Samenkörnlein in die Erde; will er die Kirche erneuern, bedient er sich des kleinsten Werkzeugs, um das zu vollführen, was Kaiser, Gelehrte und ausgezeichnete Männer der Kirche zu bewirken unvermögend waren. Bald finden und entdecken wir den geringen Samen, den eine göttliche Hand zur Zeit der Reformation in die Erde gelegt hatte: wir wollen zuvor die verschiedenen Mittel erkennen und unterscheiden, durch welche Gott diese große Revolution vorbereitete.

Zuvor betrachten wir die Lage des Papstthums selbst, dann die verschiedenen Einflüsse, die nach Gottes Rathschluß mitwirkten.

Als die Reformation dem Ausbruche nahe war, schien Rom friedlich gesichert. Es sah aus, als ob es in seinem Siege (und es hatte große Triumphe erfochten) nicht mehr gestört werden könnte. Die Generalconcilien, jene Ober- und Unterhäuser der Katholicität, waren unterworfen, die Waldenser und Hussiten unterdrückt. Keine Universität zweifelte an der Untrüglichkeit der römischen Orakel, die Pariser etwa ausgenommen, die zuweilen ihre Stimme erhob, wenn ihre Könige das Zeichen dazu gaben. Ein Jeder schien sich seinen Theil von Rom's Macht

genommen zu haben. Der höhere Klerus gab lieber einem fernem Oberhaupte den Zehnten seiner Einkünfte und verzehrte ruhig die andern neun Theile, als daß er Alles für eine theuer erkaufte und wenig einträgliche Unabhängigkeit wagte. Der niedere, von der Aussicht auf herrliche Stellen gelockt, welche der Ehrgeiz ihm vorspiegelte und von fern zeigte, erkaufte gerne durch etwas Knechtschaft die ihm angenehme schmeichelhafte Aufmerksamkeit. Uebrigens war er fast überall von den Häuptern der Hierarchie so sehr bedrückt, daß er sich unter ihrer mächtigen Hand kaum regen, weit weniger sich kühn erheben und Troß bieten konnte. Das Volk beugte die Kniee vor dem römischen Altare, die Könige selbst, die im Stillen Rom's Bischöfe zu verachten anfangen, hatten es nicht gewagt, deren Macht anzutasten, weil es damals als Kirchenschändung gegolten hätte.

Außerlich schien der Widerstand nachgelassen oder aufgehört zu haben; als die Reformation ausbrach, war seine Macht innerlich gewachsen. Treten wir dem Gebäude näher, so entdecken wir mehr als ein den Sturz verkündigendes Symptom. Die gehaltenen Generalconcilien hatten ihre Grundsätze in der Kirche verbreitet und in das Lager der Gegner Zwietracht gebracht. Die Vertheidiger der Hierarchie waren in zwei Theile getheilt, die Einen hielten das System der unumschränkten Papstgewalt nach Hildebrand's Grundsätzen fest, die Andern wollten ein constitutionelles päpstliches Gouvernement, welches den Kirchen Bürgschaften und Freiheiten böte.

Noch mehr. Der Glaube an die Untrüglichkeit des römischen Bischofs war bei allen Parteien sehr erschüttert. Keine Stimme erhob sich, sie anzugreifen, weil man gerne das Bischofen Glauben ängstlich festzuhalten suchte, weil man den geringsten Stoß fürchtete, da ein solcher das Gebäude umwerfen konnte. Die Christenheit hielt den Athem zurück, um ein Unglück zu verhüten, in welchem sie unterzugehen besorgt war. Sobald der Mensch eine langverehrte Ueberzeugung zu verlassen besorgt ist, besitzt er sie nicht mehr, und den angenommenen Schein hält er auch nicht lange mehr aufrecht.

Woher war diese seltsame Lage der Dinge entstanden?

Die Kirche selbst hatte sie vorzüglich veranlaßt. Der in das Christenthum von ihr eingeführte Irrthum und Aberglaube hatten ihr eigentlich keinen Todesstoß versetzt. Die Christenheit hätte in geistiger und religiöser Entwicklung über der Kirche stehen müssen, um sie in dieser Hinsicht zu richten. Aber es gab ein Verhältniß, welches den Laien klar wurde, und alsbald war die Kirche gerichtet. Sie war irdisch geworden. Das priesterliche Reich, welches die Völker beherrschte und nur durch Täuschung der Unterthanen, eine Krone als Glorie um's Haupt, bestehen konnte, hatte seine Natur vergessen, den Himmel, die Sphären des Lichts und der Herrlichkeit verlassen, um sich in gemeine Interessen der Bürger und Fürsten zu mischen. Die Priester, geborne Vertreter des Geistes, hatten diesen für das Fleisch umgetauscht, sie hatten die Schätze der Wissenschaft und die geistige Macht der Rede für rohe Gewalt und Lärmen der Zeit aufgegeben.

Das hatte sich ganz natürlich so zugetragen. Die Kirche hatte zuerst dem geistigen Stande beistehen wollen, aber sie nahm, um ihn gegen den Widerstand und die Angriffe der Völker zu sichern, zu irdischen Mitteln, zu niedrigen Waffen, die sie in falscher Klugheit ergriffen hatte, ihre Zuflucht. So wie die Kirche solche Waffen handhabte, war ihre geistige Macht gesunken, ihr Arm konnte nicht weltlich werden, ohne daß es das Herz nicht auch geworden wäre. Bald erblickte man das Gegentheil der früheren Zustände. Die Kirche wollte sich erst der Welt bedienen, um den Himmel zu vertheidigen, nun vertheidigte sie die Welt durch den Himmel. Die theokratischen Formen galten ihr nur als Mittel zur Vollstreckung weltlicher Unternehmungen. Die vor dem Oberpriester der Christenheit niedergelegten Gaben der Völker wurden zum Unterhalte der Pracht seines Hofes und seiner Heere verwendet. Seine geistliche Macht diente ihm zur Unterwerfung der Könige und Völker. Da schwand der Zauber und die Macht der Kirche war verloren, als die Zeitgenossen von ihr sagen konnten: sie ist uns gleich geworden.

Die Großen prüften zuerst die Ansprüche dieser eingebil-
deten Macht,¹⁾ und dieses hätte vielleicht allein schon Rom stür-
zen können, aber die Erziehung der Fürsten lag zu dessen Glück
überall in den Händen von dessen Eingeweihten. Diese stößten
ihren erlauchten Zöglingen Gefühle der Ehrfurcht vor dem
Papste ein; die Herrscher der Völker wuchsen im Heiligthume
der Kirche auf. Die gewöhnlichen Fürsten blieben theilweise
immer darin, Andere dachten nur daran, im Augenblicke des
Todes in demselben seyn zu können, man starb lieber in einer
Kutte als mit einer Krone.

Italien, dieser Zwietrachtsapfel Europa's, trug vielleicht
am meisten zur Aufklärung der Könige bei. Diese schlossen mit
den Päpsten Bündnisse ab, welche den zeitlichen Inhaber des
Kirchenstaats, nicht den Bischof der Bischöfe, berührten. Die
Könige erstaunten, als sie die Päpste bereit sahen, für die fürst-
lichen Vortheile einige priesterliche Rechte hinzugeben. Sie ent-
deckten, diese angeblichen Organe der Wahrheit benutzten alle
kleinlichen Listen der Politik, Trug, Verstellung, Meineid.²⁾
Nun fiel die Binde, welche die Erziehung den Herrschern um
die Augen gelegt hatte. Der gewandte Ferdinand von Ara-
gonien gebrauchte List gegen List. Der ungestrüme Ludwig XII.
ließ eine Münze mit der Inschrift: perdam Babylonis nomen
(ich will den Namen Babylons auslöschen) schlagen. Der ehr-
liche Maximilian von Oestreich war von Schmerz ergriffen,
als er die Verrätherei Leo's X. erfuhr und sagte öffentlich:
„Dieser Papst ist für mich ein Elender. Ich kann sagen, kein
Papst hat mir in meinem Leben Wort gehalten. Dieser wird,
so Gott will, der letzte seyn.“³⁾

Solche Entdeckungen der Könige wirkten allmählig auf die
Völker. Die so viele Jahrhunderte hindurch verschlossenen Au-
gen der Christenheit waren in mancher Weise geöffnet worden.
Die Klügsten gewöhnten sich an den Gedanken, der römische

1) Adrian Baillet, Geschichte der Streitigkeiten Bonifaz VIII. mit
Philipp dem Schönen. Paris 1708.

2) Guicciardini, Geschichte von Italien.

3) Scultet. annal. ad a. 1520.

Bischof sey nur ein Mensch, und sogar oft ein schlechter Mensch. Das Volk schöpfte den Argwohn, er sey nicht heiliger als seine Bischöfe, deren Ruf sehr zweifelhaft war. Aber die Päpste selbst trugen am meisten zu ihrer Schande bei. Nach dem Basler Concilium waren sie von jedem Zwange frei und ergaben sich der zügellosen Ausgelassenheit, die gewöhnlich nach einem Siege eintritt. Selbst die ausschweifenden Römer erschracken. Das Gerücht von diesem Unfug verbreitete sich in alle Lande der Christenheit. Die Völker waren unfähig, den Strom aufzuhalten, der ihre Schätze in diesen Schlund der Ausgelassenheit riß und suchten sich im Hasse zu entschädigen.¹⁾

So trugen viele Umstände dazu bei, das Bestehende zu untergraben, andere aber, etwas Neues zu erzeugen.

Das in der Kirche herrschende eigenthümliche theologische System mußte wesentlich zur Aufklärung der neuen Generation wirken. Es war für eine Zeit der Finsterniß geschaffen, als ob es ewig dauern sollte, und sobald die Zeit wuchs, mußte es von allen Seiten übertroffen und zerrissen werden. So kam es. Die Päpste hatten bald Dieses, bald Jenes zur christlichen Kirche hinzugefügt. Sie hatten nur das ihrer Hierarchie Unangenehme verändert oder weggenommen, was ihrem Plane nicht widersprach, war bis auf Weiteres geblieben. Ein geschickter Theologe hätte, wenn es damals einen solchen gegeben, die wahren Lehren des Systems, von der Erlösung und der Macht des Geistes Gottes, benützen können, um alle übrigen zu bekämpfen und zu stürzen. Das im Schatze des Vaticans mit dem niedrigen Blei vermengte reine Gold konnte die Betrügerei leicht enthüllen. Sobald ein kühner Gegner dieses merkte, warf die römische Tenne sogleich das reine Korn. Aber das Chaos nahm durch die Bannsprüche nur noch zu.

Dieses war unermesslich, und die angebliche Einheit war nur eine große Verwirrung. In Rom gab es Lehren der Kurie und der Kirche, der Glaube der Hauptstadt war von dem der

1) *Odium romani nominis penitus infixum esse multarum gentium animis opinor ob ea, quae vulgo de moribus ejus urbis jactantur. Erasmi epist. lib. XII. p. 634.*

Provinzen unterschieden, in den Provinzen selbst gab es wieder eine Fülle von Verschiedenheiten, den Glauben der Könige, der Völker, der geistlichen Orden, man unterschied die Meinungen von Klöstern, Bezirken, Doktoren und Mönchen.

Die Wahrheit wollte die Zeit, in welcher sie von Rom mit eisernem Scepter erdrückt worden wäre, friedlich durchleben, und machte es wie das Insect, das aus seinen Fäden die Chrysalide bildet, in welcher es in schlechter Jahreszeit verweilt. Seltsamerweise waren die so sehr verschrieenen Scholastiker die Werkzeuge, deren sich die göttliche Wahrheit zu diesem Behuf bedient hatte. Diese fleißigen Gedankenarbeiter hatten alle theologischen Ideen aufgefädelt und aus diesen Fäden ein Netz gemacht, unter welchem gewandtere Leute als ihre Zeitgenossen die Wahrheit in ihrer ersten Reinheit nicht zu erkennen vermocht hätten. Es mag Schade seyn, daß das lebensvolle und oft farbig helle Insect in scheinbarer Leblosigkeit sich in seine dunkle Behausung verbirgt, aber diese Hülle ist seine Rettung. So geschah es mit der Wahrheit. Hätte die selbstsüchtige und argwöhnische Politik Roms in den Tagen ihrer Macht die nackte Wahrheit getroffen, so würde sie diese umgebracht, oder es doch versucht haben. Von den Theologen jener Zeiten unter Spitzfindigkeiten und Distinctionen ohne Ende verborgen, wurde sie von den Päpsten nicht bemerkt oder in solchem Zustande für unschädlich erachtet. Die Arbeiter und das Werk wurden in Schutz genommen. Aber der Frühling konnte kommen, die verborgene Wahrheit das Haupt erheben, die hüllenden Fäden abwerfen, aus dem scheinbaren Grabe neue Kraft mitbringend, konnte sie am Tage der Auferstehung Rom und dessen Irthümer besiegen. Dieser Frühling kam. Je mehr die abgeschmackten Hüllen der Scholastiker nach einander unter gewandten Angriffen, bei dem spöttischen Gelächter des neuen Geschlechts fielen, desto eher trat die Wahrheit in Jugend und Schönheit daraus hervor.

Nicht allein aus den Schriften der Scholastiker kamen mächtige Zeugnisse für die Wahrheit. Ueberall hatte das Christenthum dem Völkerleben etwas von dem seinigen beigemischt. Die christliche Kirche war ein verfallenes Gebäude, aber beim

Graben entdeckte man in der Grundlage theilweise den lebendigen Felsen, auf dem es ursprünglich errichtet worden war. Mehrere Einrichtungen aus der schönen Zeit der Kirche bestanden noch und mußten in manchen Seelen evangelische, dem herrschenden Aberglauben entgegengesetzte Ansichten erwecken. Die begeisterten Männer, die alten Lehrer, deren Schriften sich in manchen Bibliotheken vorfanden, ließen hin und wieder ihre vereinzelter Stimme erschallen. Sie war von mehr als einem aufmerksamen Ohr vernommen worden. Die Christen (und es ist ein lieber Gedanke!) hatten viele Brüder und Schwestern in den Klöstern, wo man meist nur Scheinheiligkeit und Ausschweifung erblicken mag.

Nicht allein alte Dinge bereiteten das religiöse Erwachen vor, auch etwas Neues sollte ihm mächtig beistehen. Der menschliche Geist wuchs heran. Diese Thatsache mußte allein seine Befreiung bewirken. Der zunehmende Strauch stürzt die Mauer ein, neben welcher er gepflanzt war, und setzt seinen Schatten an die Stelle des ihrigen. Der römische Priester hatte sich zum Vormunde der Völker gemacht, seine geistige Ueberlegenheit hatte es erleichtert, sie blieben lange unmündig und er wußte sich ihren Gehorsam zu sichern. Aber von allen Seiten wuchsen und überragten sie. Die ehrwürdige Vormundschaft, deren Grundursache die von Rom den barbarischen Völkern mitgetheilten Grundsätze des ewigen Lebens und der Bildung waren, konnte nicht mehr ohne Widerstand geführt werden. Ein furchtbarer Gegner hatte sich ihr zur Beaussichtigung entgegengestellt. Der Naturtrieb des Menschengesistes, sich zu entwickeln, zu prüfen und zu erkennen, hatte diese neue Macht erzeugt. Die Augen des Menschen gingen auf, er forderte Rechenschaft für jeden Schritt des so lange geehrten Führers, unter dessen Leitung man ihn mit wohlverschlossenen Augen stumm hatte wandeln sehen. Das Alter der Kindheit war für die Völker des neuen Europa vorüber: die Reise trat ein. Auf die naive, Alles zu glauben geneigte Einfalt folgte ein Geist der Neugierde, eine Vernunft, welche den Grund der Dinge wissen wollte. Man frug, in welcher Absicht Gott zur Welt gesprochen habe, ob

Menschen das Recht hätten, zwischen Gott und ihren Brüdern zu vermitteln.

Eins hätte die Kirche retten können: höher zu stehen als die Völker. Ihnen gleich zu seyn war nicht genug. Aber sie stand sogar weit niedriger als diese. Sie ging bergab, indeß diese stiegen. Als sich die Menschen auf das Gebiet der Intelligenz zu erheben anfangen, war das Priesterthum in irdische Beschäftigungen und weltliche Interessen versunken. Diese Erscheinung hat sich in der Geschichte oft wiederholt. Die Flügel waren dem Adler gewachsen, kein Mensch hatte eine so hohe Hand, diesen vom Fluge abzuhalten.

Indeß das Licht aus den Gefängnissen, wo es noch gefesselt war, hervorstrahlte, gab der Orient dem Westen neue Helle. Die Standarte der Osmanen war 1453 auf den Mauern von Constantinopel aufgepflanzt worden, die Gelehrten mußten fliehen. Sie brachten griechische Gelehrsamkeit nach Italien. Die Fackel der Alten entzündete die so lange Zeit erloschenen Geister. Die kurz zuvor erfundene Buchdruckerkunst vervielfachte sowohl die energischen Stimmen, welche sich gegen die verderbte Kirche erhoben, als die eben so mächtigen, welche den menschlichen Geist auf neue Bahnen riefen. Es war ein großer Lichtwurf. Die Irrthümer und eiteln Uebungen wurden deutlich. Dieses Licht konnte aber nur zerstören, nicht aufbauen. Weder Homer noch Virgil konnten die Kirche retten.

Das Erwachen der Gelehrsamkeit, der Wissenschaften und Künste weckte die Reformation nicht auf. Das Heidenthum der Dichter erschien wieder in Italien und führte das Heidenthum des Herzens zurück. Thörichter Aberglaube wurde angegriffen, aber Unglaube, höhnisches, spöttisches Lächeln trat an dessen Stelle. Alles, selbst das Heiligste zu verlachen war in der Mode und Zeichen eines starken Geistes. Man sah in der Religion nur ein Mittel, das Volk zu beherrschen. „Ich fürchte,“ schrieb Erasmus 1516, „mit dem Studium der alten Literatur werde das alte Heidenthum wiederkehren.“

Damals sah man, wie nach den Spötteleien zur Zeit des Augustus, und wie heut zu Tage nach denen des vergangenen Jahrhunderts, eine neu-platonische Philosophie auftreten, welche

diesen schamlosen Unglauben angriff und, wie die jetzige Philosophie, Achtung vor dem Christenthum einzulösen und religiöse Empfindungen in's Herz zurückzuführen strebte. Die Medicäer begünstigten in Florenz diese platonischen Bestrebungen. Aber eine philosophische Religion kann niemals Kirche und Welt wiedergebären. Sie kann sich, hochmüthig die Predige vom Kreuze verschmähend, in den christlichen Dogmen nur Figuren und Symbole zu sehen behauptend, in mystische Schwärmerei verlieren, aber zu keiner Zeit reformiren und retten.

Was wäre geschehen, wenn das wahre Christenthum in der Welt nicht wieder erschienen wäre, wenn der Glaube die Herzen nicht wieder mit seiner Kraft und Heiligkeit erfüllt hätte? Die Reformation rettete die Religion und dadurch die Gesellschaft. Hätte die römische Kirche die Ehre Gottes und die Wohlfahrt der Völker bedacht, so würde sie die Reformation freudig angenommen haben. Aber was kümmerte dieses einen Leo X.?

Das Studium der alten Literatur hatte in Deutschland ganz andere Wirkungen als in Frankreich und Italien. Da war es mit dem Glauben verbunden. Was bei den Einen nur eine kleinliche und unfruchtbare Geistesbildung hervorgerufen hatte, durchdrang das ganze Leben der Andern, erwärmte ihre Herzen, bereitete sie zum höheren Lichte vor. Die ersten Wiederhersteller der Wissenschaften in Italien und Frankreich zeichneten sich durch ein leichtsinniges, oft sogar unsittliches Betragen aus. In Deutschland suchten ihre von ernsterer Gesinnung ergriffenen Nachfolger eifrig überall die Wahrheit auf. Italien huldigte der profanen Literatur und Wissenschaft, und es entstand eine ungläubige Opposition. Die deutsche war glaubensvoll, weil man sich dort mit tiefer Theologie beschäftigte und innerlicher war. Dort untergrub man die Grundfesten der Kirche, hier stellte man sie wieder her. Es entstand im Reiche eine beachtungswerthe Verbindung freier, gelehrter, hochherziger Männer, unter denen Fürsten sich auszeichneten, welche die Wissenschaft zum Nutzen der Religion anzuwenden versuchten. Die Einen traten mit kindlichem Glauben an's Studium, Andere mit aufgeklärtem scharfsinnigem Geiste, der die gesetzlichen Schranken der Freiheit und Kritik fast überschritten hätte, aber Alle reiz-

nigten die von so viel Aberglauben versperrten Vorhöfe des Tempels.

Die Mönchstheologen erkannten die Gefahr und widersetzten sich den Studien, die sie in Italien und Frankreich geduldet, weil diese dort mit Leichtsinne und Ausschweifung Hand in Hand gingen. Sie bildeten eine Verschwörung gegen Sprachen und Wissenschaften, denn hinter diesen hatten sie den Glauben erblickt. Ein Mönch warnte Jemand vor des Erasmus Ketzerien. „Worin bestehen diese?“ frug man ihn. Er gestand, das besprochene Werk nicht gelesen zu haben, und wußte nur eins anzuführen: es sey in zu gutem Latein geschrieben.

7.

Reformatorisches Prinzip. — Zeugen der Wahrheit. — Claudius von Turin. — Die Mystiker. — Die Waldenser. — Waldo. — Wicleff. — Johann Guss. — Zeugen in der Kirche.

Alle diese äußerlichen Ursachen hätten nicht hingereicht, die Erneuerung der Kirche vorzubereiten.

Das Christenthum war gesunken, weil man die beiden großen Dogmen des neuen Bundes verlassen hatte. Das erste, der Autorität der Kirche entgegengesetzte, ist die unmittelbare Berührung der Seele mit der göttlichen Quelle der Wahrheit, das andere, entgegen dem Verdienste der menschlichen Werke, ist die Lehre vom Heil aus Gnaden. Welches dieser beiden unerschütterlichen, unsterblichen Prinzipien, die nicht aufgehört hatten zu bestehen, wenn sie auch verkannt und getrübt waren, sollte die Wiedergeburt einleiten und betreiben? Die kirchliche oder die geistliche Idee? Heut zu Tage will man vom gesellschaftlichen Zustande zur Seele, von der Menschheit zum Individuum übergehen. Die kirchliche Idee hätte also zuerst auftreten sollen. Aber die Geschichte hat das Gegentheil gezeigt, sie hat bewiesen, daß man durch individuelle Thätigkeit auf die Gesamtheit wirkt, und daß erst die Seele wiedergeboren seyn muß, ehe es

bei den socialen Zuständen möglich wird. Alle Reformversuche des Mittelalters knüpfen sich irgendwie an die Religion; die Frage von der Autorität wird erst aufgeworfen, wenn man dazu gezwungen ist, die entdeckte Wahrheit gegen die Hierarchie zu vertheidigen. So war es später mit Luther. Erblickt man einerseits die heilbringende Wahrheit, mit der Autorität Gottes für sich, andererseits den Irrthum, mit der Autorität der römischen Hierarchie für sich, so schwankt man nicht lange, und trotz der scheinbarsten Sophismen, der scheinbar deutlichsten Beweise, wird die Frage von der Autorität bald entschieden.

Die Kirche war gefallen, weil ihr die große Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an den Heiland geraubt war. Diese Lehre mußte ihr wieder gegeben werden, wenn sie wieder erstehen sollte. Als diese Grundwahrheit in der Christenheit wieder oben auf war, verschwanden alle Irrthümer und Uebungen, wie die Menge von Heiligen, frommen Werken, Pönitenzen, Messen und Indulgenzen. Man erkannte den einzigen Mittler und sein einmaliges Opfer, alle andern Mittler und Opfer fielen weg. „Dieser Artikel von der Rechtfertigung,“ schreibt ein in dieser Hinsicht wohlunterrichteter Mann,¹⁾ „schafft, ernährt, erbaut, bewahrt und vertheidigt die Kirche. Niemand kann in der Kirche recht lehren oder einem Gegner erfolgreichen Widerstand leisten, wenn er nicht an dieser Wahrheit festhält. Das ist (sagt er mit Anspielung auf die frühern Prophezeiungen) die Ferse, welche den Kopf der Schlange zertritt.“

Gott, welcher sein Werk vorbereitete, erweckte während des ganzen Laufs der Jahrhunderte eine lange Reihe von Zeugen der Wahrheit. Aber diese Wahrheit, für welche diese hochherzigen Männer Zeugniß ablegten, war ihnen nicht klar bekannt, oder sie konnten sie nicht deutlich genug darstellen; wenn sie auch das Werk nicht zu vollführen vermochten, so waren sie doch, was sie als vorbereitende Werkzeuge sein sollten. Waren sie übrigens nicht bereit für das Werk, so war auch dieses nicht reif für sie. Das Maass war noch nicht voll, die Jahrhunderte hatten den ihnen vorgeschriebenen Lauf noch nicht voll-

1) Luther an Brentius.

bracht, das Bedürfniß des wahren Heilmittels war noch nicht allgemein genug empfunden.

Sie hieben den Baum nicht bei der Wurzel um, daß sie vor Allem mit lauter Stimme die Lehre vom Heil aus Gnaden predigten, aber sie beschäftigten sich mit den Ceremonieen, der Regierung der Kirche, der Ordnung des Gottesdienstes, der Anbetung der Heiligen und ihrer Bilder, der Transsubstantiation. Sie hielten an den Zweigen des Baums fest, säuberten ihn da und dort, aber ließen ihn stehen. Einer heilsamen Reformation nach Außen muß die wahrhafte nach Innen vorangegangen seyn; diese wird nur durch den Glauben bewirkt.

Kaum hatte Rom sich die Macht angemacht, als eine mächtige Opposition das ganze Mittelalter hindurch austrat.

Erzbischof Claudius von Turin im neunten Jahrhundert, Peter von Bruys, sein Schüler Heinrich, Arnold von Brescia im zwölften, suchten in Frankreich und Italien eine Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit wiederherzustellen, aber sie suchten diese Anbetung zu sehr in der Abschaffung der Bilder und äußeren Uebungen.

Die Mystiker, deren es fast in allen Zeitaltern gegeben, suchten in der Stille die Heiligkeit des Herzens, die Gerechtigkeit des Lebens und eine ruhige Gemeinschaft mit Gott; sie warfen Blicke voll Trauer und Schrecken auf die Verwüstungen der Kirche. Sie enthielten sich sorgfältig der Schulstreitigkeiten und unnützen Disputationen, unter denen die wahre Frömmigkeit vergraben lag. Sie wollten die Menschen vom leeren Mechanismus des äußeren Gottesdienstes, vom Geräusche und Glanze der Ceremonieen ablenken, um sie zu der inneren Ruhe einer Seele, welche all ihr Glück in Gott sucht, zu führen. Das konnten sie nicht, ohne überall bei den geltenden Meinungen anzustoßen und die Wunde der Kirche zu enthüllen. Aber sie hatten auch keinen klaren Begriff von der Lehre der Rechtfertigung durch den Glauben.

An Reinheit der Lehre standen die Waldenser weit über den Mystikern und bildeten eine lange Reihe von Zeugen der Wahrheit. Es scheint, daß Männer, welche freier als der übrige Theil der Kirche waren, seit alter Zeit die Höhen der Alpen in

Piemont bewohnt haben. Waldo's Schüler vermehrten ihre Anzahl und reinigten ihre Lehre. Von den Bergen herab protestirten die Waldenser Jahrhunderte lang gegen den römischen Aberglauben.¹⁾ Sie kämpften für die lebendige Hoffnung auf Gott durch Christum, auf die Wiedergeburt und die innere Erneuerung durch den Glauben, die Hoffnung und die Liebe, für das Verdienst Jesu Christi und die Allgenügsamkeit seiner Gnade und Gerechtigkeit.²⁾

Doch beherrschte diese erste Wahrheit von der Rechtfertigung des Sünders, diese Hauptlehre, welche über ihre Lehren, wie der Montblanc über die Alpen, hätte hervorragten sollen, nicht genug ihr ganzes System. Der Gipfel war nicht hoch genug.

Peter Baud oder Waldo, ein reicher Kaufmann zu Lyon (1170), verkaufte alle seine Habe und gab sie den Armen. Er scheint, wie seine Freunde, die Absicht gehabt zu haben, die Vollkommenheit des ursprünglichen Christenthums im Leben wiederherzustellen. Er begann auch bei den Zweigen, nicht bei den Wurzeln. Doch war sein Wort mächtig, weil er auf die Schrift verwies, und es erschütterte die römische Hierarchie bis in ihre Grundfesten.

Wicleff trat 1360 in England auf und appellirte vom Papste an das Wort Gottes; die wirkliche innere Wunde des Körpers der Kirche war ihm nur eines der zahlreichen Symptome ihres Uebels.

Johann Hus lehrte in Böhmen, was ein Jahrhundert später Luther in Sachsen. Er schien mehr als seine Vorgänger in die Wesenheit der christlichen Wahrheit einzudringen. Er bat Christum um die Gnade, sich nur in seinem Kreuze und in der unschätzbaren Schmach seiner Leiden zu rühmen. Aber er griff weniger die Irrthümer der römischen Kirche als die schlechte Lebensweise des Klerus an. Doch war er so zu sagen ein Johannes der Täufer der Reformation. Die Flammen seines Scheiterhaufens zündeten in der Kirche ein Feuer an, welches

1) Nobla Leyçon.

2) Traktat vom Antichrist, gleichzeitig mit der „edlen Lehre.“

gewaltige Helle in der Finsterniß verbreitete, und dessen Schein nicht so bald erlöschen sollte.

Johann Huß that noch mehr: prophetische Worte drangen aus seinem Kerker hervor. Er ahnte eine nahe wahrhafte Reformation der Kirche. Schon als er aus Prag vertrieben, auf den Feldern Böhmens umherirrte, wohin ihn eine zahlreiche, seiner Worte harrende Menge begleitete, hatte er ausgerufen: „die Gottlosen haben schon der Gans ¹⁾ verrätherische Schlingen gelegt. Aber wenn die Gans, ein Hausvogel, ein friedliches Thier, das nicht hoch in die Lüfte fliegt, ihre Neze zerrissen hat, so werden andere kühn gen Himmel fliegende Vögel sie noch kräftiger zerreißen. Anstatt einer schwachen Gans wird die Wahrheit Adler und Falken mit scharfem Blicke senden.“ ²⁾ Die Reformatoren bewahrheiteten diese Verkündigung.

Als der ehrwürdige Priester auf Siegmunds Geheiß vor das Rostnitzer Concil berufen und in's Gefängniß geworfen war, dachte er mehr an die Kapelle von Bethlehem, wo er das Evangelium gelehrt hatte und an die zukünftigen Siege Christi, als an seine Vertheidigung. Bei Nacht glaubte der heilige Märtyrer aus seinem Kerker die Bilder Jesu Christi, die er auf die Mauern seines Betzimmers hatte malen lassen, vom Papste und den Bischöfen ausgelöscht zu sehen. Dieser Traum betrückte ihn, aber am andern Morgen sah er mehrere Maler beschäftigt, die Bilder in größerer Anzahl und mit mehr Glanz wiederherzustellen. Nach vollendeter Arbeit sprachen die Maler, von Volkshaufen umringt: „Mögen nun Päpste und Bischöfe kommen! Sie wischen diese nie wieder aus.“ Und viel Volk freute sich in Bethlehem und ich mit ihnen, fügte Johann Huß hinzu. — Denkt mehr an eure Vertheidigung als an Träume, bemerkte sein treuer Freund, der Ritter von Chlum, dem er diesen Traum mitgetheilt hatte. — Ich bin kein Träumer, erwiederte Huß, ich weiß gewiß, Christi Bild wird niemals ausgelöscht werden. Sie haben es zerstören wollen, es wird neu gemalt in Aller Herzen durch Prediger, die mehr als ich leisten. Das Volk, so Christum liebt, wird sich des

1) Huß bedeutet im Böhmischen eine Gans.

2) Epist. I. Huss, tempore anathematis scriptae.

freuen. Ich, erwachend von den Todten, aus dem Grabe wieder auferstehend, werde vor großer Lust zittern.“¹⁾

Ein Jahrhundert verging, und die von den Reformatoren entzündete Fackel des Evangeliums erhellte in der That mehrere Völker, die sich über dieses Licht freuten.

Aber in diesem Jahrhunderte läßt sich nicht allein bei denen, welche die römische Kirche als ihre Widersacher betrachtet, ein Wort vom Leben vernehmen. Wir sagen es zu unserem Troste, daß die Katholizität selbst zahlreiche Zeugen der Wahrheit zählte. Das Grundgebäude war verbrannt, aber edles Feuer loderte unter der Asche und von Zeit zu Zeit sprühten helle Funken hervor.

Anselm von Canterbury sagte in einer Schrift, in welcher er zu sterben lehrt, zum Sterbenden: Sieh nur auf das Verdienst Jesu Christi.

Arnoldi, ein Mönch, sprach täglich in seiner stillen Zelle folgendes inbrünstige Gebet: O mein Herr Jesus Christus! ich glaube, daß du allein meine Erlösung und meine Gerechtigkeit bist.²⁾

Ein frommer Bischof von Basel, Christoph von Uttenheim, ließ seinen Namen in ein noch zu Basel vorhandenes Glasgemälde einschreiben und umgab es mit der Inschrift, die er immer vor Augen haben wollte: Meine Hoffnung ist das Kreuz Christi, ich suche die Gnade, nicht die Werke.³⁾

Ein armer Karthäuser, Bruder Martin, schrieb ein rührendes Bekenntniß, in welchem es heißt: „O allbarmherziger Gott, ich weiß, daß ich nicht selig werden und deine Gerechtigkeit nicht anders befriedigen kann als durch das Verdienst, das unschuldige Leiden und den Tod deines vielgeliebten Sohnes. Frommer Jesus, all' mein Heil ist in deinen Händen. Du kannst die Hände deiner Liebe nicht von mir wenden, denn sie haben mich geschaffen, mich gebildet, mich erkaufte. Du hast meinen Namen mit eisernem Griffel, mit großer Barmherzigkeit und in unauslöschlicher Weise auf deine Seite, deine Hände und Füße geschrieben.“

1) Epist. I. Huss sub temp. concilii scriptae.

2) Credo, quod tu, mi Domine Jesu Christe, solus es mea justitia et redemptionio. (Leibnitz script. Brunsv. III, 396.)

3) Spes mea crux Christi, gratiam non opera quaero.

Dann legte der arme Karthäuser sein Bekenntniß in eine hölzerne Schachtel und steckte sie in ein von ihm gefertigtes Loch in der Mauer. ¹⁾

Die Frömmigkeit Bruder Martin's wäre nie bekannt geworden, wenn man nicht am 21. Dezember 1776 die Schachtel entdeckt hätte, als man ein altes, früher dem Karthäuserkloster zu Basel gehöriges Gebäude niedergerissen hatte. Wie viele Klöster haben solche Schätze verborgen!

Aber diese heiligen Männer hatten solchen rührenden Glauben nur für sich und konnten ihn andern nicht mittheilen. Sie lebten zurückgezogen und konnten mehr oder weniger, wie der gute Bruder Martin in seiner Kiste niederschrieb, sagen: „*Et si haec praedicta confiteri non possim lingua, confiteor tamen corde et scripto.*“ (Kann ich das Vorhergesagte nicht laut bekennen, so bekenne ich es doch im Herzen und mit der Feder.) Das Wort der Wahrheit war im Heiligthume einiger frommer Seelen, aber es lief nicht in die Welt, um den Ausdruck der Schrift zu gebrauchen.

Wenn man die Lehre vom Heile nicht laut bekannte, so fürchtete man sich doch nicht im Schooße der römischen Kirche, gegen die sie entehrenden Mißbräuche offen aufzutreten. Italien selbst hatte seine Zeugen gegen das Priesterthum. Der Dominikaner Savonarola erhob sich 1498 in Florenz gegen die unerträglichen Laster Roms. Aber Folter, Scheiterhaufen, Inquisition strafen.

Geiler von Kaisersberg war drei und dreißig Jahre lang Deutschlands großer Prediger. Er griff den Klerus kraftvoll an. „Die falben Blätter eines Baumes, sagte er, deuten auf Krankheit der Wurzel, ein sittenloses Volk zeigt ein ausgelassenes Priesterthum an. Wenn ein ausschweifender Mensch keine Messe lesen darf, sagte er zu seinem Bischofe, so jagt nur alle Priester eurer Diözese fort.“ Indem das Volk diesen muthigen Priester hörte, gewöhnte es sich im Heiligthume selbst den Schleier aufheben zu sehen, welcher die Schande der Führer verdeckte.

1) *Sciens posse me aliter non salvari et tibi satisfacere nisi per meritum.* (Man sehe für diese und ähnliche Anführungen *Flaccius Catal. test. veritatis*, *Wolfsi Lect. memorabiles*, *Müllers Reliquien*).

Diese Lage der Dinge in der Kirche verdient Beachtung. Wenn nun die Weisheit von oben ihre Lehren auszusprechen beginnen will, sind überall Geister und Herzen für das Verständniß empfänglich. Wenn der Sämann auf's Neue zu säen ausgeht, findet er für den Samen gelockerte Erde. Wenn das Wort der Wahrheit erschallen wird, findet es überall einen Wiederhall. Wenn die Trompete hell erklingt in der Kirche, werden viele ihrer Kinder sich zum Kampfe rüsten.

8.

Lage der Völker Europa's. — Das Reich. — Vorbereitungen der Vorsehung. — Dritter Stand. — Nationalcharakter. — Angeborne Kraft. — Beknechtung Deutschlands. — Zustand des Reichs. — Opposition in Rom. — Die Schweiz. — Die kleinen Kantone. — Italien. — Hindernisse der Reform. — Spanien. — Portugal. — Frankreich. — Getäuschte Hoffnungen. — Niederlande. — England. — Schottland. — Der Norden. — Rußland. — Polen. — Böhmen. — Ungarn.

Wir nähern uns der Schaubühne, auf welcher Luther auftrat. Ehe wir die Geschichte der großen Bewegung beginnen, welche das Licht der so lange verborgenen Wahrheit hell strahlen ließ, die Kirche, und so viele Völker erneuerte, neue hervorrief, ein neues Europa und eine neue Christenheit schuf, werfen wir einen Blick auf die Lage der verschiedenen Nationen, bei denen diese religiöse Revolution eintrat.

Das Reich war ein Bund vieler Staaten mit einem Kaiser als Oberhaupte. Ein jeder dieser Staaten war auf seinem Gebiete souverän; der aus allen Fürsten oder souveränen Staaten zusammengesetzte Reichstag hatte die gesetzgebende Gewalt für das ganze deutsche Reich. Der Kaiser mußte die Gesetze, Beschlüsse oder Rezesse dieser Versammlung genehmigen, war mit deren Bekanntmachung und Vollstreckung beauftragt. Die mächtigsten sieben Fürsten hatten als Kurfürsten das Vorrecht, die Kaiserkrone zu verleihen.

Die Fürsten und Staaten des deutschen Reichs waren ursprünglich Unterthanen der Kaiser und erhielten von diesen ihre Lande. Aber mit der Thronbesteigung Rudolphs von Habs-

burg (1273) hatte eine Zeit der Unruhen begonnen, während welcher die Fürsten, die freien Städte, die Bischöfe auf Unkosten der kaiserlichen Souveränität große Unabhängigkeit erlangt hatten.

Der meist vom alten Sachsengeschlechte bewohnte Norden Deutschlands hatte die meiste Freiheit gewonnen. Der in seinen Erblanden von den Türken unausgesetzt angegriffene Kaiser mußte diese muthigen Fürsten und Völker, die ihm damals nöthig waren, schonen. Freie Städte waren im Norden, Westen und Süden des Reichs durch ihren Handel, ihre Manufakturen, ihre Erzeugnisse aller Art zu einem bedeutenden Wohlstande, und dadurch zur Unabhängigkeit gelangt. Das mächtige Haus Oesterreich trug die Kaiserkrone, leitete die Mehrzahl der südlichen Staaten Deutschlands und überwachte alle ihre Bewegungen in der Nähe. Es wollte seine Herrschaft über das ganze Reich und noch weiter ausdehnen, als die Reformation seinen Eingriffen einen gewaltigen Damm entgegenstellte und die europäische Unabhängigkeit rettete.

Hätte man zu den Zeiten Pauli, oder des Ambrosius, Augustin und Chrysostomus, oder selbst zu denen des Anselm und Bernhard gefragt, welchen Volkes sich Gott zur Reformation der Kirche bedienen würde, so hätte man vielleicht an die in der Geschichte des Christenthums berühmten Gegenden, Asien, Griechenland oder Rom, vielleicht auch an Großbritannien oder Frankreich, wo große Lehrer sich hatten vernehmen lassen, gedacht: auf die barbarischen Deutschen hätte man keinen Blick geworfen. Alle christlichen Lande hatten nacheinander in der Kirche geglänzt, Deutschland allein war unbemerkt geblieben. Doch wurde es erkoren.

Gott bereitete viertausend Jahre lang die Ankunft seines Messias vor, und ließ Jahrhunderte hindurch das Volk, in welchem dieser geboren werden sollte, verschiedene Schickungen erleiden: Gott bereitete Deutschland vor, ohne daß andere Nationen davon gewußt oder es selbst daran gedacht hätte, die Wiege der religiösen Wiedergeburt zu werden, welche später die andern Völker der Christenheit erwecken sollte.

Wie Judäa, wo das Christenthum entstand, inmitten der alten Welt, so lag Deutschland im Mittelpunkte der Christenheit.

Es gränzte an die Niederlande, an England, Frankreich, die Schweiz, Italien, Ungarn, Böhmen, Polen, Dänemark und den ganzen Norden. Im Herzen Europa's sollte sich das Prinzip des Lebens entwickeln, sein Schlag sollte durch alle Adern dieses großen Körpers das auf die Belebung aller Glieder wirkende edle Blut treiben.

Die Dank den Anordnungen der Vorsehung eigenthümliche Verfassung des Reichs begünstigte die Verbreitung neuer Ideen. Wäre Deutschland wie Frankreich und England eine eigentliche Monarchie gewesen, so hätte die Willkühr des Souveräns den Fortschritt des Evangeliums lange hemmen können. Aber es war ein Bund. Die in einem Staate bekämpfte Wahrheit konnte in einem andern begünstigt werden. Mächtige Heerde des Lichts, welche allmählig die Finsterniß durchdringen und alle Völker ringsum aufklären durften, konnten sich auf verschiedenen Punkten des Reichs in kurzer Zeit bilden.

Der innere Frieden, welchen Maximilian dem Reiche gesichert hatte, war der Reformation sehr von Nutzen. Lange hatten sich die einzelnen Glieder des deutschen Reichs unter einander zerissen. Man sah nur Unruhe, Zwietracht, unaufhörlichen Krieg, Nachbarn gegen Nachbarn, Städte gegen Städte, Herren gegen Herren. Maximilian verlieh der Ordnung eine feste Grundlage, und stiftete deshalb das Reichsgericht, welches alle Streitsachen zwischen den einzelnen Staaten schlichten sollte. Nach so vielen Unruhen sahen die deutschen Völker einen neuen Zeitabschnitt der Sicherheit und Ruhe beginnen. Dieser Zustand trug wesentlich zur Milderung und Bildung des Volkscharakters bei. Man konnte in den beruhigten Städten und Länden Deutschlands Verbesserungen erdenken und einführen, welche von der Zwietracht nicht zugelassen worden wären. Auch liebt das Evangelium seine Siege im Frieden davonzutragen. So hatte Gott fünfzehn Jahrhunderte früher gewollt, daß Augustus die beruhigte Welt den wohlthätigen Eroberungen der christlichen Religion darböte. Doch spielte die Reformation in diesem damals für das Reich beginnenden Frieden eine doppelte Rolle. Sie war sowohl Ursache als Wirkung. Als Luther auftrat, bot Deutschland dem Beobachter das Bild einer Bewegung, welche das Meer nach langen

Stürmen aufregt. Die Ruhe war noch nicht gesichert, der Sturmwind konnte neues Ungewitter veranlassen. Wir werden mehr als ein Beispiel finden. Die Reformation gab den deutschen Völkerschaften einen neuen Antrieb und vernichtete auf immer die alten Ursachen der Aufregung. Sie beendigte das bis dahin herrschende barbarische System und schuf ein neues für ganz Europa.

Gleichzeitig hatte die christliche Religion in Deutschland einen ihr eigenen Einfluß ausgeübt. Der dritte Stand hatte sich rasch entwickelt. Man sah in den verschiedenen Gegenden, namentlich in den freien Städten, zahlreiche Anstalten, welche diese imposante Masse des Volks fördern mußten. Die Künste blühten dort. Die Bürgerschaft gab sich gesichert der ruhigen Thätigkeit und den Annehmlichkeiten des geselligen Lebens hin. Sie wurde immer mehr für die Aufklärung zugänglich, sie erwarb immer mehr Achtung und Ansehen. Es waren keine Behörden, welche sich oft unter politische Anforderungen schmiegen mußten, keine Adlige, Liebhaber des Waffenruhms, kein Klerus, welcher die Religion als sein ausschließliches Gebiet ausbeutete, — denen die Begründung der Reformation in Deutschland beschieden gewesen wäre. Sie sollte die Angelegenheit des Bürgerstandes, des Volks, der ganzen Nation sein.

Der eigenthümliche Charakter der Deutschen war für eine religiöse Reformation besonders geeignet. Eine falsche Bildung hatte ihn nicht verwaschen. Der köstliche Samen, den die Gottesfurcht in ein Volk legt, war nicht verweht. Die alten Sitten bestanden noch. Man fand in Deutschland die Biederkeit, die Treue, die Arbeitslust, die Ausdauer und religiöse Gesinnung, die dort noch herrschen, und die dem Evangelium mehr Erfolg sichern, als der leichtsinnige, spöttische oder rohe Charakter anderer Völker unseres Europa.

Auch trug vielleicht noch ein Umstand dazu bei, daß Deutschland für die Erneuerung des Christenthums günstigeren Boden als viele andere Länder darbot. Gott hatte es behütet, hatte ihm die Kräfte für den Tag der Niederkunft erhalten. Es war nicht nach einer Epoche geistiger Kraft im Glauben verfallen, wie dieses bei den Nationen Asiens, Griechenlands, Italiens, Frankreichs und Großbritanniens der Fall war. Das Evange-

thum in seiner ursprünglichen Reinheit war niemals nach Deutschland gelangt; die ersten Missionare hatten schon eine in mehr als einer Hinsicht entstellte Religion überliefert. Bonifaz und seine Nachfolger hatten den Friesen, Sachsen und andern deutschen Völkerschaften ein Kirchengesetz, eine geistliche Zucht gebracht, der Glaube an die gute Botschaft, welcher das Herz des Menschen erfreut und es wahrhaft frei macht, war ihnen fremd geblieben. Die Religion der Deutschen wurde nicht verdorben, sondern reinigte sich, versank nicht, sondern erhob sich. Man mußte von diesem Volke mehr Leben und geistige Kraft erwarten, als von den geschwächten Völkern der Christenheit, wo auf das Licht der Wahrheit tiefe Finsterniß, auf die Heiligkeit der ersten Zeiten eine fast allgemeine Verderbniß gefolgt war.

Die äußeren Verhältnisse der deutschen Nation zur Kirche waren ungefähr ähnlich entwickelt. Die deutschen Völker hatten von Rom das große Element der neuen Bildung, den Glauben, erhalten; Kultur, Kenntnisse, Gesetzgebung, Alles, außer Muth und Waffen, war aus der Priesterstadt gekommen, enge Bande knüpften Deutschland an das Papstthum. Ersteres war eine geistige Eroberung desselben und man weiß, wie Rom seine Eroberungen zu benutzen pflegte. Die andern Völker, schon vor dem Papste im Besiz von Glauben und Bildung, waren ihm gegenüber unabhängiger geblieben. Aber die Befnechtung Deutschlands machte zur Zeit des Erwachens die Reaktion desto stärker und als es die Augen öffnete, zerriß es mit Unwillen die so lange fesselnden Bindeln. Die erduldete Knechtschaft gab größeres Bedürfnis der Errettung und Freiheit, kräftige Wahrheitskämpfer traten aus dem Zuchthause hervor, in welches Jahrhunderte lang das ganze Volk eingesperrt war.

Je mehr wir uns der Reformationszeit nähern, desto mehr finden wir in der Verfassung Deutschlands neue Gründe, die Weisheit Dessen zu bewundern, durch welchen die Könige herrschen und die Königreiche erhöht sind. Es gab damals Etwas, was der heut zu Tage „Schaufelsystem“ genannten Politik glich. War das Oberhaupt des Reichs kraftvoll, so nahm seine Macht zu, schwach, so wuchsen Einfluß und Ansehen der Kur- und andern Fürsten. Besonders unter Maximilian, dem Vorgänger

Karls V., bemerkte man dieses Steigen und Schwanken, daß bald diesen bald jenen bevortheilte. Der Kaiser stand im Nachtheile, die Fürsten hatten sich oft unter einander verbündet, wie es der Wunsch der Kaiser selbst gewesen war, um einen gemeinschaftlichen Feind besser bekämpfen zu können. Aber die Macht, welche die Fürsten durch solche Bündnisse gegen eine vorübergehende Gefahr gewannen, konnte später den Eingriffen des Kaisers entgegentreten und so geschah es auch. Niemals waren die Kurfürsten so stark gegen ihr Oberhaupt, als zur Zeit der Reformation; war nun dieses gegen jene, so mußte dieser Umstand der Verbreitung des Evangeliums nützen.

Deutschland war es müde, von den Römern wegen „germanischer Geduld“ bespöttelt zu werden. Seit Ludwig dem Baiern war man allerdings sehr geduldig, die Kaiser hatten die Waffen niedergelegt, und die Tiara sich ohne Widerspruch über die Kaiserkrone erhöht. Aber der Kampf war nun anders gestellt und einige Stufen herabgestiegen. Der früher von Kaisern und Päpsten vor der Welt aufgeführte Kampf erneuerte sich bald im Kleinen in allen deutschen Städten gegen die Bischöfe und Behörden. Das Bürgerthum hatte das Schwert aufgehoben, welches die Reichshäupter hatten fallen lassen. Schon 1329 hatten sich die Bürger zu Frankfurt an der Oder unerschrocken ihren geistlichen Oberen widersetzt; in den Bann gethan, weil sie dem Markgrafen Ludwig treu geblieben waren, hatten sie achtundzwanzig Jahre lang keine Messe, keine Taufe, keine Hochzeit, keine priesterliche Beerdigung. Als die Mönche und Priester wiederkehrten, lachte man darüber wie über eine Posse. Es war eine traurige Verirrung, aber der Klerus verschuldete sie. Zur Zeit der Reformation waren auch Behörden und Geistliche einander entgegen, die Vorrechte und weltlichen Ansprüche des Klerus führten immer neue Reibungen zwischen diesen beiden Körperschaften herbei. Wollte der Magistrat nicht nachgeben, so benutzten Bischöfe und Priester unklugerweise die äußersten, ihnen zu Gebote stehenden Mittel. Oft trat der Papst dazwischen, um das Beispiel auffallendster Parteilichkeit zu geben, oder die erniedrigende Nothwendigkeit anzuerkennen, daß einer hartnäckigen, ihr Recht aufrechtzuerhalten entschlossenen Bürgerschaft der Sieg verbleiben

müsse. Wegen dieser beständigen Kämpfe waren Papst, Bischöfe und Priester in den Städten gehaßt und verachtet.

Rom und der Klerus fanden nicht allein in Bürgermeistern, Räten und Stadtschreibern ihre Gegner, es gab deren über und unter dem Mittelstande. Vom sechszehnten Jahrhunderte an entfaltete der Reichstag eine unerschütterliche Festigkeit gegen die päpstlichen Legaten. Die im Mai 1510 zu Augsburg versammelten Reichsstände übergaben dem Kaiser ein Verzeichniß der zehn Hauptbeschwerden gegen den Papst und die römische Klerisei. Im Volke gährte gleichzeitig die Wuth. Sie brach 1512 in den Rheingegenden aus; die über das Joch, welches durch die geistlichen Fürsten auf ihnen lastete, erbitterten Bauern riefen den sogenannten Bundschuh hervor.

So erschallte oben und unten überall ein dumpfes Geräusch, den bald einschlagenden Blitz verkündigend. Deutschland schien reif für das Werk, das die Aufgabe des sechszehnten Jahrhunderts sein sollte. Die Vorsehung, die langsam vorwärtsschreitet, hatte Alles vorbereitet, und selbst die von Gott verdamnten Leidenschaften sollten in seiner mächtigen Hand zur Vollstreckung seiner Absichten verwendet werden.

Betrachten wir nun auch die andern Völker.

Dreizehn kleine, mit ihren Verbündeten im Mittelpunkte Europa's, und zwischen Bergen, die ihre Festung sind, liegende Republiken, bildeten ein einfaches, muthiges Volk. Wer hätte in diesen dunkeln Thälern diejenigen gesucht, die Gott wählen würde, neben den Deutschen die Befreier der Kirche zu sein? Wer hätte gedacht, kleine, unbekannte Städte, kaum der Barbarei entstiegen, hinter unzugänglichen Bergen, an Seen, die in der Geschichte ungenannt waren, würden in Betreff des Christenthums Jerusalem, Antiochia, Ephesus, Korinth und Rom überragen? Und doch war dem so. So wollte es der, welcher auf eine Stadt regnen läßt, auf eine andre nicht, der ein Stück Landes beneht, ein anderes verdorrt haben will. (Amos 4, 7.).

Andre Umstände schienen die Fortschritte der Reformation unter den helvetischen Völkerschaften vielfach hemmen zu müssen. In einer Monarchie waren die Eingriffe der Gewalt, in einer Demokratie die Uebereilung des Volks zu fürchten. Die im Kai-

ferreiche langsam, allmählig vorwärtsschreitende Reform konnte allerdings von den souveränen Räthen der Schweizer Republiken an einem Tage beschlossen werden, doch mußte man sich vor unkluger Hast hüten, welche den günstigen Augenblick nicht abwartete, unbedingt nützliche Neuerungen ungestüm einführte und so den Frieden, die Staatsverfassung, sogar die Zukunft der Reformation gefährdete.

Aber die Schweiz war auch nicht ohne Vorbereitung geblieben. Es war ein wilder, aber edler Baum, der im Thale gehütet war, um eines Tages Frucht von seltenem Werthe darauf zu pflöpfen. Die Vorsehung hatte unter diesem neuen Volke Grundsätze von Muth, Unabhängigkeit und Freiheit verbreitet, die ihre ganze Macht zeigen sollten, wenn die Stunde des Kampfes gegen Rom schlug. Der Papst hatte den Schweizern den Titel von Beschützern der Kirchenfreiheit gegeben, sie aber scheinen diesen Namen ganz anders als der Papst verstanden zu haben. Ihre Soldaten bewachten den Papst neben dem alten Capitolum; ihre Mitbürger im Schooße der Alpen hüteten sorgfältig die Glaubensfreiheit gegen die Angriffe des Papstes und des Klerus. Es war den Geistlichen verboten, an einen ausländischen Gerichtshof zu gehen. Der „Pfaffenbrief“ (1370) war ein kräftiger Protest der Schweizer Freiheit gegen die Mißbräuche und die Macht des Klerus. Zürich zeichnete sich unter allen diesen Staaten durch den muthigen Widerstand gegen Roms Ansprüche aus. Genf, auf der andern Seite der Schweiz, kämpfte mit seinem Bischofe. Die Liebe zur politischen Unabhängigkeit mochte allerdings bei manchem Bürger die wahre Freiheit in Vergessenheit bringen, aber Gott wollte, daß diese Liebe andere zur Annahme einer völkerbefreienden Lehre führe. Im großen Kampfe, den wir beschreiben wollen, zeichneten sich diese beiden Städte vornehmlich aus.

Aber wenn die jeglicher Verbesserung zugänglichen helvetischen Städte schon gleich in die Reformbewegung mitfortgerissen werden sollten, so war es nicht so mit den Bergbewohnern. Man hätte meinen sollen, diese einfacheren und kräftigeren Völkerschaften würden mehr als ihre städtischen Bundesgenossen bereit gewesen sein, eine Lehre zu ergreifen, deren Wesenheit Einfachheit

und Kraft sind; aber er, welcher gesagt hat: „dann werden zwei auf dem Felde sein, einer wird angenommen und der andere wird verlassen werden“ (Matth. 24, 40.) verließ die Männer der Berge und nahm die des Thals. Ein aufmerksamer Beobachter hätte vielleicht einige Anzeichen der zwischen den beiderseitigen Bewohnern bestehenden Verschiedenheit entdeckt. Die Kenntnisse waren nicht bis dahin gedungen. Die Kantone, welche die Schweizer Freiheit begründet hatten, stolz auf ihre Thätigkeit in den herrlichen Unabhängigkeitskämpfen, wollten die Nachkommen auf der Ebene nicht nachahmen, den Glauben nicht verändern, mit welchem sie Oesterreich vertrieben hatten, dessen Altäre alle ihre Siegestätten schmückten. Sie hatten keine gebildeten Führer als die Priester. Kultus und Feste gaben angenehme Zerstreuung in der Einförmigkeit des ruhigen Lebens und unterbrachen die Stille ihrer friedlichen Zurückgezogenheit. Sie verschlossen sich der religiösen Neuerung.

Ueberschreiten wir die Alpen, so befinden wir uns in dem Italien, welches den Meisten als das gelobte Land der Christenheit galt. Konnte Europa anderswoher als aus Italien, aus Rom das Wohl der Kirche erwarten? Konnte nicht die verschiedene Charaktere auf den Papststuhl bringende Macht einen Papst darauf setzen, welcher ein Werkzeug des Segens für das Erbtheil des Herrn würde? Wenn man auch an den Päpsten verzweifelte, gab es doch Bischöfe und Concilien für die Reform der Kirche. Aus Nazareth kommt nichts Gutes, aber aus Jerusalem, aus Rom! . . . So dachten viele Menschen, Gott anders. Er sprach: „Wer unrein ist, der sei immerhin unrein.“ (Offenb. Joh. 22, 11.) und überließ Italien der Ungerechtigkeit. Dieses unglückliche Land verlor aus vielfachen Ursachen das Licht des Evangeliums. Die immer nebulösen, oft verfeindeten Staaten stießen heftig an einander, wenn eine Bewegung sie erschütterte; das altberühmte Land war inneren Kriegen und ausländischen Angriffen ausgesetzt, Listen der Politik, Gewaltthaten der Faktionen, Unruhen der Waffen herrschten dort und schienen das Evangelium und den Frieden verbannen zu müssen.

Das gebrochene, zerspaltene, uneinige Italien schien wenig geeignet, einen gemeinsamen Antrieb zu erhalten. Jede Gränze

wäre eine neue Schranke gewesen, an welcher man die Wahrheit festgehalten hätte, wäre es ihr anders eingefallen, die Alpen zu überschreiten und an jenen lachenden Küsten zu landen. Das Papstthum träumte allerdings von einer italienischen Einheit. Es hätte gern, wie Papst Julius sagte, die Barbaren, d. h. die ausländischen Fürsten vertrieben, und schwebte wie ein Raubvogel über den zerschnittenen und klopfenden Gliedern des Körpers vom alten Italien. Hätte es dieses erreicht, so wäre die Reformation desto schwieriger geworden.

Sollte aber die Wahrheit vom Norden kommen, wie hätten dann die aufgeklärten, fein gebildeten, und eine so ausgesuchte Lebensweise führenden Italiener sich herablassen können, von den nordischen Barbaren etwas anzunehmen? Ihr Stolz errichtete zwischen ihnen und der Reform eine die Alpen überragende Mauer. Gerade diese Geistesbildung war überdies ein noch größeres Hemmniß als der Herzenshochmuth. Männer, welche die Eleganz eines fein gerundeten Sonetts mehr als die Majestät und Einfachheit der Schrift bewunderten, waren kein günstiger Boden für den Samen des göttlichen Wortes. Von allen Verhältnissen tritt nichts so sehr dem Evangelium entgegen, als eine falsche Bildung.

Wie dem auch sei, Rom blieb Rom für Italien. Die weltliche Macht des Papstes veranlaßte, daß die verschiedenen italienischen Parteien deren Gunst und Beihülfe um jeden Preis nachsuchten; die allgemeine Herrschaft Roms bot dem Geize und der Eitelkeit der andern ultramontanen Staaten mehr als einen Nutzen. Sobald es sich darum handelte, die übrige Welt von Rom zu befreien, wurde Italien einig, kein innerer Zwist begünstigte das System der Fremden, und jeder Angriff auf das Oberhaupt der Halbinsel-Familie belebte die lange entschlumerten Zuneigungen und gemeinsamen Interessen.

Also hatte die Reformation dort geringe Aussichten; doch auch jenseits der Berge gab es Seelen, welche das evangelische Licht aufzunehmen bereit waren und Italien wurde damals nicht ganz enterbt.

Spanien besaß, anders als Italien, ein ernstes, edles Volk, dessen religiöser Geist selbst der entscheidenden Prüfung des acht-

zehnten Jahrhunderts und der Revolution widerstanden und sich noch immer erhalten hat. Zu allen Zeiten hat dieses Volk Männer von Frömmigkeit und Gelehrsamkeit unter seinen Geistlichen gehabt, und es war von Rom weit genug entfernt, um dessen Joch abzuwerfen. Von wenigen Nationen konnte man so sehr mit Recht eine Erneuerung des ursprünglichen Christenthums erwarten, welches vielleicht von Paulus selbst nach Spanien gebracht worden ist. Und Spanien erhob sich nicht, es sollte das Wort der göttlichen Weisheit erfüllen: die ersten werden die letzten sein. Manche Umstände bewirkten diese traurige Zukunft.

Spanien, in getrennter Lage fern von Deutschland, empfand das große Erdbeben, welches das Reich erschütterte, nur in schwachen Stößen. Es beschäftigte sich zugleich mit ganz andern Schätzen, als die, welche das Wort Gottes damals den Völkern bot. Die neue Welt überstrahlte die Ewigkeit. Ein ganz neues, aus Gold und Silber bestehen sollendes Land entflammte jegliche Einbildung. Die glühende Begier nach Reichthum ließ keine edleren Gedanken in die spanischen Herzen ein. Eine mächtige Geistlichkeit, über Schaffote und Schätze verfügend, herrschte auf der Halbinsel. Der Spanier war gern knechtisch unterthan unter den Priester, welcher ihn aller geistigen Beschäftigung enthob, und ihm gestattete, allen Leidenschaften nachzuhängen und den Weg der Reichthümer, Entdeckungen und neuer Festlande einzuschlagen. Er hatte die Mauren besiegt, das edelste Blut vergossen, um den Halbmond von den Mauern von Granada und anderen Städten herabzureißen und das Kreuz Jesu Christi dafür aufzupflanzen. Dieser große Eifer für die Wahrheit schien lebhafteste Hoffnung zu erwecken, trat ihr aber entgegen. Das katholische Spanien, das den Unglauben besiegt hatte, sollte sich der Kezerei nicht widersetzen? Die, welche Mahomet aus ihrem schönen Lande verjagt, sollten Luther einlassen? Ihre Könige thaten noch mehr, sie rüsteten Flotten gegen die Reformation aus, kämpften gegen sie in Holland und in England. Aber diese Angriffe geriethen den angegriffenen Nationen zum Besten, ihre Macht zerschmetterte Spanien. So verloren diese katholischen Lande durch die Reformation selbst den zeitlichen Wohlstand, der anfänglich die Abweisung der Geistesfreiheit des Evange-

lums veranlaßt hatte. Doch wohnte ein hochherziges, starkes Volk jenseits der Pyrenäen; manche seiner edlen Söhne legten in gleichem Eifer und mit mehr Erleuchtung als die Kämpfer gegen die Araber, ihr Haupt auf die Scheiterhaufen der Inquisition als Opfer nieder.

Die Lage Portugals war ungefähr dieselbe. Emanuel der Glückliche schuf ein „goldenes“ Zeitalter, das für die vom Evangelium geforderte Entfagung nicht günstig war. Die portugiesische Nation stürzte sich auf die neulich entdeckten Wege von Ostindien und Brasilien und kehrte Europa und der Reformation den Rücken.

Frankreich schien mehr als irgend ein Land zur Aufnahme der evangelischen Lehre geeignet. In ihm hatte sich alle geistige und kirchliche Intelligenz des Mittelalters konzentriert. Ueberall waren dort Wege für eine große Offenbarung der Wahrheit gebahnt. Die entgegengesetztesten Männer, deren Einfluß auf das französische Volk sehr groß war, schienen in einiger Verwandtschaft zur Reformation. Der heilige Bernhard hatte den Glauben des Herzens, die innere Frömmigkeit, welche der schönste Zug der Reform ist, gefördert. Abälard hatte in das Studium der Theologie das rationale Prinzip eingeführt, welches zwar die Wahrheit nicht aufbauen, aber das Falsche zerstören kann. Zahlreiche angebliche Ketzer hatten in den französischen Provinzen die Flammen des göttlichen Wortes wiederangefacht; die Pariser Universität war der Kirche entgegengetreten und hatte sie nicht gefürchtet. Clemangis und Gerson hatten zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts mit Kühnheit gesprochen. Die pragmatische Sanction war ein großer Unabhängigkeitsakt und schien das Palladium der gallikanischen Freiheiten zu werden. Der zahlreiche, auf seinen Vorrang eingebilddete französische Adel verlor zu dieser Zeit ein Vorrecht nach dem andern zum Vortheile der königlichen Gewalt, und mochte für eine religiöse Revolution eingenommen sein, die ihm etwas von der eingebüßten Unabhängigkeit wiedergeben konnte. Das lebhafteste, intelligente, für edle Regungen empfängliche Volk war so sehr als jedes andere für die Wahrheit zugänglich. Die Reformation hätte in diesen Landen gleichsam nach langen Wehen mehrerer Jahrhunderte die

Niederkunft abhalten müssen. Aber der seit so vielen Geschlechtern dahin zu eilen scheinende Wagen Frankreichs kehrte im Augenblicke der Reform plötzlich um und nahm eine entgegengesetzte Richtung. So wollte es der, welcher Völker und ihre Häupter lenkt. Der Fürst, der damals auf dem Wagen saß und die Zügel hielt, ein Liebhaber der Wissenschaften, schien von allen Häuptern der Katholizität derjenige, welcher zuerst der Reform beistehen mußte und führte sein Volk auf einen andern Weg. Die Symptome mehrerer Jahrhunderte täuschten, der Aufschwung in Frankreich scheiterte am Ehrgeize und Fanatismus der Könige. Die Valois entzogen den Franzosen das ihnen Gebührende. Das evangelische Frankreich wäre vielleicht allzu mächtig geworden, Gott wollte schwächere Völker, oder solche, die noch nicht da waren, zu Hütern der Wahrheit machen. Frankreich war fast ganz reformirt und wurde endlich römisch katholisch. Das Schwert der Könige wurde in die Wagschale gelegt und schlug zu Rom's Gunsten nieder. Ach! Ein andres Schwert, das der Reformirten selbst, vollendete den Untergang der Reformation. Die Hände, welche sich daran gewöhnten, verlernten das Beten. Das Evangelium siegt durch das Blut seiner Bekenner, nicht seiner Gegner, das vom Schwerte seiner Vertheidiger vergossene Blut erstickt und erlischt dessen Flammen. Franz I. opferte bei seiner Thronbesteigung die pragmatische Sanction dem Papstthume auf und setzte an deren Stelle ein Konkordat, zum Nachtheile Frankreichs, aber zum Besten des Papstes und der Krone. Das Schwert, mit welchem dieser „Vater der Wissenschaften“ die Rechte der deutschen Protestanten im Kriege gegen seinen Nebenbuhler verfocht, stieß er in das Herz seiner reformirten Unterthanen bis an das Heft. Seine Nachfolger thaten aus Fanatismus, aus Schwäche, oder zur Beruhigung ihres sündenbelasteten Gewissens, was er aus Ehrgeiz gethan hatte. Sie fanden gewaltigen Widerstand, aber nicht immer den, welchen die Märtyrer der ersten Jahrhunderte den Heiden entgegengesetzt hatten. Die Kraft der Protestanten war ihre Schwäche, ihr Sieg führte ihren Fall herbei.

Die Niederlande waren damals eines der blühendsten Länder Europa's. Es wohnte darin ein gewerbsleißiges, durch zahlreiche Berührungen mit den verschiedenen Welttheilen aufgeklärtes,

muthvolles, für seine Unabhängigkeit, Freiheit und Vorrechte begeistertes Volk. Es konnte an den Thoren Deutschlands das Geräusch der Reformation zuerst hören und diese annehmen, aber nicht alle thaten es. Die Wahrheit wurde den Aermsten gegeben. Die Hungrigen erhielten Güter, die Reichen wurden leer nach Hause geschickt. Die immer mit dem Reiche mehr oder weniger in Berührung gestandenen Niederlande waren seit vierzig Jahren in den Besitz Oesterreichs gerathen, und fielen nach Karl V. dem spanischen Zweige, dem wilden Philipp, zu. Die Fürsten und Statthalter des unglücklichen Landes traten das Evangelium mit Füßen und schritten durch das Blut der Märtyrer. Zwei verschiedene Parteien bewohnten die Provinzen; die eine südlichere strotzte von Reichthümern: sie unterlag. Alle diese höchst vollkommenen Manufakturen, der ungeheure Handel zu Wasser und zu Lande, Brügge, die große Niederlage des nordischen Handels, Antwerpen, die Königin der Handelsstädte, konnten keinen langen, blutigen Kampf um Glaubensfragen gebrauchen. Aber die nördlichen, durch ihre Dünen, durch das Meer, die Binnenwasser, mehr noch durch ihre einfachen Sitten und den Entschluß, für das Evangelium Alles aufzuopfern, gesicherten Provinzen retteten ihre Freiheiten, ihre Vorrechte und ihren Glauben, erwarben sich Unabhängigkeit und eine ruhmvolle Nationalität.

England schien nicht zu versprechen, was es später geleistet hat. Vom Festlande zurückgetrieben, wo es durchaus Frankreich erobern wollte, fing es an, den Ozean als das Reich zu betrachten, welches von ihm erobert und ererbt sein mußte. Es war zweimal bekehrt worden, unter den alten Britanniern und unter den Angelsachsen und zahlte den Zinsgroschen des heiligen Petrus andächtiglich nach Rom, doch war ihm ein hohes Geschick beschieden. Als Beherrscherin des Ozeans und in allen Theilen der Welt gleichzeitig zugegen, sollte es einst mit einem, von ihm erzeugten Volke die Hand Gottes sein, um auf die fernsten Inseln, auf die gewaltigsten Festlande den Samen des Lebens zu streuen. Schon verkündeten einige Umstände dieses Geschick, große Gelehrte hatten auf den brittischen Inseln gegläntzt und von ihrer Helle war noch etwas vorhanden. Viele aus den Niederlanden, aus Deutschland und andern Ländern gekommenen Fremde, Künstler,

Kaufleute, Arbeiter, befanden sich in den Städten und Häfen. Die neuen christlichen Ideen waren leicht und rasch hingebacht. In England herrschte ein seltsamer König, der einige Kenntnisse und großen Muth besaß, alle Augenblicke andere Absichten und Ideen hatte und je nach der Richtung seiner heftigen Leidenschaften da und dorthin schwankte. Eine Inkonssequenz Heinrichs VIII. konnte möglicherweise der Reform nützen.

Schottland war damals von Parteien zerrissen. Ein fünfjähriger König, eine Regentin, ehrgeizige Große, ein einflußreicher Klerus zerrten die muthige Nation in verschiedene Richtungen. Doch sollte sie einst unter denen, welche die Reformation annahmen, im ersten Range glänzen.

Die drei nordischen Königreiche, Dänemark, Schweden und Norwegen waren unter einem Herrscher vereint; diese rauhen, mit den Waffen befreundeten Völker schienen mit der Lehre des Friedens und der Liebe nicht sehr in Berührung gekommen zu sein, doch waren sie ihrer Energie halber mehr als die südlichen Völker zur Annahme der Kraft der evangelischen Lehre geeignet. Als Söhne von Kriegern und Seeräubern brachten sie einen zu kriegerischen Charakter in die protestantische Sache, ihre Degen vertheidigten sie später heldenmüthig.

Rußland am äußersten Ende Europa's stand in geringer Beziehung zu den andern Staaten: es gehörte zum griechischen Bekenntnisse. Die Reformation der westlichen Kirche hatte auf die orientalische geringen oder keinen Einfluß.

Polen schien für die Reform vorbereitet. Die Nachbarschaft der böhmischen und mährischen Christen machte es für die evangelische Unregung empfänglich, die es bald aus Deutschland erhalten mußte. Schon 1500 hatte der großpolnische Adel den Kelch für die Laien gefordert, da die Urkirche es so gehabt habe. Die Freiheit in den Städten, die Unabhängigkeit der Herren, sicherten den in ihrem Vaterlande verfolgten Christen einen Zufluchtsort. Die von diesen hingebachte Wahrheit wurde von vielen Polen freudig angenommen. Jetzt hat diese dort die wenigsten Bekenner.

Die seit lange in Böhmen leuchtende Flamme der Reformation war fast im Blute erstickt worden. Doch bestanden noch

dem Blutbade entflozene traurige Ueberbleibsel, um den Tag zu sehen, den Huß geahnt hatte.

Ungarn war von Bürgerkriegen zerrissen, unter charakterlosen, unerfahrenen Fürsten, welche endlich das Geschick ihres Volks an Oesterreich geknüpft und dieses mächtige Haus zur Erbin der Krone gemacht hatten.

Das war die Lage Europa's zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, das eine so gewaltige Umgestaltung der christlichen Gesellschaft vornehmen sollte.

9.

Männer der Zeit. — Friedrich der Weise. — Maximilian. — Würdenträger der Kirche. — Die Gelehrten. — Neuklin. — Neuklin in Italien. — Seine Arbeiten. — Streit mit den Dominikanern.

Aber das große Drama der Reformation sollte auf der weiten Ebene Deutschlands, vornämlich in Wittenberg, der Centralstadt Europa's, anheben.

Erst betrachten wir die Personen, welche gleichsam den Prolog bildeten, das Werk vorbereiteten, dessen Held in der Hand Gottes Luther sein sollte, oder ihm in den ersten Bestrebungen beistanden.

Von allen Kurfürsten des Reichs war Friedrich von Sachsen, der Weise benannt, damals der Mächtigste. Sein Ansehen, seine Reichthümer, seine Freigebigkeit und Pracht erhoben ihn über seines Gleichen.¹⁾ Gott wählte ihn als einen Baum, unter dessen Schutze der Same der Wahrheit zu sprießen beginnen konnte, ohne von den Stürmen herausgewühlt zu werden.

In Torgau 1463 geboren, zeigte er frühzeitig große Liebe für die Wissenschaften, die Philosophie und Frömmigkeit. Er gelangte 1487 mit seinem Bruder Johann an die Regierung

1) Qui prae multis pollebat principibus aliis auctoritate, opibus, potentia, liberalitate et magnificentia. (Cochlaeus, Acta Lutheri p. 3.)

der Erbstaaten seiner Familie und erhielt damals von Kaiser Friedrich III. die Kurfürstenwürde. Im J. 1493 unternahm er eine Wallfahrt nach Jerusalem. Heinrich von Schauenberg schlug ihn an jener ehrwürdigen Stätte zum Ritter des heiligen Grabes. In der Mitte des nächsten Jahres kam er nach Sachsen zurück, und begründete 1502 die Universität Wittenberg, die Pflanzschule der Reformation.

Als das Licht erschien, schloß sich Friedrich keiner Partei an, aber er schützte es. Er konnte das wie kein anderer; er besaß allgemeine Achtung und insbesondere das Vertrauen des Kaisers. Er vertrat diesen, wenn Maximilian vom Reiche abwesend war. Seine Weisheit bestand nicht in der geschickten Anwendung einer listigen Politik, sondern in einer aufgeklärten und vorsichtigen Klugheit, deren erstes Gesetz war, die Gesetze der Ehre und der Religion niemals aus Interesse zu verletzen.

Zugleich fühlte er im Herzen die Macht des Wortes Gottes. Als eines Tages der Generalvikar Staupitz bei ihm war, fiel die Unterhaltung auf diejenigen, welche dem Volke eitle Redensarten vorhielten. Alle Reden, sagte der Kurfürst, die Spitzfindigkeiten und menschliche Ueberlieferungen bieten, sind überaus kalt, ohne Saft und Kraft, denn es gibt nichts so Spitzfindiges, das nicht von einer andern Spitzfindigkeit übertroffen werden könnte. Die heil. Schrift ist so reich an Majestät und Macht, daß sie alle unsere gelehrten Redemaschinen zerstört und uns zu der Aeußerung zwingt, niemals habe ein Mensch so geredet. Staupitz versicherte, er sei ganz dieser Ansicht; da reichte ihm der Kurfürst herzlich die Hand und sagte: „Versprecht mir, daß ihr immer so denken wollt.“¹⁾

Friedrich war gerade der Fürst, dessen es zu Anfang der Reformation bedurfte. Allzu große Schwäche von Seiten der Freunde des Werks hätte es nicht aufrechterhalten. Allzu große Eile hätte gleich das Ungewitter hervorgerufen, das von Anfang an dumpf gegen dasselbe heranzog. Friedrich war gemäßigt, aber kräftig. Er besaß die christliche Tugend, die Gott immer von denen, die seine Wege anbeten, gefordert hat. Er harrete auf

1) Luther, Epp.

Gott. Er übte den weisen Rath Gamaliels: „Ist der Rath oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen, ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen.“ (Apo st. Gesch. 5, 38). „Die Sache, sagte der Kurfürst zu einem der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, zu Spengler von Nürnberg, ist so weit gediehen, daß die Menschen nichts mehr dazu thun können, Gott allein kann das. Deshalb überlassen wir seiner mächtigen Hand die großen Ereignisse, die zu schwierig für uns sind.“ Die Vorsetzung war bewunderungswürdig in der Wahl eines solchen Fürsten zum Beschützer des beginnenden Werks.

Maximilian I., der 1493 bis 1519 die Kaiserkrone trug, darf zu denen gezählt werden, welche die Reformation mitvorbereiteten. Er gab den andern Reichsfürsten und ganz Deutschland ein Vorbild der Begeisterung für Gelehrsamkeit und Wissenschaft. Er war durchaus kein Liebhaber der Päpste und soll sogar selbst einmal Papst zu werden beabsichtigt haben. Man kann nicht sagen, was dann geschehen wäre, aber aus dieser Idee kann man darauf schließen, daß eine nebenbuhlerische Macht wie die Reformation den deutschen Kaiser nicht zu ihren erbittertsten Feinden gezählt haben würde.

Unter den Fürsten der römischen Kirche befanden sich ehrwürdige Männer, welche durch heilige Studien und aufrichtige Frömmigkeit auf das in der Welt bevorstehende Gotteswerk vorbereitet waren. Christoph von Stadion, Bischof von Augsburg, kannte und liebte die Wahrheit, aber um sie muthig zu bekennen, hätte er Alles aufopfern müssen. . . . Lorenz von Bibra, Bischof von Würzburg, ein redlicher, frommer und weiser, vom Kaiser und den Fürsten geehrter Mann, sprach freimüthig gegen die Verderbniß der Kirche: aber er starb 1519 zu früh für die Reformation. Johann VI., Bischof von Meissen, pflegte zu sagen: „So oft ich die Bibel lese, finde ich eine andere Religion darin, als die man uns lehrt.“ Johann Turzo, Bischof von Breslau, wurde von Luther der beste von allen Bischöfen seiner Zeit genannt.¹⁾ Aber er starb 1520. Guillaume Briçonnet, Bischof von Meaux, trug zur französischen Reforma-

1) Luther, Epp. I, p. 524.

tion wesentlich bei. Wer kann sagen, wie sehr durch die aufgeklärte Frömmigkeit dieser und vieler anderer Bischöfe in ihren Diözesen und weiter hinaus das große Werk der Reform vorbereitet worden ist?

Doch war es nicht so mächtigen Menschen beschieden, die Hauptwerkzeuge der göttlichen Vorsehung bei der Umbahnung der Reformation zu sein. Es waren die Gelehrten und die sogenannten Humanisten, welche auf ihre Zeit einen großen Einfluß ausübten.

Es gab damals heftigen Streit zwischen diesen und den Scholastikern. Letztere sahen die Regsamkeit auf dem Gebiete der Intelligenz mit Schrecken, und meinten, Unbeweglichkeit und Finsterniß würden der sicherste Schutz der Kirche sein. Sie bekämpften das Wiedererwachen der Wissenschaften zu Gunsten Roms, aber sie schadeneten ihm dadurch. Rom trug selbst dazu bei. Einen Augenblick unter Leo X. verirrt, verließ es seine alten Freunde und warf sich den jungen Gegnern in die Arme. Das Papstthum und die Wissenschaften schloßen eine Uebereinkunft, welche das alte Bündniß des ersteren mit dem Mönchthume zu zerreißen schien. Die Päpste merkten nicht gleich, daß das, was sie für ein Spielzeug gehalten hatten, ein Schwert war, das sie umbringen konnte. So sah man im verwichenen Jahrhunderte Fürsten an ihrem Hofe eine Politik und Philosophie aufnehmen, die mit ihrem ganzen Einflusse die Throne gestürzt haben würden. Das Bündniß währte nicht lange. Die Wissenschaften schritten voran, ohne sich darum zu kümmern, ob die Macht ihres Gönners irgendwie Schaden leide. Die Mönche und Scholastiker sahen ein, sie würden sich selbst aufgeben, wenn sie den Papst verließen, und trotz des vorübergehenden Patronats der schönen Künste traf der Papst, so oft es ihn gelüstete, die dem Zeitgeiste am meisten entgegengesetzten Maßregeln.

Die Wiederherstellung der Wissenschaften bot einen lebensvollen Anblick. Einige Umrisse dieses Gemäldes müssen wir geben und diejenigen wählen, welche mit der Wiedergeburt des Glaubens in nächster Beziehung stehen.

Für den Sieg der Wahrheit bedurfte es vor Allem des Hervorholens der Waffen, durch welche diese siegen sollte, aus den

Zeughäusern, wo sie lange vergraben gewesen waren. Diese Waffen waren die heiligen Schriften alten und neuen Testaments. Die Liebe und das Studium der griechischen und hebräischen Sprache mußten in der Christenheit wiedergeweckt werden. Der Mann, welchen die Vorsehung zu diesem Werke erkor, hieß Johann Reuchlin.

Im Chor der Pforzheimer Kirche zeichnete sich eine schöne Kinderstimme aus. Sie zog die Aufmerksamkeit des Markgrafen von Baden auf sich. Es war Johann Reuchlins Stimme, der eines ehrlichen dortigen Bürgers Sohn, ein angenehmer und lieber junger Mensch war. Der Markgraf schenkte ihm seine Gunst und wählte ihn 1473 zum Begleiter seines Sohnes Friedrich auf die Pariser Universität.

Der Sohn des Pforzheimer Gerichtsboten bezog mit dem Prinzen freudig die berühmteste Schule des Westens. Er fand dort den Spartaner Hermonymos, Johann Wessel, mit dem Zunamen, das Licht der Welt, und lernte so von geschickten Lehrern das Griechische und Hebräische, das kein Professor in Deutschland kannte, und das er im Vaterlande der Reformation wiederherstellen sollte. Der arme deutsche Jüngling schrieb den Homer und Isokrates für reiche Studenten ab und erwarb sich so Geld zur Fortsetzung der Studien und zum Ankauf von Büchern.

Aber von Wessel hörte er noch andere Dinge, die auf seinen Geist mächtigen Eindruck machten: „die Päpste können irren. Alle menschliche Genugthuung ist eine Lästerung gegen Christum, der das Menschengeschlecht vollkommen versöhnt und gerechtfertigt hat. Gott allein gebührt die Macht, gänzliche Absolution zu ertheilen. Man braucht den Priestern seine Sünden nicht zu bekennen. Es gibt kein Fegfeuer, als etwa Gott selbst, der ein verzehrendes Feuer ist und von aller Unreinheit befreit.“

Raum 20 Jahre alt lehrte Reuchlin in Basel Philosophie, Griechisch und Latein: man hörte, damals ein Wunder, einen Deutschen griechisch sprechen.

Es gab in Köln einen getauften Juden, Namens Pfefferkorn, der mit dem Inquisitor Hochstraten enge befreundet war. Er in Gemeinschaft mit den Dominikanern erhielt auf ihr Gesuch vom Kaiser Maximilian, vielleicht ohne dessen böse Absicht,

einen Befehl, kraft dessen die Juden alle hebräischen Bücher (mit Ausnahme der Bibel) auf das Rathhaus des Orts, wo sie wohnten, bringen mußten. Diese Schriften sollten dort verbrannt werden. Als Grund dafür wurde ihr gotteslästerlicher Inhalt gegen Jesum Christum angeführt. Allerdings standen viele Albernheiten darin, und die Juden hätten bei der beabsichtigten Vernichtung nicht viel eingebüßt. Doch waren diese anderer Ansicht und Niemand hatte das Recht, ihnen Schriften zu rauben, die ihnen sehr werthvoll schienen. Auch mochten die Dominikaner andere Gründe als ihren Eifer für das Evangelium haben. Wahrscheinlich wollten sie von den Juden bedeutende Lösegelder erzwingen.

Der Kaiser forderte Reuchlin zu einem Gutachten über diese Schriften auf. Der gelehrte Doctor bezeichnete genau die gegen das Christenthum geschriebenen Werke und gab sie dem ihnen beschiedenen Loose preis, aber er suchte die andern zu retten und fügte hinzu, das beste Mittel, die Juden zu bekehren, sey, an jeder Universität zwei Professoren der hebräischen Sprache anzustellen, welche den Theologen die hebräische Bibel erklärten und die Lehrer jenes Volkes so widerlegten. Die Juden erhielten in Folge dieses Gutachtens ihre Bücher zurück.

Nun stießen der Proselyt und der Inquisitor, gleich gierigen Raben, denen die Beute verloren geht, ein Wuthgeschrei aus. Sie nahmen einzelne Stellen aus Reuchlin's Schrift, entstellten deren Sinn, erklärten den Verfasser für einen Ketzer, beschuldigten ihn einer geheimen Zuneigung zum Judenthum und drohten ihm mit den Ketten der Inquisition. Reuchlin ließ sich erst einschüchtern. Aber da der Hochmuth dieser Menschen zunahm und ihm schimpfliche Bedingungen vorschrieb, veröffentlichte er 1513 eine Vertheidigung gegen seine Kölner Widersacher, in welcher er diese ganze Partei deutlich schilderte.

Die Dominikaner schwuren Rache. Hochstraten errichtete in Mainz ein Tribunal gegen Reuchlin. Die Schriften dieses Gelehrten wurden zur Verbrennung verurtheilt. Reuchlin appellirte an Leo X. Dieser Papst war kein Freund der unwissenden und fanatischen Mönche und übertrug die ganze Sache dem Bischof von Speier, welcher Reuchlin für unschuldig erklärte und die Mönche in die Prozeßkosten verurtheilte.

Dieser Vorfall war von vielseitiger Bedeutung und hatte in Deutschland großen Anklang. Er zeigte die Mehrzahl der Mönchstheologen in höchst gehässigem Lichte und verband alle Freunde der Wissenschaften, die damals nach ihrem berühmten Führer Reuchlinisten hießen. Dieser Kampf war ein Vorpostengefecht, das auf die allgemeine Schlacht einwirkte, welche Luthers Heldenmuth bald darauf gegen den Irrthum lieferte.

Die Verbindung der Wissenschaften mit dem Glauben ist ein Hauptzug der Reformation und unterscheidet sie von der Einführung des Christenthums und von der religiösen Erneuerung unserer Zeit. Die Christen zur Zeit der Apostel standen mit der Cultur ihres Jahrhunderts im Streit, und eben so ist es auch heut zu Tage mit geringen Ausnahmen. Die Mehrzahl der Gelehrten war für die Reformatoren. Die öffentliche Meinung war ihnen günstig. Das Werk gewann dadurch an Umfang, vielleicht verlor es dabei an Tiefe.

Luther würdigte Reuchlin's Verdienste und schrieb ihm kurz nach dem Siege über die Dominikaner: „Der HErr hat in dir gewirkt, damit das Licht der heiligen Schrift in dem Deutschland zu erglänzen anfangte, wo es ach! so viele Jahrhunderte hindurch nicht allein erstickt, sondern ganz erloschen war.“¹⁾

10.

Graëmus. — Graëmus in Paris. — Sein Ruf. — Seine Stellung. — Seine Arbeiten. — Seine Mängel. — War eine Reform ohne Erschütterungen möglich? — Seine Schüchternheit. — Seine Unentslossenheit.

Reuchlin war kaum zwölf Jahre alt, als einer der größten Geister seiner Zeit geboren wurde. Ein lebhafter und geistreicher Mann, Gerhard aus Gouda in den Niederlanden, liebte Margarethen, die Tochter eines Arztes. Er lebte nicht nach den

1) *Maiz.* Vita J. Reuchlini. Frankf. 1687. *Mayerhoff*; J. Reuchlin und seine Zeit. Berlin 1830.

Grundsätzen des Christenthums oder die Leidenschaften über-
täubten sie. Seine Eltern und neun Brüder wollten ihn zum
geistlichen Stande zwingen. Er floh, ließ seine Geliebte in ge-
segneten Umständen zurück und ging nach Rom. Die schuldige
Margaretha gebär einen Sohn. Gerhard erfuhr nichts davon
und erhielt bald darauf von seinen Eltern die Nachricht vom
Tode seiner Vielgeliebten. Von Schmerz ergriffen trat er in
den Priesterstand und widmete sich dem Dienste des HErrn. Er
kehrte nach Holland zurück. Sie lebte noch! Margarethe wollte
sich keinem Andern vermählen. Gerhard blieb seinem Gelübde
treu. Ihre Liebe umfaßte den jungen Sohn, den die Mutter
sorgfältig gepflegt hatte. Der Vater schickte ihn, der noch nicht
vier Jahre alt war, nach der Rückkehr in die Schule. Im drei-
zehnten Jahre umarmte ihn sein Lehrer Sinthemijs von De-
venter vor Freude und sagte: „Dieses Kind wird einst den
Gipfel der Wissenschaft erreichen.“ Es war Erasmus von
Rotterdam.

Damals starb seine Mutter, der tiefbetrübte Vater folgte
ihr bald.

Der junge Erasmus, ¹⁾ allein auf der Welt, war dem
Mönchsleben abgeneigt, das ihm seine Vormünder anempfahlen.
Endlich rieth ihm ein Freund, in ein Kloster von regulären
Domherren einzutreten, was er ohne Gelübde thun konnte. Bald
war er am Hofe des Erzbischofs von Cambrai, später auf der
Pariser Universität. Er studirte in großer Armuth, aber mit
unermüdlichem Fleiße. So oft er etwas Geld erhalten hatte,
kaufte er sich erst griechische Schriftsteller, dann Kleider. Oft
nahm der arme Holländer vergeblich seine Zuflucht zur Frei-
gebigkeit der Freunde, und eben deshalb war es in seinem hohen
Alter seine besondere Neigung, arme aber fleißige Studenten zu
unterstützen. Obschon er sich unausgesetzt mit der Wahrheit
und Wissenschaft beschäftigte, so wich er doch vor dem Stu-

1) Er hieß eigentlich Gerhard, wie sein Vater, übersezte aber den
holländischen Namen in's Lateinische und Griechische (Didier, Desiderius,
Erasmus).

Merle d'Aubigné. I.

dium der Theologie zurück, da er einige Zerthümer darin zu finden und als Ketzer verdächtigt zu werden fürchtete.

Die zu jener Zeit angewöhnte Arbeitslust blieb ihm das ganze Leben durch, selbst auf seinen Reisen, die er meist zu Pferde machte, war er nicht müßig. Er arbeitete auf dem Ritze über's Land aus und schrieb in den Wirthshäusern die Gedanken nieder. So hat er sein berühmtes Lob der Thorheit auf einer Reise von Italien nach England abgefaßt.¹⁾

Schon frühe wurde Erasmus berühmt, aber die über sein Lob der Thorheit erzürnten Mönche suchten ihm, da er sie darin verspottet hatte, überall zu schaden. Die Fürsten suchten ihn auf, aber er wußte immer neue Entschuldigungen zu finden, um ihre Einladungen abzulehnen. Er erwarb sich lieber sein Auskommen beim Buchdrucker Frobenius und las die Correctur von Büchern, als daß er sich in Pracht und Gunst an den Höfen Karls V., Heinrichs VIII., Franz I. befunden, oder gar den ihm angetragenen Cardinals-hut angenommen hätte.²⁾

Seit 1509 lehrte er in Oxford, 1516 ging er nach Basel und ließ sich 1521 dort nieder.

Welchen Einfluß hatte er auf die Reformation?

Man hat diesen bald zu sehr erhoben, bald zu sehr herabgesetzt. Erasmus war kein Reformator und hätte niemals ein solcher werden können, aber er hat den Weg gebahnt. Er verbreitete die Liebe zur Wissenschaft und einen Geist der Untersuchung und Prüfung, wodurch Andere viel weiter als er geführt wurden; er wußte, von großen Prälaten und mächtigen Herrschern begünstigt, die Laster der Kirche in den bittersten Satyren zu enthüllen.

Erasmus that mehr; er griff nicht allein die Mißbräuche an, er suchte die Theologen vom Studium der Scholastiker zu dem der heiligen Schrift zurückzuführen. „Der höchste Zweck der Erneuerung der philosophischen Studien,“ sagte er, „ist die

1) *ἑρμηνεία περὶ τῆς ἀφροσύνης*. Von dieser Schrift wurden in wenigen Monaten sieben Auflagen vergriffen.

2) *A principibus facile mihi contingeret fortuna, nisi mihi nimium dulcis esset libertas.* (Epist. ad Pirck.)

Erkenntniß des einfachen und reinen Christenthums in der Bibel.“ Schönes Wort! Möchten nur die jetzigen Organe der Philosophie ihre Aufgabe eben so auffassen! „Ich bin fest entschlossen,“ sagte er ferner, „mit dem Studium der Schrift zu sterben, in ihm ist meine Freude und mein Friede.“¹⁾ Anderswo sagt er: „Die Summa aller christlichen Philosophie läuft auf Folgendes hinaus: Alle unsere Hoffnung auf Gott zu stellen, der ohne unser Verdienst aus Gnaden Alles durch Jesum Christum gethan hat, zu wissen, daß wir durch den Tod seines Sohnes erkaufte sind; den menschlichen Lüsten abzusterben und seiner Lehre und seinem Vorbilde gemäß so zu leben, daß wir nicht allein Niemanden schaden, sondern auch Allen Gutes thun, die Prüfung in Hoffnung zukünftiger Belohnung geduldig zu ertragen, endlich uns wegen unserer Tugenden keine Ehre zuzuthemen, sondern Gott für alle unsere Kräfte und Werke zu danken. Davon muß der Mensch durchdrungen seyn, bis es ihm zur zweiten Natur geworden ist.“²⁾

Doch genügte ihm nicht ein offenes Bekenntniß der evangelischen Lehre: seine Arbeiten nützten mehr als seine Worte. Namentlich leistete er der Wahrheit einen wesentlichen Dienst durch die kritische Ausgabe des neuen Testaments, welche die erste und lange die einzige war: sie erschien 1516, ein Jahr vor der Reformation, zu Basel. Er fügte eine lateinische Uebersetzung, in welcher er kühn die Vulgata verbesserte, und erklärende Anmerkungen hinzu. So that Erasmus für das neue, was Reuchlin für das alte Testament gethan hatte.

Von nun an konnten die Theologen Gottes Wort in den Ursprachen lesen und die Reinheit der Lehre des Reformators bald erkennen. „Möge es Gott gefallen,“ sagte Erasmus bei der Herausgabe seines Werkes, „daß es dem Christenthum so viele Früchte trage, als es mir Mühe und Arbeit gemacht hat!“ Dieser Wunsch wurde erfüllt. Vergebens behaupteten die Mönche, er wolle den heiligen Geist verbessern, das neue Te-

1) Epist. ad Servatium.

2) Ad Joh. Slechtam 1519: haec sunt animis hominum inculcanda, sicut velut in naturam transeant. (Erasm. Ep. I. p. 680.)

stament des Erasmus brachte helleres Licht. Durch seine Paraphrasen der Epistel an die Römer weckte dieser große Mann die Lust am Worte Gottes. Die Wirkung seiner Schriften übertraf seine Erwartungen, Reuchlin und Erasmus gaben die Bibel den Gelehrten, Luther gab sie dem Volke.

Erasmus war für Viele eine Uebergangsbrücke. Viele derer, welche durch die in ihrer Kraft und Reinheit dargestellten evangelischen Wahrheiten erschreckt worden wären, ließen sich von ihm gewinnen und wurden später die eifrigsten Gönner der Reformation.

Er vermochte wohl diese vorzubereiten, nicht auszuführen. „Erasmus kann die Irrthümer angeben,“ sagte Luther, „aber die Wahrheit zu lehren vermag er nicht.“ Das Evangelium Christi war nicht der Herd, an dem sein Leben angezündet und unterhalten wurde, der Brennpunkt, um den seine Thätigkeit strahlte. Er war erst Gelehrter und dann Christ. Die Eitelkeit hatte zu große Macht über ihn, als daß er einen entscheidenden Einfluß auf seine Zeit hätte ausüben können. Er berechnete ängstlich die Folgen eines jeden seiner Schritte wegen seines Rufes, und sprach am liebsten von sich und seinem Ruhme. „Der Papst (schrieb er mit kindischer Eitelkeit an einen Freund, als er sich gegen Luther aussprach) hat mir ein wohlwollendes und ehrenvolles Diplom geschickt. Sein Secretär schwört mir zu, es sey das etwas Unerhörtes und der Papst habe es Wort für Wort diktirt.“

Erasmus und Luther sind die beiden Vertreter zweier großen Reform-Ideen, zweier großen Parteien in ihrer Zeit und für alle Zeiten. Die eine besteht aus Männern ängstlicher Klugheit, die andere aus Männern voll Entschlossenheit und Muth. Beide Parteien waren damals vorhanden und personificirten sich in ihren erhabenen Führern. Die klugen Männer meinten, die Pflege der theologischen Wissenschaften werde allmählig ohne Riß eine Kirchenreformation veranlassen. Die thatlustigen Männer erkannten, eine richtigere Ansicht der Gelehrten hebe den Aberglauben des Volkes nicht auf, und die Besserung einzelner Mißbräuche sey nichts ohne Erneuerung des ganzen kirchlichen Lebens.

„Ein unvortheilhafter Friede, sagte Erasmus, ist besser als der gerechteste Krieg.“¹⁾ Er meinte (und wie viele so gesinnte Männer haben nicht seitdem gelebt und leben noch jetzt), eine die Kirche erschütternde Reformation dürfte sie umstürzen, er sah mit Schrecken die Aufregung der Leidenschaften, Böses mit dem möglicherweise zu wirkenden geringen Guten in Verbindung, eine Zerstörung der bestehenden Institutionen, ohne daß andere an deren Stelle gesetzt werden könnten, einen im Gewitter bevorstehenden Untergang des von allen Seiten lecken Schiffs der Kirche. „Wer das Meer in ein neues Bett leitet, sagte er, kann sich oft irren, denn das einmal eingeführte gewaltige Element strömt nicht immer, wohin man es haben wollte, sondern wirft sich wohin es ihm gefällt und veranlaßt große Verwüstungen.“²⁾

Aber die muthigen Zeitgenossen blieben ihm die Antwort nicht schuldig. Es hatte aus der Geschichte hinlänglich erhellt, daß nur eine freie Darlegung der Wahrheit und ein entschiedener Kampf gegen die Lüge den Sieg zu sichern vermochten. Die ersten Strahlen des Lichts wären bei schonungsvollem Verfahren durch Schlaueit der Politik und List der päpstlichen Curie erstickt worden. Hatte man nicht lange Zeit genug alle Mittel der Milde angewandt, Concilien über Concilien für die Reform zusammenberufen und war nicht Alles vergeblich gewesen — wie konnte man einen so oft fehlgeschlagenen Versuch erneuern wollen?

Eine Grundverbesserung war ohne einen Riß nicht möglich. Aber niemals ist etwas Gutes und Großes unter den Menschen erschienen, das nicht einige Aufregung veranlaßt hätte. Die Besorgniß, Gutes und Böses zu vermischen, hätte, wenn sie gerecht gewesen wäre, die edelsten und heiligsten Unternehmungen gehemmt. Man muß das aus einer großen Aufregung entstehende Uebel nicht fürchten, aber sich stärken, um es zu bekämpfen und zu vernichten.

Und wie verschieden ist nicht die Aufregung aus menschlichen Leidenschaften und die aus dem Geiste Gottes! Die eine er-

1) Er schrieb auch: *Malo boni, qualisqualis est, rerum humanarum statum, hunc quam novos excitari tumultus.* (*Erasm. ep. I. p. 953*).

2) *Semel admissum non ea fertur, qua destinarat admissor.* (*Erasm. ep. I. p. 953*).

schüttert, die andere kräftigt die Menschheit. Erasmus irrte sich in der Ansicht, in dem damaligen Zustande der Christenheit, bei der Vermischung entgegengesetzter Elemente, der Wahrheit und der Lüge, des Lebens und des Todes, könne man heftige Erschütterungen vermeiden. Der Krater des Vesuvius ist nicht zu verschließen, wenn sich schon erzürnte Elemente in ihm regen. Das Mittelalter hatte schon manche heftige Bewegung erlebt, nur daß in der Atmosphäre nicht so viel Ungewitter lag als zur Reformationszeit. Da durfte man nicht mehr anhalten und unterdrücken, sondern leiten und lenken.

Anstatt des Ausbruchs der Reformation wäre vielleicht ein schrecklicher Verfall eingetreten. Die von tausend Elementen der Zerstörung, ohne solche der Wiedergeburt und Erhaltung, durchwühlte Gesellschaft wäre furchtbar umgewälzt worden. Eine Reform nach Erasmus Ansichten, wie viele gemäßigte aber furchtsame Menschen sie noch jetzt träumen, würde die christliche Gesellschaft umgestürzt haben. Ohne das Licht und die Frömmigkeit, welche in der Reformation bis in die untersten Stände drang, wäre das Volk, von wilden Leidenschaften ergriffen und einem unruhigern Geiste des Aufruhrs preisgegeben, wie ein rasendes Thier entfesselt worden, welches durch Aufreizung erbittert, endlich zügellos, seine Wuth nicht länger bändigen kann.

Die Reformation war eine Dazwischenkunft des Geistes Gottes, eine von Gott der Erde verliehene Anordnung. Allerdings konnte sie die im Menschenherzen verborgenen Gährungsstoffe aufregen, aber Gott siegte. Die evangelische Lehre, die göttliche Wahrheit durchdrang die Volksmasse, zerstörte das Vergängliche, erhielt das zu Erhaltende. Die Reformation hat in der Welt gebaut, nur Vorurtheil kann ihr den Vorwurf des bloßen Einreißen machen. Die Pflugschaar kann auch dem Boden zu schaden meinen, weil sie ihn zerreißt, aber sie befruchtet ihn; wie man mit Recht über das Reformationswerk bemerkt hat.

Das große Prinzip des Erasmus war: Erhelle und die Finsterniß verschwindet von selbst. Der Grundsatz ist gut und wurde von Luther befolgt. Aber wenn die Feinde des Lichts es auszulöschen oder die Fackel der Hand des Trägers zu entreißen suchen,

darf man es nicht aus Friedensliebe gestatten und muß den Bösen widerstehen.

Erasmus hatte nicht den Muth, der zu einer Reformation wie zur Eroberung einer Stadt gehört. Sein Charakter war furchtsam, schon in der Jugend zitterte er bei der Nennung des Todes und war für seine Gesundheit übermäßig bedacht, so daß er kein Opfer gescheut haben würde, einen Ort zu fliehen, wo eine ansteckende Krankheit herrschte. Die Lust am Genuße der Lebensbehaglichkeiten übertraf noch seine Eitelkeit, und auch deshalb lehnte er manches glänzende Auerbieten ab.

Er machte keine Ansprüche auf die Rolle eines Reformators. „Wenn die verdorbenen Sitten der römischen Curie ein großes, unverzügliches Heilmittel erheischen, so ist das nicht meine Sache, noch derer, die mir gleichen,“ schrieb er.¹⁾ Er hatte nicht Luthers Glaubenskraft. Dieser wollte immer sein Leben für die Wahrheit lassen. Erasmus schrieb offenerherzig: „Mögen andre ein Martyrerthum suchen, ich bin dieser Ehre nicht werth. Entstände ein Aufruhr, so würde ich fast Petrum in seinem Falle nachahmen.“²⁾

Erasmus hatte mehr als ein Anderer durch seine Schriften und Worte die Reformation vorbereitet, als das von ihm angeregte Ungewitter losbrach, zitterte er. Er hätte Alles gegeben, die frühere Stille selbst mit den schweren Dünsten wiederherzustellen. Es war zu spät, der Damm war zerrissen. Der Strom, welcher die Welt reinigen und befruchten sollte, war nicht mehr zu hemmen. Erasmus war mächtig als Werkzeug Gottes, galt nichts mehr, als er dieses zu sein aufhörte.

Zuletzt wußte Erasmus selbst nicht mehr, welchen Entschluß er fassen sollte: er war überall unzufrieden und ängstlich. Das Schweigen, sagte er, ist ebenso gefährlich als die Rede. In allen religiösen Bewegungen gibt es solche in mancher Hinsicht achtbare aber der Wahrheit schädliche Menschen, die aus Angst, Keinem zu mißfallen, Keinen befriedigen.

Was würde aus der Wahrheit, wenn Gott ihr keine muthigeren Kämpen gewährte? Erasmus gab dem späteren Präsidenz

1) *Ingens aliquod et praesens remedium certe meum non est.* (Erasmii Epist. I. p. 953).

2) *Ego me non arbitror hoc honore dignum.* (Ibid.).

ten des brüsseler Obergerichts, Viglius Zwichem, über das Verhalten gegen die Sektirer (denn so nannte er schon die Reformatoren) folgenden Rath: „Meine Freundschaft zu dir macht es wünschenswerth, daß du dich von der Ansteckung der Sekten fern hältst und keine Gelegenheit bietest, dich zu den ihrigen zu zählen. Billigst du ihre Lehren, so verbirg es und disputire nicht mit ihnen. Ein Jurist muß bei solchen Leuten pffiffig sein, wie jener Sterbende bei dem Teufel. Der frug: Was glaubst du? Der Sterbende fürchtete bei seinem Glaubensbekenntnisse als Ketzer befunden zu werden und erwiederte: Was die Kirche glaubt. Ersterer frug weiter: Was glaubt die Kirche? Der andere antwortete: Was ich glaube. Noch einmal frug der Teufel: Was aber glaubst du denn? Der Sterbende erwiederte: Was die Kirche glaubt.“¹⁾ Luthers Todfeind, Herzog Georg von Sachsen, hatte auf eine an Erasmus gerichtete Frage eine zweideutige Antwort erhalten und sagte: „Lieber Erasmus, wasche mir den Pelz und mache mich nicht naß.“ Secundus Curio beschreibt in einem seiner Werke zwei Himmel, den papistischen und den christlichen. Er findet Erasmus in keinem von beiden, entdeckt ihn aber endlich, wie er in endlosen Kreisen sich unaufhörlich zwischen ihnen bewegt.

So war Erasmus. Die innere, wahrhaft befreiende Freiheit fehlte ihm. Wenn er sich selbst vergessen und ganz der Wahrheit hingegeben hätte, so wäre er ein anderer geworden! Aber nachdem er einige Reformen mit Billigung der Kirchenhäupter durchzusetzen versucht, nachdem er später die Reformation für Rom aufgegeben und endlich das Nebeneinanderbestehen der beiden als unmöglich erkannt hatte, büßte er bei allen ein. Sein Widerruf befriedigte nicht die fanatischen Anhänger des Papstthums, sie fühlten, was er ihnen Schlimmes zugefügt hatte und konnten es ihm nicht verzeihen. Ungezügelter Mönche schmähten ihn von der Kanzel. Sie nannten ihn einen zweiten Lucian, einen Fuchs, der den Weinberg des Herrn verwüstet habe. Ein Doktor zu Constanz hatte das Bild des Erasmus in seinem Zimmer hängen, um ihm jeden Augenblick in's Gesicht spucken

1) *Erasm. opp.* 374.

zu können. Andernseits sah sich Erasmus, als er die Fahne des Evangeliums verließ, der Zuneigung und Achtung seiner hochherzigen Zeitgenossen beraubt und mußte dem himmlischen Troste entsagen, welchen Gott in die Herzen der tapfern Krieger Jesu Christi senkt. Dies darf man aus seinen bitteren Thränen, aus den mühseligen Nachtwachen, dem unruhigen Schläfe, den unschmackhaften Speisen, der Abneigung gegen das Studium der Musen, das einst sein einziger Trost gewesen, aus der mürrischen Stirne, dem blassen Antlitze, den traurigen, niedergeschlagenen Blicken schließen, aus dem Hasse gegen das von ihm grausam genannte Leben, aus der Sehnsucht nach dem Tode, von welcher er seinen Freunden schreibt. ¹⁾ Armer Erasmus!

Die Feinde des Erasmus überschritten meines Erachtens die Wahrheit, als sie bei dem Auftreten Luthers ausriefen: Erasmus hat das Ei gelegt und Luther hat es ausgebrütet. ²⁾

11.

Der Adel. — Ulrich von Hutten. — Seine Schriften. — Briefe der Dunkelmänner. — Hutten in Brüssel. — Seine Briefe. — Sein Ende. — Sickingen. — Krieg. — Sein Tod. — Kronberg. — Hans Sachs. — Allgemeine Gährung.

Dieselben Symptome der Wiedergeburt, die man bei Fürsten, Bischöfen und Gelehrten entdeckte, fanden sich auch bei den Weltmännern, den Herren, Rittern und Kriegsmännern vor. Der deutsche Adel spielte in der Reformation eine bedeutende Rolle. Mehrere Söhne der ausgezeichnetsten deutschen Häuser schloßen ein enges Bündniß mit den Gelehrten und bemühten sich mit oftmalß allzu raschem Feuereifer ihr Volk vom römischen Joche zu befreien.

1) Vigiliae molestae, somnus irrequietus, cibus insipidus omnis, ipsum quoque musarum studium . . . ipsa frontis meae moestitia, vultus pallor, oculorum subtristis dejectio. (Erasm. Ep. I. p. 1380).

2) Die Werke des Erasmus sind von Jean le Clerc zu Lüttich 1703 in zehn Folianten herausgegeben worden. Ueber sein Leben siehe Bourigny, Vie d'Erasmus, Paris 1757. Müller Leben des Erasmus, Hamburg 1828 und Le Clerc in der Bibliothèque choisie.

Aus manchen Gründen fanden sich unter dem Adel Freunde der Reformation. Manche hatten die Universitäten besucht und das die Gelehrten beseelende Feuer in ihre Herzen aufgenommen. Andere waren in edlen Gesinnungen erzogen und der schönen evangelischen Lehre zugänglich. Viele fanden in der Reformation etwas Ritterliches, das sie anlockte und gewann. Gar Manche zürnten dem Klerus, der unter Maximilian viel dazu beigetragen hatte, ihnen ihre frühere Unabhängigkeit zu rauben und sie den Fürsten zu unterwerfen. Sie betrachteten begeistert die Reformation als ein Vorspiel einer großen politischen Erneuerung; sie erwarteten nach dieser Krisis ein Reich mit ganz neuem Glanze, eine bessere Lage der Dinge, voll des reinsten Ruhms, welche durch das Schwert der Ritter, wie durch das Wort Gottes herbeigeführt werden sollte.¹⁾

Ulrich von Hutten, den man Deutschlands Demosthenes genannt, weil er die Philippiken gegen das Papstthum verfaßt hat, ist der Ring, welcher die Ritter und die Gelehrten verband. Er zeichnete sich als Schriftsteller und als Krieger aus. Als Sprößling einer alten fränkischen Familie, wurde er im eilften Jahre in ein Kloster nach Fulda geschickt, um dort Mönch zu werden, aber er fühlte keine Neigung zu diesem Stande, floh im sechszehnten Jahre und besuchte die Kölner Universität, wo er sich dem Studium der Sprache und der Poesie ergab. Später führte er ein irrendes Leben, war 1513 als Soldat bei der Belagerung von Padua, sah Rom mit allem dortigen Unfug, und schärfte dort die Pfeile, die er später dagegen abschoss.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland schrieb Hutten eine Schrift gegen Rom unter dem Titel: „die römische Dreieinigkeit.“ Er enthüllte darin alle Unordnungen der Curie und zeigte die Nothwendigkeit, ihrer Tyrannei ein gewaltsames Ende zu machen. „Es gibt,“ sagt ein *Vadiscus* benannter Reisender in dieser Schrift, „drei Dinge, die man gewöhnlich von Rom zurückbringt, ein schlechtes Gewissen, einen verdorbenen Magen

1) *Animus ingens et ferox, viribus pollens. Nam si consilia et conatus Hutteni non defecissent, quasi nervi copiarum, atque potentiae, jam mutatio omnium rerum exstilisset et quasi orbis status publici fuisset conversus.* (*Camerar. Vita Melanchthonis.*)

und eine leere Börse. An drei Dinge glaubt Rom nicht, an die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung der Todten und die Hölle. Mit drei Dingen treibt Rom Handel: mit der Gnade Christi, den geistlichen Würden und den Frauen." Die Herausgabe dieser Schrift nöthigte Hutten, den Hof des Erzbischofs von Mainz zu verlassen, wo er bei deren Abfassung sich aufhielt.

Als Reuchlin's Zwist mit den Dominikanern ausbrach, trat Hutten für den gelehrten Doktor auf. Ein auf der Universität mit ihm befreundeter Mann, Crotus Rorianus und andere Deutsche faßten damals die Briefe der Dunkelmänner ab, welche ein Jahr vor Luthers Thesen 1516 erschienen. Man schrieb diese berühmte Satyre vornämlich Hutten zu und er hat wahrscheinlich bedeutenden Antheil daran. Die dem Reuchlin feindlich gesinnten Mönche unterhalten sich als angebliche Briefsteller nach ihrer Weise und in ihrem barbarischen Latein über Zeitverhältnisse und theologische Gegenstände. Sie richten darin an ihren Correspondenten, Eratius, einen Kölner Professor, die abgeschmacktesten und unnützeften Fragen, sie geben die naivsten Beweise ihrer groben Unwissenheit, ihres Un- und Aberglaubens, ihrer niedrigen, gemeinen Gesinnung, ihres Stolzes und ihres fanatischen Verfolgungseifers. Sie erzählen mehrere ihrer burlesken Abenteuer, ihre Ausschweifungen und allerlei Skandale aus dem Leben Pfefferkorns, Hochstratens und anderer Parteihäupter. Der bald scheinheilige, bald abgeschmackte Ton dieser Briefe macht sie zu einer höchst komischen Lecture. Das Ganze ist aber so natürlich, daß die englischen Dominikaner und Franziskaner die Schrift mit großem Beifalle aufnahmen und der Ansicht waren, sie sei wirklich nach den Grundsätzen ihres Ordens und zu dessen Vertheidigung abgefaßt. Ein leichtgläubiger Prior in Brabant ließ viele Exemplare aufkaufen und schickte sie den ausgezeichnetsten Dominikanern zum Geschenke. Die wüthenden Mönche forderten vom Papste eine strenge Bannbulle gegen die Leser dieser Briefe, aber Leo X. verweigerte sie. Sie mußten das allgemeine Gelächter ertragen und ihren Zorn bändigen. Kein Werk hat diesen Säulen des Papstthums mehr geschadet. Aber das Evangelium sollte nicht durch Spötteleien und Satyren siegen. Wäre man auf diesem Wege vorangeschritten und hätte die

Reformation den spöttischen Geist dieser Welt benützt, anstatt den Irrthum mit göttlichen Waffen anzugreifen, so wäre sie verloren gewesen. Luther mißbilligte diese Satyren höchlichst. Ein Freund hatte ihm einen „Inhalt der Bittschrift Pasquins“ geschickt; er erwiderte: „die Albernheiten, die du mir geschickt hast, scheinen mir von einem zügellosen Geiste verfaßt. Ich habe sie einer Anzahl von Freunden mitgetheilt und alle sind derselben Meinung.“¹⁾ Einem andern Bekannten schrieb er über dasselbe Werk: „Die Bittschrift scheint mir vom Verfasser der Briefe der Dunkelmänner. Ich billige seine Wünsche, nicht sein Werk, denn er gebraucht Schimpfreden und Beleidigungen.“²⁾ Dieses Urtheil ist streng, zeigt aber Luthers Gesinnung und seine Ueberlegenheit über seine Zeitgenossen. Freilich befolgte auch er nicht immer diese weisen Grundsätze.

Ulrich mußte dem Schutze des Erzbischofs von Mainz entsagen und suchte den Karls V., welcher sich damals mit dem Papste überworfen hatte. Er reiste nach Brüssel, wo Karl zu der Zeit Hof hielt. Aber er erlangte nichts und erfuhr, daß der Papst den Kaiser ersucht habe, ihn mit gebundenen Händen und Füßen nach Rom zu schicken. Der Inquisitor Hochstraten, Reuchlin's Verfolger, sollte auch ihn im Auftrage Roms verfolgen. Ulrich verließ Brabant voll Unwillen über ein solches an den Kaiser gerichtetes Ansuchen. Als er Brüssel verließ, begegnete ihm Hochstraten auf der Landstraße. Der erschrockene Inquisitor fiel ihm zu Füßen und empfahl seine Seele Gott und allen Heiligen. „Nein,“ sagte der Ritter, „ich beslecke mein Schwert nicht mit deinem Blute.“ Er gab ihm einige Hiebe mit der flachen Klinge und ließ ihn weiterreisen.

Hutten flüchtete sich auf die Eberburg, wo Franz von Sickingen allen Widersachern der Ultramontanen einen Zufluchtsort bot. Dort gab ihm der Feureifer für die Befreiung seines Volks die merkwürdigen Briefe ein, die er an Karl V., an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, an den Erzbischof Albrecht von Mainz, an die Fürsten und den Adel richtete und die ihn unter den ersten Schriftstellern hochstellen. Dort schrieb er alle

1) Luth. Ep. I. p. 37.

2) Luth. Ep. I. p. 38.

die Volksschriften, die in allen deutschen Landen den Abscheu vor Rom und die Liebe zur Freiheit verbreiteten. Er wollte als Anhänger des Reformators den Adel bewegen, das Schwert für die Sache des Evangeliums zu ziehen, und eben das Rom mit den Waffen anzugreifen, gegen welches Luther nur mit dem Worte Gottes und der unbefiegbaren Kraft der Wahrheit anziehen wollte.

Bei aller kriegerischen Aufregung Hutten's fehlten ihm auch die zarteren Gefühle nicht. Als seine Eltern starben, trat er seinen Brüdern die Familiengüter ab, obschon er der älteste war, und bat sie, ihm weder zu schreiben, noch Geld zu schicken, damit sie trotz ihrer Unschuld von seinen Feinden nichts zu erleiden hätten und nicht mit ihm in die Grube fielen.

Hutten war kein Kind der Wahrheit, denn sie wandelt nie ohne Lebensreinheit und Herzensgüte, doch wird er vor ihr als einer der furchtbarsten Gegner des Irrthums gelten.¹⁾

Dasselbe gilt von seinem Freunde und Beschützer Franz von Sickingen. Dieser edle Ritter, den mehrere seiner Zeitgenossen der Kaiserkrone würdig hielten, glänzt in erster Reihe der Krieger, welche Rom's Gegner waren. Er fand Gefallen am Geräusch der Waffen, war aber voll Eifer für die Wissenschaften und voll Hochachtung für deren Lehrer. An der Spitze eines Württemberg bedrohenden Heeres befahl er, im Falle eines Sturmes auf Stuttgart, des großen Litterators Johann Neuchlin Güter und Haus zu schonen. Er ließ diesen in das Lager rufen, umarmte ihn, und bot ihm im Streite gegen die Kölner Mönche seinen Beistand an. Lange war die Ritterschaft auf ihre Verachtung der Wissenschaften stolz, nun trat eine neue Zeit ein. Unter dem schweren Harnisch Hutten's und Sickingen's entdeckt man die Bewegung der Intelligenzen, welche überall fühlbar zu werden beginnt; die Reformation gibt der Welt als Erstlingsfrucht die mit den Künsten des Friedens befreundeten Krieger.

Hutten forderte nach der Rückkehr von Brüssel den tapfern Ritter auf dessen Schlosse zum Studium der evangelischen Lehre auf, und setzte ihm die Grundlagen derselben auseinander. „Wer wagt es,“ rief der erstaunte Sickingen aus, „ein solches Gebäude zu stürzen? Wer kann das?“

1) Münch hat Hutten's Werke 1822 bis 1825 zu Berlin in fünf Bänden herausgegeben.

Mehrere später als Reformatoren berühmte Männer fanden auf seinem Schlosse eine Zuflucht, Martin Bucer, Aquila, Schwebel, Dekolampadius, so daß Hutten die Ebernburg mit Recht „das Wirthshaus der Gerechten“ nannte. Dekolampadius mußte täglich im Schlosse predigen. Die dort versammelten Krieger mochten nicht immer von den sanften Tugenden des Christenthums reden hören; so kurz er sprach, so war es doch für sie noch immer viel zu lang. Sie kamen allerdings fast täglich in die Kirche, aber nur um den Segen zu hören und ein kurzes Gebet zu halten, so daß Dekolampadius ausrief: „Ach! das Wort Gottes ist hier auf Felsen gesät!“

Sickingen wollte der Sache der Wahrheit in seiner Weise dienen und erklärte dem Erzbischof von Trier den Krieg, um dem Evangelium eine Thüre zu öffnen. Umsonst rieth ihm Luther davon ab, er griff Trier mit 5000 Reitern und 1000 Mann Fußvolk an. Der muthige Erzbischof, vom Pfalzgrafen und dem Landgrafen von Hessen unterstützt, zwang ihn zum Rückzuge. Im nächsten Frühling griffen ihn die verbündeten Fürsten in seinem Schlosse Landstein an. Nach einem blutigen Sturme mußte er sich ergeben; er war tödtlich verwundet. Die drei Fürsten betraten die Festung, durchwanderten sie und fanden endlich den unbezwingbaren Ritter in einem unterirdischen Gemache auf dem Sterbelager. Er reichte dem Pfalzgrafen die Hand, ohne die andern Begleiter irgend zu beachten, aber sie überhäuften ihn mit Fragen und Vorwürfen. „Laßt mich in Ruhe,“ sagte er, „ich muß bald einem größeren Herrn, als ihr seyd, Antwort geben.“ Als Luther seinen Tod erfuhr, sagte er: „Der Herr ist gerecht aber bewunderungswürdig! Er will sein Evangelium nicht durch das Schwert verbreitet haben.“

Das war das traurige Ende eines Kriegers, der vielleicht als Kaiser oder Kurfürst Deutschland hoch verherrlicht haben würde, aber in engerem Kreise seine großen Gaben unnütz verschwendete. Die vom Himmel stammende göttliche Wahrheit wohnte nicht im unruhigen Gemüthe dieser Krieger. Durch ihre Waffen sollte sie nicht siegen, Gott vernichtete die unbesonnenen Pläne Sickingens und bewahrheitete die Worte Pauli: „Die Waffen unsres Kriegs sind nicht fleischlich, sie sind mächtig durch die Kraft Gottes.“

Ein anderer Ritter, Huttens und Sickingens Freund, Hartmuth von Kronberg, scheint mehr Weisheit und Kenntniß der Wahrheit besessen zu haben. Er schrieb bescheidenlich an Leo X. und forderte diesen auf, die weltliche Macht dem, welchem sie gehöre, dem Kaiser, zu übertragen. Er wandte sich an seine Untergebenen wie ein Vater, suchte ihnen die evangelische Lehre verständlich zu machen, ermahnte sie zum Glauben, Gehorsam und Vertrauen in Jesum Christum, welcher der Oberherr unser Aller sei. Er gab dem Kaiser eine Pension von 200 Dukaten zurück, um dem nicht mehr zu dienen, welcher den Feinden der Wahrheit Gehör lieh. Wir finden irgendwo folgendes Wort von ihm, weshalb wir ihn über Hutten und Sickingen stellen: „Unser himmlischer Lehrer, der heilige Geist, kann, wenn er es will, in einer Stunde mehr vom Glauben in Christo lehren, als man in zehn Jahren auf der pariser Universität lernt.“

Diejenigen sind sehr im Irrthume, welche die Freunde der Reformation nur an den Stufen des Throns¹⁾ oder in den Kathedralen oder Akademiceen suchen, und behaupten, es habe deren keine im Volke gegeben. Gott bereitete die Herzen der Weisen und Mächtigen vor, aber auch in den stillen Stätten des Volks viele einfache und demüthige Männer, die einst Diener an seinem Worte werden sollten. Die Zeitgeschichte zeigt uns die Gährung in den unteren Klassen. Man sah junge Männer aus diesen hervorgehen, um später in der Kirche die höchsten Stellen zu bekleiden; andere blieben ihr ganzes Leben hindurch bei den niedrigsten Beschäftigungen, und trugen doch zum Wiedererwachen des Christenthums bei. An einen dieser Männer wollen wir kurz erinnern.

Einem Nürnberger Schneider, Hans Sachs, wurde am 5. November 1494 ein Sohn geboren. Dieser Sohn, der wie sein Vater Hans hieß, mußte Krankheits halber das Studium aufgeben und wurde Schuhmacher. Der junge Hans benutzte die ihm übrigbleibende Muße, um die von ihm ersehnte höhere Welt zu erreichen. Nachdem die Gesänge in den Schlössern der Tapfern verklungen waren, schienen sie bei den Bürgern der fröhlichen

1) Man sehe Chateaubriand études historiques.

deutschen Städte eine Zuflucht gesucht und gefunden zu haben. Eine Gefangenschule war in der Nürnberger Kirche. Diese Uebungen, an denen Hans Theil nahm, erweckten sein Herz für religiöse Empfindungen und regten in ihm die Liebe zur Dichtkunst und Musik an. Der Geist des Jünglings konnte nicht lange in den Mauern seiner Werkstatt ausharren. Er wollte selbst die Welt sehen, von der er in Büchern so manches gelesen, seine Kameraden ihm so oft erzählt hatten und die seine Einbildungskraft mit Wunderwerken erfüllte. Im Jahre 1511 schnürte er sein Bündel und zog südwärts. Bald empfand der junge Reisende, dem unterwegs muntere Kameraden und Studenten begegneten, und manche gefährliche Verlockung entgegentrat, einen mächtigen Kampf in sich. Die Lüste des Lebens und seine heiligen Vorsätze geriethen in Streit. Er floh erschrocken und vergrub sich in der kleinen Stadt Wels in Oesterreich (1513) wo er sich zurückgezogen der Pflege der schönen Künste ergab. Kaiser Maximilian kam mit einem glänzenden Gefolge in die Stadt; der junge Dichter ließ sich von dieser Pracht des Hofes hinreißen. Der Herrscher nahm ihn unter seine Jäger auf und Hans vergaß sich auf's Neue in den rauschenden Gewölben des Palastes zu Innsbruck. Aber sein Gewissen erwachte wieder, der junge Jäger warf seine Jagduniform ab, reiste nach Schwaz, dann nach München. Dort sang er 1514 in seinem zwanzigsten Jahre das erste Lied „zu Ehren Gottes“ nach einer besondern Melodie. Es fand großen Beifall. Ueberall auf seinen Reisen bemerkte er die mannigfachen und traurigen Mißbräuche, denen die Religion ausgesetzt war.

In Nürnberg ließ sich Hans nieder, verheirathete sich und wurde Familienvater. Beim Ausbruche der Reformation horchte er auf. Er ergriff die heilige Schrift, die ihm schon als Dichter lieb geworden war, und in welcher er nicht mehr Bilder und Lieder, sondern das Licht der Wahrheit suchte. Bald weihte er seine Leier dieser Wahrheit. Aus einer niedrigen Werkstatt vor einem Thore der Reichsstadt Nürnberg erschallen Lieder, die in ganz Deutschland wiederklingen, die Geister auf eine neue Zeit vorbereiten, die große Revolution überall im Volke beliebt machen. Die geistlichen Lieder von Hans Sachs, seine Bibel in Versen,

halfen wesentlich. Es ist nicht leicht zu entscheiden, wer mehr gewirkt habe, der Kurfürst von Sachsen, Verweser des Reichs, oder der Nürnberger Schuhmacher.

So war in allen Ständen eine Reformation vorbereitet. Von allen Seiten gab es Zeichen, drängten sich Ereignisse, welche das Werk der Jahrhunderte der Finsterniß zu stürzen, eine neue Zeit für die Menschen herbeizuführen schienen. Die neu entdeckten Wissenschaften hatten mit unbegreiflicher Schnelligkeit eine Menge neuer Ideen in alle Lande verbreitet. Die so lange entschlumerten Geister schienen die verlorene Zeit durch doppelten Eifer einzuholen zu wollen. Es wäre ein Verkennen der menschlichen Natur gewesen, wenn man sie müßig ohne Nahrung gelassen, oder ihr keine andere geboten hätte, als die, welche ihr erschlaftes Leben lange gefristet hatte. Schon erkannte der menschliche Geist, was er sei und sein müsse; er maß mit kühnem Blicke den unermesslichen Abgrund, der die beiden Welten trennte. Große Herrscher saßen auf den Thronen, der alte römische Kolosß schwankte unter seiner Schwere, der alte Geist der Ritterschaft verließ die Erde, und wich vor einem andern Geiste, welcher aus den Heilighümern des Wissens und den Stätten der Bürgerschaft hereindrang. Das gedruckte Wort flog überall hin in die fernsten Lande, wie der Wind Samen weit forträgt. Die Entdeckung von Ost- und Westindien erweiterte die Welt. Alles verkündigte eine große Revolution.

Aber woher der Schlag, welcher das alte Gebäude umstürzt, ein neues aus den Trümmern erhebt? Niemand wußte es. Wer war weiser als Friedrich, gelehrter als Reuchlin, talentvoller als Erasmus, geistreicher und witziger als Hutten, tapferer als Sickingen, tugendhafter als Kronberg? Keiner von allen diesen sollte es sein. Gelehrte, Fürsten, Krieger, selbst die Kirche hatten einige Fundamente untergraben, das war Alles, nirgendwo sah man die mächtige Hand, welche die Hand Gottes sein sollte.

Man empfand allgemein, daß sie sich bald zeigen müsse. Einige behaupteten, sichere Anzeichen davon in den Sternen gelesen zu haben. Andere sahen die elende Lage der Religion und erwarteten die nahe Ankunft des Antichrist. Wieder andere verkündeten eine bevorstehende Reformation. Alle harreten. — Luther trat auf.

Zweites Buch.

Jugend. Bekehrung. Erste Arbeiten Luthers.

1483 — 1517.

1.

Luthers Eltern. — Seine Geburt. — Armuth. — Das Vaterhaus. — Strenge. — Erste Bekanntschaften. — Die Magdeburger Schule. — Noth. — Eisenach. — Die Sannatinitin. — Das Haus Gotta. — Angedenken jener Zeiten. — Seine Studien. — Trebonius.

Alles war bereit. Gott bereitet sein Werk Jahrhunderte lang vor, und vollführt zur rechten Zeit durch die schwächsten Werkzeuge. Gottes Gesetz ist: große Thaten durch die kleinsten Mittel zu verrichten. Dieses Gesetz ist in der Geschichte wie in der Natur zu finden. Gott wählte die Reformatoren, wie die Apostel, aus den armen Ständen, die nicht zum gemeinen Volke, aber kaum zur Bürgerschaft gehören. Es sollte der Welt kund werden, daß es ein Werk Gottes, nicht der Menschen war. Der Reformator Zwingli kam aus der Hütte eines Alpenhirten, Melancthon, der Theologe der Reformation, aus dem Laden eines Waffenschmieds, Luther aus dem Häuschen eines armen Bergmanns.

Die erste Lebenszeit eines Menschen, in der er sich bildet und unter Gottes Hand entwickelt, ist immer wichtig. Sie ist es vornämlich bei der Laufbahn Luthers. Schon in ihr liegt die ganze Reformation. Die verschiedenen Wechsel dieses Werks folgten einander in der Seele dessen, der ihr Werkzeug war, ehe sie sich in der Welt verwirklichte. Nur wer die Reformation in Luthers Herzen genau kennt, hat den Schlüssel zur kirchlichen Reformation. Das Studium des besondern Werks gibt allein eine Einsicht in das allgemeine, sonst lernt man nur die Formen und Aeußerlichkeiten des letzteren kennen. Einzelne Ereignisse und Resultate weiß man, aber man erkennt dann nicht die innere

Natur dieser Erneuerung, weil das sie veranlassende Prinzip verborgen bleibt. Erst betrachten wir also die Reformation in Luther, ehe wir sie in den die Christenheit neugestaltenden Thatsachen studiren.

Hans Luther, Sohn eines Bauern im Dorfe Möra bei Eisenach, in der Grafschaft Mansfeld in Thüringen, aus einer alten und zahlreichen Bürgerfamilie, ¹⁾ heirathete die Tochter eines Neustädters, im Bisthum Würzburg, Margarethe Lindemann. Die Eheleute verließen Eisenach und ließen sich in Eisleben nieder.

Seckendorf erzählt, nach dem Zeugniß des 1601 in Eisleben angestellten Superintendenten Rehn, daß die Mutter Luthers die Schwangerschaft noch nicht so weit vorgerückt gehalten, um nicht die Eislebener Messe zu besuchen und daß sie da unerwartet niedergekommen sei. Trotz der Zuverlässigkeit Seckendorfs scheint dieser Bericht ungenau, kein älterer Geschichtschreiber berichtet dieses: von Möra bis Eisleben sind 24 Stunden, und eine solche Reise, um eine Messe zu besuchen, unternimmt eine schwangere Frau nicht leicht. Luther selbst endlich widerlegt diese Nachricht. ²⁾

Hans Luther war ein gerader, arbeitslustiger Mann, dessen Charakterfestigkeit in Hartnäckigkeit ausartete. Er war gebildeter als die Mehrzahl seiner Standesgenossen und las viel. Bücher waren damals selten, aber Hans suchte jede Gelegenheit, sich welche zu verschaffen. Sie zerstreuten ihn in der Muße, die er von einer schweren unausgesetzten Arbeit übrig hatte. Margaretha besaß die Tugenden rechtschaffener, frommer Frauen. Ihre Keuschheit, Gottesfurcht und Gebetsinbrunst werden gerühmt. Sie galt unter den Hausfrauen des Dorfs als ein Vorbild, dem man folgen müsse. ³⁾

Man weiß nicht genau, wie lange Hans in Eisleben gewohnt hatte, als am 10. November, eine Stunde vor Mitternacht,

1) *Vetus familia est et late propagata mediocrium hominum. Melancthon, vita Luth.*

2) *Ego natus sum in Eisleben, baptisatusque apud Sanctum Petrum ibidem. Parentes mei de prope Isenaco illuc migrarunt. L. Epp. I. p. 390.*

3) *Intuebanturque in eam ceterae honestae mulieres ut in exemplar virtutum. Melancthi. vita Lutheri.*

Margaretha von einem Sohne entbunden wurde. Melanchthon frug die Mutter seines Freundes oft nach der Zeit der Geburt: Tag und Stunde sei ihr bekannt, erwiederte sie, aber die Jahreszahl könne sie nicht genau angeben. Aber der rechtschaffene und wackere Bruder Luthers, Jakob, versichert, Luther sei nach der Meinung der ganzen Familie am 10. November 1483 am Abende vor Martinstag geboren.¹⁾ Zuerst dachten die Eltern an die Taufe des neugeborenen Kindes, am Tage nach der Geburt, einem Dienstage, trug der Vater den Sohn dankbar und freudig in die Peterskirche, dort wurde er dem HErrn geweiht und erhielt den Namen Martin.

Der junge Martin war kaum sechs Monate alt, als die Eltern Eisleben verließen und sich in das fünf Stunden entfernte Mansfeld begaben, wo es damals sehr bedeutende Bergwerke gab. Hans Luther sah ein, er würde vielleicht eine zahlreiche Familie zu ernähren haben, und dort für sich und seine Kinder mehr erwerben können. In Mansfeld entwickelten sich Luthers Anlagen und Kräfte, dort zeigte sich zuerst seine Thätigkeit und sein Charakter offenbarte sich in Reden und Handlungen. Die Ebenen von Mansfeld, die Ufer der Wipper, waren der Schauplatz seiner Spiele mit den Dorfskindern.

Anfänglich ging es dem ehrlichen Hans in Mansfeld recht schlecht; er lebte in der größten Armuth. „Meine Eltern, sagte der Reformator, sind sehr arm gewesen. Mein Vater war ein Holzhacker, und meine Mutter hat oft ihr Holz auf dem Rücken getragen, um uns Kinder ernähren zu können. Sie haben die schwersten Arbeiten für uns ausgestanden.“ Das Beispiel der Eltern, die er achtete, die Gewohnheiten, die sie an ihm pflegten, haben ihn früh an Arbeit und Sparsamkeit gewöhnt. Wie oft mag er seine Mutter in's Holz begleitet haben, um dort sein kleines Bündel aufzusammeln!

Dem Werke des Gerechten sind Verheißungen gegeben und Hans Luther erfuhr diese. Allmählich verdiente er etwas mehr und legte endlich eine Schmiede mit zwei Defen an. Da wuchs Martin heran, und vom Ertrage dieses Handwerks sorgte der

1) Melanchthon vita Lutheri.

Vater für den Unterricht des Sohnes. „Aus einer Bergmannsfamilie,“ sagt der gute Matthesius, „mußte dieser geistliche Schmelzer der Christenheit hervorgehen, als Bild dessen, was Gott thun wollte, indem er durch diesen die Söhne Levi reinigte und sie wie das Gold in seinen Ofen verfeinerte.“¹⁾ Hans Luther wurde wegen seiner Rechtschaffenheit, seines makellosen Lebens und gesunden Verstandes in Mansfeld, der Hauptstadt dieser Grafschaft, zum Rathe erwählt. Eine allzugroße Armuth hätte das kindliche Gemüth bedrückt, die Wohlhabenheit im Elternhause erweiterte das Herz und veredelte den Charakter des Knaben.

Hans Luther benutzte seine neue Stellung, um eine ihm angenehme Gesellschaft zu suchen. Er schätzte die Gelehrten und lud die Geistlichen und Schullehrer des Orts oft zu Tische. Sein Haus bot eine Zusammenkunft einfacher Bürger, wie man sie in Deutschland zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts hatte. Es war ein Spiegel, in welchem die zahlreichen Bilder auf der vielbewegten Schaubühne seiner Zeit sich abspiegelten. Das Kind hatte Nutzen davon. Der Anblick dieser so oft im Elternhause gesehenen Männer, denen man so viel Hochachtung erwies, erweckte oft genug in Martins Herzen den ehrgeizigen Wunsch, selbst ein Schulmeister oder Gelehrter zu werden.

Sobald er unterrichtsfähig war, suchten ihm die Eltern einen Begriff von Gott beizubringen, Gottesfurcht einzusößen und ihn für christliche Tugenden empfänglich zu machen. Sie übten diese häusliche Erziehung mit großer Sorgfalt.²⁾ Doch beschränkte sich ihre zärtliche Fürsorge nicht darauf.

Sein Vater wünschte, er möchte die Elemente der von ihm so hochgeschätzten Kenntnisse früh erlangen; er rief den Segen Gottes auf ihn herab und schickte ihn in die Schule. Martin war noch sehr klein. Sein Vater oder ein junger Mann aus Mansfeld, Nicolaus Emmer, trugen ihn oft in das Haus von Georg Emil und holten ihn so wieder ab. Emmer heirathete

1) Matthesius Historien 1565 p. 3.

2) Ad agnitionem et timorem Dei — domestica institutione diligenter adsuefecerunt. (*Melanchth. Vit. Luth.*).

später eine Schwester Luthers. Fünfzig Jahre nach der Zeit erinnerte der Reformator den alten Niklas an diesen rührenden Beweis der Zuneigung in den ersten Jahren der Kindheit und schrieb es auf die ersten Blätter eines Buches, das er dem alten Freunde schenkte.¹⁾

Die Frömmigkeit, Arbeitsamkeit und strenge Lebensweise der Eltern wirkten sehr günstig auf den Knaben und bildeten seinen Geist für Aufmerksamkeit und Ernst aus. Damals wurden Züchtigungen und Einschüchterungen als Hauptmittel der Erziehung gebraucht. Margarethe billigte die Strenge ihres Mannes, öffnete aber doch dem betrübten Martin die Mutterarme und tröstete den weinenden Knaben. Aber auch sie überschritt die Vorschriften der Weisheit, welche sagt: wer den Sohn lieb hat, züchtigt ihn. Der ungestüme Charakter des Kindes gab oft zu Strafen und Verweisen Anlaß. „Meine Eltern,“ sagte Luther später, „haben mich hart behandelt, was mich furchtsam gemacht hat. Meine Mutter züchtigte mich einmal so hart, daß das Blut floss. Sie meinten es herzlich gut, aber sie konnten die Geister nicht unterscheiden, denen gemäß die Züchtigungen zu mäßigen sind.“²⁾

Der arme Knabe wurde in der Schule nicht besser behandelt. Sein Lehrer prügelte ihn wohl fünfzehn Mal an einem Morgen. Luther erzählt es und bemerkt dazu, „man müsse die Kinder peitschen, aber auch lieben.“ Bei solcher Erziehung lernte Luther bald die Verachtung der Annehmlichkeiten eines sinnlichen Lebens. Was groß soll werden, muß klein angehen, bemerkt ein alter Biograph mit Recht, und wenn man die Kinder mit zu vielen Rücksichten erzieht, so schadet man ihnen für's ganze Leben.³⁾

Martin lernte etwas in der Schule; die Kapitel des Katechismus, die zehn Gebote, das apostolische Symbolum, das Gebet des H. Ernn, Lieder und Gebete, den Donatus, eine im

1) Walther's Nachrichten.

2) Sed non poterant discernere ingenia, secundum quae essent temperandae correctiones. L. op. W. XXII. p. 1785.

3) Mathesius Hist. p. 3.

4. Jahrhundert von Donatus, dem Lehrer des heil. Hieronymus, abgefaßte lateinische Grammatik, welche im 11. Jahrhunderte von einem französischen Mönche, Remigius, verbessert, in allen Schulen lange Zeit sehr viel galt, den Cisto-Janus, einen sehr seltsamen Kalender aus dem 10. oder 11. Jahrhundert, kurz Alles, was man in der lateinischen Schule zu Mansfeld wußte.

Aber der Knabe scheint nicht zu Gott hingeführt worden zu sein. Man entdeckte an ihm keine religiöse Empfindung als die der Furcht. So oft er von Jesu Christo reden hörte, erblaßte er vor Schrecken, denn man hatte diesen nur als einen erzürnten Richter geschildert. Diese von der wahren Religion so sehr entfernte knechtische Furcht bereitete ihn vielleicht auf die gute Botschaft vom Evangelium und auf die Freude vor, die er später fühlte, als er den, welcher sanftmüthig und von Herzen demüthig ist, kennen lernte.

Hans Luther wollte seinen Sohn zu einem Gelehrten machen. Der neue Tag, welcher überall anzubrechen begann, drang auch in das Haus des Mansfelder Bergmanns und erweckte ehrgeizige Gedanken. Die besonderen Anlagen und der ausdauernde Fleiß des Sohnes ließen den Vater die größten Erwartungen hegen. Als Martin 1497 vierzehn Jahre alt geworden war, schickte ihn der Vater nach Magdeburg in die Franziskanerschule, womit Margarethe zufrieden sein mußte: Martin machte sich zur Abreise bereit.

Unter den jungen Bekannten in Mansfeld befand sich der Sohn eines braven Bürgers, Hans Reinecke; Martin und Hans waren Schulgenossen und schlossen eine ihr ganzes Leben lang dauernde Freundschaft. Sie zogen zusammen nach Magdeburg, wo sie sich, von den Familien entfernt, desto inniger an einander schloßen.

Magdeburg war für Martin eine neue Welt. Unter zahlreichen Entbehrungen (denn er hatte kaum zu leben) prüfte und hörte er. Andreas Proles, Provinzial des Augustinerordens, predigte damals mit Wärme die Nothwendigkeit einer Reform der Religion und der Kirche. Diese Reden mögen in Luther's Seele den ersten Keim der später sich entwickelnden Ideen gelegt haben.

Luther hatte eine schwere Lehrzeit. Ohne Freunde und Gönner im 14. Jahre in die Welt geschleudert, zitterte er vor seinen Lehrern und suchte in den Mußestunden mit eben so armen Kindern seine Nahrung. „Ich bettelte,“ sagte er, „mit meinen Kameraden um etwas Nahrung zur Befriedigung unserer Bedürfnisse. Einen Weihnachtstag durchzogen wir die benachbarten Dörfer, gingen von Haus zu Haus und sangen vierstimmig die gewöhnlichen Lieder vom Christkindelein in Bethlehem. Vor einem einzeln am Ende eines Dorfs stehenden Bauernhause hielten wir an. Der Bauer hörte unsere Weihnachtslieder, kam mit einigen Lebensmitteln heraus und frug mit grober Stimme, in rauhem Tone: Wo seid ihr, Jungen? Erschrocken flohen wir. Wir hatten keinen Grund dazu, denn der Bauer gab es willig, aber unsere Herzen waren durch die Drohungen und die Härte, mit welcher damals die Lehrer den Schülern entgegen traten, so eingeschüchtert, daß wir Angst bekamen. Der Bauer rief uns wieder zu und wir blieben endlich stehen, gaben unsere Angst auf und liefen zu ihm, wo wir die Nahrung von ihm erhielten. So pflegen wir,“ fügt Luther hinzu, „zu zittern und zu fliehen, wenn unser Gewissen strafbar und erschrocken ist. Dann haben wir selbst vor der dargebotenen Hülfe, selbst vor unsern Freunden und denen, die es gut mit uns meinen, Angst.“¹⁾

Raum war ein Jahr verflossen, als Hans und Grete, da sie von der Noth des Sohnes in Magdeburg hörten, diesen nach Eisenach schickten, wo es eine gute Schule gab und mehrere Verwandte wohnten.²⁾ Sie hatten mehrere Kinder, und wenn sie auch an Wohlstand zugenommen, so konnten sie doch ihren Sohn in einer fremden Stadt nicht ernähren, die Defen und Nacharbeiten des Vaters halfen nur der Mannsfelder Familie aus. Er hoffte, Martin würde in Eisenach ein leichteres Auskommen finden, aber auch das mißlang. Die Verwandten kümmernten sich nicht um ihn oder konnten ihm, selbst sehr arm, nicht helfen.

1) Luth. opera (*Walch*) II. p. 2347.

2) Isenacum enim pene totam parentelam meam habet. Luth. Ep. I. p. 390.

Wenn es den Schüler hungerte, mußte er, wie in Magdeburg, mit seinen Kameraden vor den Häusern um ein Stück Brod singen. Dieser Gebrauch aus Luther's Zeiten herrscht noch jetzt in mehreren deutschen Städten, oft ist der Gesang dieser Schuljugend recht harmonisch. Der bescheidene Martin erhielt oft kein Brod, sondern Scheltworte. Dann vergoß er in tiefer Betrübniß viele Thränen und dachte nur mit Zagen an die Zukunft.

Eines Tages hatte man ihn schon an drei Häusern abgewiesen, und er wollte schon nüchtern nach Hause gehen, als er auf dem Georgsmarkte in tiefem Sinnen vor dem Hause eines ehrbaren Bürgers stehen blieb. Sollte er aus Mangel an Brod dem Studium entsagen und mit dem Vater in den Mansfelder Bergwerken arbeiten? Plötzlich öffnete sich eine Thüre, eine Frau trat auf die Schwelle, es war die Gemahlin von Conrad Cotta, die Tochter des Bürgermeisters zu Ilfeld. Sie hieß Ursula. Die Eisenacher Chroniken nennen sie „die fromme Sunamitin“¹⁾, um an die Frau zu erinnern, welche den Propheten Elisa so sehr bat, bei ihr das Mahl einzunehmen. Die christliche Sunamitin hatte den jungen Martin schon mehrere Male in der Kirche bemerkt, und sein sanfter Gesang, sowie seine Andacht hatten sie gerührt.²⁾ Sie hatte die harten Worte vernommen, die man dem armen Schüler gegeben hatte, und da sie ihn vor ihrer Thüre traurig stehen sah, kam sie ihm zur Hülfe, ließ ihn eintreten und speiste ihn.

Conrad billigte die Wohlthätigkeit seiner Frau, ihm gefiel der junge Luther so sehr, daß er ihn nach einigen Tagen ganz in's Haus nahm. Von da an waren dessen Studien gesichert, er brauchte nicht nach Mansfeld zurückzukehren und das gottverliehene Talent zu vergraben. Als er nicht mehr wußte wohin, öffnete Gott ihm die Thüre und das Herz einer christlichen Familie. Dieses Ereigniß gab ihm das Gottvertrauen, welches die schwersten Unfälle nicht erschüttern konnten.

1) Lingk's Reisegesch. Luth.

2) Diweil sie umb seines Singens und herzlichen Gebets willen ... (Mathesius p. 3.)

Luther fand in Cotta's Hause ein ihm bis dahin ganz unbekanntes Leben. Er war in einer angemessenen sorgenfreien Lage, sein Geist erheiterte sich, sein Charakter, sein Herz öffneten sich. Er erwarnte an den Strahlen der Barmherzigkeit und fühlte Leben, Freude, Glück in sich. Sein Gebet wurde inbrünstiger, seine Wissenslust nahm zu, er machte rasche Fortschritte.

Zu den Wissenschaften fügte er die Künste, denn auch diese wuchsen in Deutschland heran. Die Männer, die nach Gottes Willen auf ihre Zeitgenossen wirken sollen, sind von allen Richtungen derselben ergriffen und hingerissen. Luther lernte Flöte und Lautenspiel; er begleitete das letztere Instrument oft mit seiner Altstimme und erheiterte sich in traurigen Augenblicken auf solche Weise. Seine Pflegemutter, die eine große Freundin der Musik war, sollte in seinen Liedern seinen Dank erkennen. Er hat diese Kunst bis in's hohe Alter geliebt und mehrere der schönsten deutschen Lieder gedichtet und componirt, von denen einige in's Französische übertragen sind.

Wie glücklich war der Jüngling! Luther dachte an diese Zeit immer voll Theilnahme zurück. Als ein Sohn Conrads viele Jahre nachdem die Wittenberger Hochschule besuchte, nahm ihn der vom armen Eisenacher Schüler zum Lehrer seines Jahrhunderts gewordene Luther an seinen Tisch und in's Haus. Er wollte dem Sohne die Wohlthaten der Eltern theilweise vergelten. In Erinnerung an die christliche Frau, die ihm Brod gegeben, als alle Welt ihn zurückgestoßen hatte, sagte er das schöne Wort: „Es gibt nichts Lieberes auf der Welt als ein Frauenherz, in welchem Frömmigkeit wohnt.“

Luther schämte sich niemals der Zeit, in welcher er aus Hunger das für seine Studien und seinen Lebensunterhalt nothwendige Brod traurig erbettelte. Er dachte vielmehr dankbar an die große Armuth seiner Jugend. Er betrachtete sie als ein göttliches Mittel, um ihn zu dem zu machen, was er geworden, und dankte Gott dafür. Die armen Kinder, die eben so leben mußten, rührten ihn sehr. „Verachtet nicht, sagte er, die Kinder, welche singen und vor den Thüren panem propter Deum, Brod um Gottes willen, suchen, ich habe dasselbe gethan. Allerdings hat mich mein Vater später mit dem Schweiße seines An-

gesichts liebevoll und gütig auf der Universität Erfurt erhalten, aber ich bin auch ein armer Bettler gewesen. Jetzt bin ich durch meine Feder so weit gekommen, daß ich mit dem Großtürken nicht tauschen möchte. Häufte man alle Schätze der Erde aufeinander, so würde ich sie nicht für meine Habe annehmen. Doch wäre ich nicht, was ich bin, hätte ich keine Schule besucht und nicht schreiben gelernt.“ So findet der große Mann den Ursprung seines Ruhms in jenen ersten, bescheidenen Anfängen. Er erinnert gerne daran, daß die Stimme, vor welcher das Reich und die Welt zitterten, einst auf den Straßen einer armen Stadt um Brod gebettelt hatte. Der Christ liebt solche Erinnerungen, denn sie rufen ihm zu, er müsse sich in Gott rühmen.

Die Kraft seines Geistes, die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft, die Vortrefflichkeit seines Gedächtnisses förderten ihn bald weiter als seine Schulgenossen.¹⁾ Namentlich machte er in den alten Sprachen, in der Beredsamkeit und Poesie große Fortschritte, er schrieb Reden, verfaßte Verse. Lehrer und Kameraden liebten ihn, weil er heiter und gutmüthig war.

Von allen Professoren war ihm keiner so lieb, als der gelehrte und gefällige Johannes Trebonius, welcher die Jugend rücksichtsvoll aufzumuntern verstand. Martin hatte bemerkt, daß Trebonius beim Eintritte in die Klasse die Schüler entblößten Hauptes begrüßte. Das war in jenen pedantischen Zeiten eine große Herablassung! Es hatte ihm gefallen. Die Achtung des Lehrers hatte den Schüler vor sich selbst höher gestellt. Als die Collegien des Trebonius, die das unterließen, über solche Herablassung ihr Erstaunen äußerten, erwiederte er, was Luthern sehr erfreute: „Es gibt unter diesen Knaben welche, die Gott dereinst zu Bürgermeistern, Kanzlern, Doktoren und Beamten macht. Seht ihr sie auch noch nicht mit den Anzeichen ihrer Würde, so ist es doch billig, daß ihr sie achtet.“ Der junge Schüler vernahm diese Worte gewiß mit Freuden und sah vielleicht schon einen Doktorhut auf seinem Haupte.

1) Quumque et vis ingenii acerrima esset et imprimis ad eloquentiam idonea, celeriter aequalibus suis praecurrit. (*Melanchth. Vit. Luth.*)

2.

Die Universität. — Luther's Frömmigkeit. — Entdeckung. — Die Bibel. — Krankheit. — Unruhe. — Tod des Alexs. — Der Blitzstrahl. — Vorsehung. — Abschied. — Eintritt in's Kloster.

Luther war 18 Jahre alt geworden; er hatte die Süßigkeit des Studiums gekostet und brannte vor Wißbegierde. Er sehnte sich nach einer Universität, um am Quelle des Wissens den heißen Durst zu löschen.¹⁾ Sein Vater schrieb ihm das Rechtsstudium vor, er wollte, voll Erwartungen von den Anlagen des Sohnes, eine Ausbildung und Geltendmachung derselben, um ehrenwerthe Aemter zu bekleiden, die Gunst der Fürsten zu gewinnen und in der Welt zu glänzen. Luther sollte nach Erfurt gehen.

Im Jahre 1501 traf er dort ein. Jodocus, mit dem Beinamen der Doktor von Eisenach, lehrte dort die scholastische Philosophie mit vielem Erfolge. Melanchthon bedauerte es, daß man damals nur eine mit Schwierigkeiten angefüllte Dialektik vortrug. Hätte Luther andere Lehrer gefunden und die milderen Lehren der wahren Philosophie erhalten, so würde das die Heftigkeit seines Gemüths beruhigt haben.²⁾ Der junge Student betrieb also die Philosophie des Mittelalters in den Schriften von Occam, Scotus, Bonaventura und Thomas von Aquino. Später hatte er einen Abscheu vor dieser ganzen Literatur, er zitterte vor Unwillen, wenn er den Namen Aristoteles aussprechen hörte, und sagte, wenn Aristoteles kein Mensch gewesen, so würde er ihn für einen Teufel gehalten haben. Sein wißbegieriger Geist bedurfte besserer Kost, er studirte die herrlichen Ueberbleibsel des Alterthums: Cicero, Virgil und die übrigen Classiker. Er mochte nicht, wie die gewöhnlichen Studenten, die Werke jener Schriftsteller auswendig lernen, er suchte

1) Degustata igitur litterarum dulcedine natura flagrans cupiditate discendi appetit academiam. (*Melanchth. Vit. Luth.*)

2) Et fortassis ad leniendam vehementiam naturae mitiora studia verae philosophiae (*Ibid.*)

in ihre Gedanken einzudringen, den sie belebenden Geist in sich aufzunehmen, sich ihre Weisheit anzueignen, den Zweck ihrer Schriften zu erkennen und sein Verständniß mit ernstern Lehren und glänzenden Bildern zu bereichern. Oft frug er seine Lehrer um Rath und übertraf bald die andern Studenten.¹⁾ Er besaß ein gutes Gedächtniß und eine mächtige Einbildungskraft, so daß ihm das Gelesene oder Gehörte immer zu Gebote stand, als ob er es selbst gesehen hätte. So zeichnete er sich in der Jugend aus und die ganze Hochschule bewunderte Luther's Geist, sagt Melanchthon.²⁾

Doch schon damals dachte der 18jährige Jüngling nicht allein an Ausbildung des Geistes: er hatte den Ernst der Gesinnung, das nach oben strebende Herz, welche Gott denen verleiht, die er zu seinen eifrigsten Dienern machen will. Luther empfand seine Abhängigkeit von Gott, eine einfache mächtige Ueberzeugung, welche tiefe Demuth und große Thaten bewirkte. Er bat inbrünstig um Gottes Segen für seine Arbeiten. Jeden Tag begann er mit Gebet, ging dann in die Kirche, studirte und versäumte keinen Augenblick. „Fleißig gebetet, pflegte er oft zu sagen, ist über die Hälfte studirt.“³⁾

Alle Zeit, die er von Universitätsstudien erübrigen konnte, brachte er auf der Bibliothek zu. Bücher waren damals selten, und die dort gesammelten Schätze zu benützen war ein großes Vorrecht. Eines Tages (er war damals zwei Jahre auf der Erfurter Universität gewesen, also 20 Jahre alt) untersucht er mehrere Bücher, um die Namen der Verfasser kennen zu lernen. Ein geöffnetes Buch fesselt seine Aufmerksamkeit. Er hat Seinesgleichen noch nicht gesehen. Er liest den Titel . . . es ist eine Bibel, ein seltenes, damals unbekanntes Buch.⁴⁾ Sein Interesse wird

1) Et quidem inter primos ut ingenio studioque multos coaequalium antecellebat. Cochlaeus Acta Lutheri p. 1.

2) Sic igitur in juventute eminebat, ut toti academiae Lutheri ingenium admirationi esset. (Melanchth.)

3) Mathesius 3.

4) Auf eine Zeit, wie er die Bücher fein nach einander besieht, kommt er über die lateinische Biblia. (Ebendas.)

geweckt, er ist verwundert, in diesem Bande weit mehr zu finden als die Bruchstücke der Evangelien und Episteln, welche die Kirche sonntäglich dem Volke in den Kirchen vorlesen ließ. Er hielt das bisher für das ganze Wort Gottes. Und nun — so viele Seiten, Kapitel, Bücher, von denen er keine Ahnung gehabt! Er hält die gottgegebene Schrift mit Herzklopfen fest, begierig, in unbeschreiblicher Empfindung durchfliegt er die Blätter. Auf der ersten Seite fesselt ihn die Geschichte von Hanna und dem jungen Samuel, er liest und kann sich vor Freude kaum mäßigen. Das Kind, das seine Eltern für das ganze Leben dem Ewigen weihen, das Loblied der Hanna, worin sie singt, der Ewige hebe die Armen aus dem Staube und den Dürftigen aus dem Koth, um ihn unter die Fürsten zu setzen, der junge Samuel, der im Tempel vor Gottes Augen aufwächst; diese ganze Geschichte, dieses entdeckte Wort erregen unbekannte Gefühle. Er kehrte mit vollem Herzen nach Hause. O, dachte er, wenn Gott mir ein solches Buch geben wollte! ¹⁾ Luther hatte weder griechisch, noch hebräisch gelernt, es ist wenigstens nicht wahrscheinlich, daß er diese Sprachen in den ersten zwei oder drei Jahren auf der Universität studirt habe. Die Bibel, die ihn so entzückte, war eine lateinische Uebersetzung. Bald kehrte er auf die Bibliothek zurück, suchte seinen Schatz wieder auf, las immer wieder und wandte sich nicht mehr davon ab. Der erste Schein einer neuen Wahrheit ging vor ihm auf.

So hat ihm Gott das Wort enthüllt. Er hat das Buch entdeckt, dessen bewundernswürdige Uebersetzung, in welcher Deutschland seit drei Jahrhunderten die Orakel Gottes liest, er einst seinem Volke geben sollte. Vielleicht war es das erste Mal, daß dieser köstliche Band in der Erfurter Bibliothek benützt worden war. Er lag in einer dunklen Bibliothek, er sollte das Lebensbuch für ein ganzes Volk werden. In dieser Bibel lag die Reformation.

In demselben Jahre erhielt der junge Luther den ersten akademischen Grad, das Baccalaureat.

1) *Avide percurrit coepitque optare ut olim talem librum et ipse nancisci posset. (M. Adami Vit. Luth. p. 103.)*

Er hatte, um den Prüfungen gewachsen zu seyn, so viel gearbeitet, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel. Der Tod schien ihm nahe, ernste Gedanken beschäftigten seinen Geist, er erwartete das Ende seines irdischen Daseyns. Man beklagte den jungen Mann und bedauerte das rasche Erlöschen so vieler Hoffnungen. Er erhielt den Besuch mancher Freunde, darunter eines ehrwürdigen Priesters, welcher den Mansfelder Studenten in Arbeit und Lebensweise beobachtet hatte. Luther entdeckte ihm seine Gedanken; bald werde ich von dieser Welt abberufen sein, sagte er. Aber der Greis antwortete ihm freundlich: „Sei guten Muthes, lieber Vaccalaureus, du stirbst nicht an dieser Krankheit. Gott macht einen Mann aus dir, der viele Andere trösten wird.¹⁾ Denn Gott legt denen, die er liebt, sein Kreuz auf, und die es geduldig tragen, werden sehr weise.“ Diese Worte ergriffen den Kranken; dem Tode nahe, hört er aus Priester-munde, Gott erhöhe den Elenden, wie es Samuels Mutter gesagt hatte. Der Greis brachte ihm süßen Trost, belebte den Muth, er hat ihn nie vergessen. „Diese Vorhersagung,“ berichtet Mathesius, „ist die erste gewesen, die dem Doktor geworden ist, und er hat sich oft daran erinnert.“ Man begreift leicht, in welchem Sinne Mathesius dieses Wort eine Prophezeiung nennt.

Als Luther hergestellt war, fand er sich verändert. Die Bibel, die Krankheit und die Worte des alten Priesters schienen ihn ergriffen zu haben, doch war sein Geist noch unsicher. Er studirte weiter, wurde 1503 Magister artium oder Doktor der Philosophie. Die Universität Erfurt war in Deutschland damals die berühmteste, gegen welche die andern untergeordnet standen; die Ceremonie war in gebräuchlicher Weise sehr feierlich, es wurde Luthern ein Fackelzug gebracht,²⁾ alle waren froh. Luther, durch diese Ehrenbezeugungen ermuntert, beschloß dem Willen des Vaters gemäß die Rechte zu studiren.

1) Deus te virum faciet qui alios multos iterum consolabitur. (M. Adami Vit. Luth. p. 103.)

2) Luth. Op. W. XXII. p. 2229.

Aber Gottes Wille war ein anderer. Luther beschäftigte sich mit verschiedenen Studien, fing an, die Physik und Ethik des Aristoteles und andere Zweige der Philosophie zu lehren, aber sein Herz rief ihm unaufhörlich zu, die Frömmigkeit thue vor Allem noth und er müsse zuerst seiner Seligkeit gewiß sein. Er kannte Gottes Mißfallen an der Sünde, erinnerte sich der Strafen, die in der Schrift dem Sünder angedroht werden, und frug sich selbst in Aengsten, ob er die göttliche Gnade besitze. Das Gewissen sagte: Nein. Sein Charakter war rasche Entschlossenheit, er wollte für die Gewißheit einer festen Hoffnung auf Unsterblichkeit Alles aufbieten. Zwei Ereignisse erschütterten nach einander seine Seele und beeilten den Entschluß.

Mit einem Universitätsfreunde, Alexis, war er enge verbunden. Eines Morgens verbreitete sich in Erfurt das Gerücht von dessen Ermordung, Luther erfuhr bald die Wahrheit dieser Nachricht. Der plötzliche Verlust seines Freundes traf ihn und er gerieth in Schrecken bei dem Gedanken, was aus ihm würde, wenn man ihn so rasch abriefe. ¹⁾

Im Frühjahr 1505 beschloß Luther, in den Ferien Mansfeld zu besuchen, um die Stätten seiner Kindheit und seine Eltern zu begrüßen. Vielleicht wollte er auch dem Vater sein Herz öffnen, ihn über den allmählig auftauchenden Plan erforschen und dessen Billigung für einen andern Beruf haben. Er erkannte die vielen Schwierigkeiten. Dem thätigen Mansfelder Bergmanne mißfiel das träge Leben der Mehrzahl der Priester. Die Geistlichen waren damals wenig geachtet, sie hatten nur geringe Einkünfte, und der Vater, welcher für die Universitätsstudien seines Sohnes bedeutende Opfer gebracht und diesen vom zwanzigsten Lebensjahre an auf einer berühmten Hochschule öffentlich lehren gesehen hatte, war nicht geneigt, den Hoffnungen zu entsagen, die sein Stolz nährte.

Es ist unbekannt geblieben, was während des Aufenthalts Luthers in Mansfeld vorfiel. Vielleicht hat er bei dem entschiedenen ausgesprochenen Willen seines Vaters sein Herz verschlossen, wenigstens verließ er das Vaterhaus und begab sich wieder auf

1) Interitu sodalis sui contristatus. (Cochlaeus p. 1.)

die Akademie. Nicht weit von Erfurt überfiel ihn ein heftiges Gewitter, der Blitz schlug ihm zur Seite ein, Luther kniete nieder, seine Stunde mochte gekommen sein. Tod, Gericht, Ewigkeit umgaben ihn mit allen ihren Schrecken, und er vernahm eine Stimme, der er nicht widerstehen konnte. „Mit Erschrecken und Angst des Todes umgeben,“ wie er selbst sagt,¹⁾ gelobte er, wenn der Herr ihn von dieser Gefahr erlöse, die Welt zu fliehen und ganz Gott anzugehören. Dann stand er wieder auf, noch immer den bevorstehenden Tod vor Augen, prüfte sich ernstlich und dachte nach, was zu thun sei.²⁾ Die ihn schon längere Zeit beschäftigenden Gedanken regten sich mächtiger. Allerdings hatte er seine Pflicht zu erfüllen gestrebt, aber wie steht es mit seiner Seele? Kann er mit beflecktem Herzen vor das Gericht eines furchtbaren Gottes treten? Er muß heilig werden, ihn dürstet nach Heiligung, wie früher nach Wissen. Aber wo sie finden, wie sie erlangen? Die Hochschule hat ihm die Mittel zur Befriedigung der ersten Wünsche an die Hand gegeben. Wer befriedigt die Angst, die Gluth, die ihn verzehrt, wo ist die Schule der Heiligung? Das Kloster ist es, das Mönchsleben wird ihn retten. Oft hat er von der Macht desselben vernommen, ein Herz neu zu gestalten, den Sünder zu heiligen, den Menschen zu bessern. Er will Mönch werden, heilig seyn, das ewige Leben gewinnen.³⁾

Ein solches Ereigniß veränderte Luthers Beruf und Geschick. Gottes Finger ist darin zu erkennen. Seine mächtige Hand stürzte auf der Landstraße den jungen Magister artium, den zukünftigen Advokaten und Juristen, um demselben eine neue Lebensrichtung zu geben. Rubeanus, ein Universitätsfreund Luthers, schrieb ihm später: „Die göttliche Vorsehung bedachte deine Zukunft, als auf der Rückkehr von den Eltern das Feuer vom Himmel, wie einen zweiten Paulus dich auf die Erde warf, dich in der Nähe von Erfurt unserer Gesellschaft entzog, und der Sekte

1) Luth. Epp. II. 101.

2) Quum esset in campo, fulminis ictu territus. (Cochlaeus 1.)

3) Occasio autem fuit ingrediendi illud vitae genus, quod pietati et studiis doctrinae de Deo existimavit esse convenientius. (Melancthon).

Augustinus anschloß.⁴ Aehnliche Umstände haben die Bekehrung der beiden größten Organe, welche die göttliche Vorsehung in den beiden größten Revolutionen der Welt benutzt hat, Pauli und Luthers, hervorgerufen.¹⁾

Luther kehrte nach Erfurt zurück. Sein Entschluß war unerschütterlich, doch brach er so liebe Bande nicht ohne Schmerz. Er verheimlichte überall seine Absicht, lud seine Universitätsfreunde noch einmal Abends zu einem fröhlichen und mäßigen Gastmahle ein, wo sich ihr Verein an Musik ergözte, und sagte so der Welt Lebewohl. Nun sollten anstatt liebenswürdiger Genossen der Arbeit und der Freude, Mönche, anstatt heiterer, geistreicher Unterhaltung die Stille des Klosters, anstatt froher Gesänge das ernste Lied der ruhigen Kapelle ihm entgegenkommen. Gott will es, ihm muß man Alles opfern. Also noch einmal die Freuden der Jugend, das Mahl regt die Freunde auf, Luther belebt sie, und in vollster Hingebung an den Frohsinn kann er die ernstesten Gedanken seines Herzens nicht mehr verbergen. Er spricht, entdeckt den erstaunten Freunden seine Absichten, vergebens suchen sie diese zu bekämpfen, Luther, vielleicht vor lästigen Bitten besorgt, verläßt sein Zimmer, läßt alle seine Sachen und Bücher zurück, nimmt nur Virgil und Plautus mit; eine Bibel hatte er noch nicht. Virgil und Plautus, Epos und Komödie, seltsame Vorstellung von Luthers Geist! In ihm war ein ganzes Epos, ein großes, schönes, erhabenes Gedicht, aber bei seiner Neigung zur Heiterkeit, Lustigkeit und Possenreißerei mischte er lustige Fäden in das ernste Gewebe seines Lebens.

Mit diesen beiden Büchern geht er allein im Dunkel zum Eremitenkloster des heiligen Augustinus. Er bittet um Aufnahme, das Thor öffnet und schließt sich. Er ist auf ewig von seinen Eltern, von seinen Studiengefährten, von der Welt getrennt. Es war am 17. August 1505, Luther war 21 Jahre und 9 Monate alt.

1) Einige Geschichtschreiber berichten, Alexis sei bei dem Donnerstagssturm gestorben, welcher Luthern erschütterte, aber zwei Zeitgenossen Mathesius (S. 4) und Selnecker (Orat. de Luth.) unterscheiden diese beiden Ereignisse; dazu kommt Melancthons Zeugniß: „Sodalem nescio quo casu interfectum.“

3.

Sein Vater. — Aberglaube. — Knechtische Arbeiten. — Muth. — Studien. — Die Bibel. — Ascetismus. — Beängstigung.

Endlich war er mit Gott. Seine Seele war gesichert. Er konnte die so lange ersehnte Heiligkeit finden. Beim Anblicke des jungen Doktors erstaunten die Mönche, rühmten dessen Muth und Weltverachtung. ¹⁾ Doch vergaß Luther seine Freunde nicht: er nahm schriftlichen Abschied von ihnen und von der Welt, und schickte ihnen am andern Tage diese Briefe nebst den bisher getragenen Kleidern und seinem Ringe als Magister, den er der Universität zurückgab, damit er auf keine Weise an die verlassene Welt erinnert werde.

Seine Erfurter Freunde waren erschrocken. Sollte sich ein so ausgezeichnete Mann in das Klosterleben, das ein halber Tod war, vergraben? ²⁾ Sie begaben sich tief betrübt in's Kloster, um Luther von einem so traurigen Schritte zurückzuführen, aber ihre Bemühungen waren vergeblich, die Thore blieben verschlossen, einen Monat lang ließ sich der neue Mönch weder sehen noch sprechen.

Luther hatte seinen Eltern die große Umänderung seines Lebens gleich mitgetheilt. Sein Vater erschrak, er zitterte für seinen Sohn, wie Luther selbst in der Widmung seines Buchs von den Klostersgelübden an seinen Vater berichtet. Er befürchtete bei der Schwäche, Jugend und Leidenschaftlichkeit des Sohnes, nach den ersten Augenblicken der Begeisterung werde der junge Mann aus Müßiggang in Verzweiflung oder in große Fehler fallen. Er wußte, daß schon manche so verloren gegangen waren. Auch hatte der Bergmann und Stadtrath in Mansfeld andere Absichten mit seinem Sohne, für den er eine reiche, ehrenwerthe Heirath beabsichtigte. Durch jene unkluge Handlung waren nun in einer Nacht alle ehrgeizigen Pläne vernichtet.

Hans schrieb seinem Sohne einen heftigen Brief, in welchem er ihn mit Du anredete, was er unterlassen hatte, seitdem derselbe

1) Hujus mundi contentu ingressus est repente, multis admirantibus, monasterium. Cochlaeus I.

2) In vita semi-mortua. (M. Adami. V. Luth. p. 102).

Magister geworden war. Er entzog ihm seine Gunst, erklärte, er habe die Liebe des Vaters verloren. Vergebens suchten die Freunde, selbst die Frau, ihn zu besänftigen, vergebens sagten sie, wenn er Gott Etwas opfern wolle, so solle er seinen Sohn, seinen Isaak, als Liebstes darbringen, der unerbittliche Mansfelder wollte nichts davon hören.

Kurz nachdem (Luther erzählt es in einer am 20. Januar 1544 zu Wittenberg gehaltenen Predigt) brach die Pest aus und raubte Hans zwei Söhne. Dem tiefbetrübten Vater kam die Nachricht zu, der Erfurter Mönch sei auch gestorben. Bei dieser Gelegenheit suchte man ihm das väterliche Herz wieder zu gewinnen. „Wenn dem nicht so ist,“ sagten die Freunde, „so gebt eure Trauer auf und willigt darein, daß er Mönch sei.“ „Meinetwegen,“ erwiderte Hans mit gebrochenem und halb trogendem Herzen, „möge Gott ihm beistehen!“ Als der mit dem Vater versöhnte Luther diesem die Ursache des Eintritts in ein Kloster erzählte, erwiderte der ehrliche Bergmann: „Gott gebe, daß es nicht ein Betrug und teuflisch Gespenst sei.“¹⁾

Damals besaß Luther noch keine Anlagen zum Kirchenreformer, wie schon sein Eintritt in's Kloster beweist. Er huldigte noch der Tendenz der Zeit, aus welcher er die Kirche bald herausführen sollte. Der Lehrer der Welt ahmte noch knechtisch nach: ein neuer Stein war zu dem Bau des Aberglaubens beigetragen, und zwar von eben dem, welcher ihn stürzen sollte. Luther suchte das Heil in sich selbst, in menschlichen Uebungen und Gebräuchen; daß es ganz von Gott komme, war ihm unbekannt. Er wollte seine Gerechtigkeit und Ehre, nicht die des Herrn: doch erfuhr er bald das ihm noch Verborgene. Im Erfurter Kloster trat die gewaltige Veränderung ein, welche Gott und dessen Weisheit an die Stelle der Welt und ihrer Ueberlieferungen in sein Herz pflanzte und die mächtige Revolution vorbereitete, deren herrlichstes Werkzeug er wurde.

Martin Luther veränderte seinen Namen beim Eintritte in das Kloster und ließ sich Augustinus nennen. „Gibt es etwas Unsinnigeres und Lasterlicheres,“ sagte er später, „als seinen Tauf-

1) Luth Epp. II. p. 101.

namen aus Liebe zur Rutte aufzugeben! So schämen sich die Päpste ihres Taufnamens und zeigen, daß sie Ausreißer von Jesu Christo sind.“¹⁾

Die Mönche hatten ihn freudig empfangen. Es war eine große Genugthuung für ihre Eigenliebe, daß einer der geschätztesten Lehrer die Universität für einen Orden aufgab. Doch behandelten sie ihn hart und trugen ihm die schwersten Arbeiten auf. Man wollte den Doktor der Philosophie demüthigen und ihm zeigen, sein Wissen erhöhe ihn nicht über die Brüder, auch wollte man ihn von Studien abhalten, die dem Kloster nichts genützt haben würden. Der ehemalige Magister artium mußte Pförtner sein, die Thore öffnen und schließen, die Uhr aufziehen, die Kirche reinigen, die Gemächer auskehren.²⁾ Wenn dann der arme Mönch, Pförtner, Sakristan und Diener des Klosters, fertig war; hieß es: Cum sacco per civitatem, mit dem Sack durch die Stadt! Er ging mit dem Brodsack durch die Straßen von Erfurt, bettelte von Haus zu Haus, mußte wohl auch bei seinen Freunden oder Untergeordneten vortreten, aber er hielt es aus. Was er unternahm, hielt er leidenschaftlich fest und so war er mit ganzer Seele Mönch geworden. Wie konnte er seinen Körper schonen oder sein Fleisch berücksichtigen? So war die Demuth und Heiligkeit nicht zu erringen, die er in den Klostermauern aufgesucht hatte.

Der abgemüdete Mönch benutzte jeden Augenblick, den er von so niedrigen Beschäftigungen ermüßigen konnte, für die Wissenschaften. Er zog sich gern zurück, um sich den Lieblingsstudien hinzugeben, aber die Brüder entdeckten ihn bald, umringten ihn, schalteten ihn aus und entrißen ihm die Arbeit. „Was!“ sagten sie, „dem Kloster nützt man nicht durch Studien, sondern durch Betteln von Brod, Getreide, Eier, Fischen, Fleisch und Geld!“³⁾ Luther ergab sich, legte die Bücher fort, nahm den Sack; er bedauerte dieses Joch nicht, sondern wollte das gute Werk durchsetzen. Da entwickelte sich in ihm die unbeugsame

1) Ueber 1 Mos. 34, 3.

2) Loca immunda purgare coactus fuit. *M. Adami, Vita Luth.* p. 103.

3) *Selneccer, Orat. de Luth. Mathesius* S. 5.

Ausdauer, mit der er später alle einmal gefaßten Entschlüsse verfolgte. Der Widerstand gegen harte Anfechtungen kräftigte seinen Willen. Gott übte ihn in kleinen Dingen, damit er in den großen auszuharren vermöge. Er mußte auch die ganze Last des elenden Aberglaubens tragen, um seine Zeit von dieser Bedrückung zu befreien. Der Kelch sollte bis auf die Hefe geleert werden.

Diese harte Lehrzeit war nicht so lang, als Luther zu befürchten hatte. Der Prior des Convents entband auf Ansuchen der Universität, deren Mitglied Luther gewesen war, diesen von den ihm aufgetragenen niedrigen Beschäftigungen. Nun studirte der junge Mönch mit neuem Eifer. Die Werke der Kirchenväter, vornämlich des Augustinus, zogen seine Aufmerksamkeit auf sich. Dieses berühmten Lehrers Erklärung der Psalmen und die Schrift vom Buchstaben und vom Geiste waren seine Lieblingsbücher. Die Ansichten desselben über die Verderbniß des menschlichen Willens und über die göttliche Gnade ergriffen ihn mächtig. Er empfand aus eigener Erfahrung die Wirklichkeit dieser Verderbniß, die Nothwendigkeit dieser Gnade. Augustins Worte schlugen an sein Herz; hätte er einer andern Schule, als der Jesu Christi angehören können, so würde er sich dem Doktor von Hippo angeschlossen haben. Er wußte die Werke von Pierre d'Alilly und Gabriel Biel fast auswendig. Es fiel ihm auf, daß Ersterer behauptete, es wäre, wenn die Kirche nicht das Gegentheil lehrte, weit besser, daß man zugäbe, im heiligen Abendmähle würden wirklich Brod und Wein und kein bloßes Accidens genossen.

Auch studirte er eifrig die Theologen Occam und Gerson, die sich über die päpstliche Autorität sehr frei aussprachen. Damit verband er andere Uebungen: in öffentlichen Disputationen entwickelte er die verwickeltsten Schlüsse und zog sich aus Labyrinth, in denen andere keinen Ausweg finden konnten. Alle Zuhörer bewunderten ihn. Doch hatte er das Kloster nicht betreten, um den Ruhm eines großen Geistes zu gewinnen, er suchte nur Nahrung für die Frömmigkeit. Deshalb betrachtete er solche Arbeiten als Nebendinge. ¹⁾

1) Melanchthon, Vita Luth.

Ueber Alles liebte er, die Weisheit an der lautern Quelle des Wortes Gottes zu schöpfen. Er fand im Kloster eine an eine Kette gelegte Bibel und zu dieser angekettenen Bibel kehrte er oft zurück; obschon er das Wort kaum verstand, war es ihm doch sehr lieb geworden. Oft überdachte er einen ganzen Tag lang eine Stelle, oft lernte er Stücke aus den Propheten auswendig. Er wünschte, daß die Schriften der Apostel und Propheten dazu dienten, ihm den Willen Gottes zu erschließen, die Gottesfurcht zu vergrößern und den Glauben durch feste Zeugnisse des Wortes zu nähren.¹⁾

Damals scheint er das Studium der Schrift in den Ursprachen angefangen zu haben, so daß er zu seinem vollendetsten und nützlichsten Werke, zur Bibelübersetzung, den Grund legte. Ein eben erschienenenes hebräisches Wörterbuch von Reuchlin half ihm. Ein im Griechischen und Hebräischen wohlbewandelter Klosterbruder, mit dem er stets im besten Einverständnisse geblieben ist, Johann Lange, gab ihm wahrscheinlich die erste Anweisung.²⁾ Auch benutzte er die gelehrten Erklärungen des 1340 gestorbenen Nikolaus Lyra. Deshalb sagte der spätere Bischof von Naumburg, Pflugk, : „Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset.“ (Hätte Lyra nicht geleiert, hätte Luther nicht getanzt.)

Der junge Mönch studirte so fleißig und eifrig, daß er oft mehrere Wochen lang seine Horas nicht herbetete, doch erschreckte ihn bald der Gedanke, die Ordensregeln überschritten zu haben, dann schloß er sich ein, sein Versehen wieder gut zu machen. Er wiederholte gewissenhaft alle übergangenen Gebete, ohne an Speise und Trank zu denken. Einmal konnte er sieben Wochen lang nicht schlafen.

Luther ergab sich der ganzen Strenge des asketischen Lebens, um so im Kloster die gesuchte Heiligkeit zu erlangen. Er peinigete sein Fleisch durch Fasten, Abmagerung, Nachtwachen.³⁾

1) Et firmis testimoniis aleret timorem et fidem. (*Melanchth., Vita Luth.*.)

2) Geschichte der deutschen Bibelübersetzung.

3) Summa disciplinae severitate se ipse regit, et omnibus exercitiis lectionum, disputationum, jejuniorum, precum, omnes longe superat. (*Melanchthon, Vita Lutheri.*)

Seine Zelle war ein Gefängniß, in welchem er unaufhörlich gegen die bösen Gedanken und Neigungen seines Herzens ankämpfte. Oft nährte er sich von etwas Brod und einem Häringe. Er war von Natur überaus mäßig. Seine Freunde sahen ihn oft, selbst als er nicht mehr daran dachte, den Himmel durch Entsagung zu gewinnen, mit den schlechtesten Speisen zufrieden und vier Tage ohne Trank oder Speise.¹⁾ Ein glaubwürdiger Zeuge, Melanchthon, berichtet dieses und es erhellt daraus, welchen Werth man auf die Mährchen legen soll, die Unwissenheit und böser Wille über Luthers Unmäßigkeit verbreitet haben. Damals bot er Alles auf, um den Himmel zu erwerben. Nie hatte die römische Kirche einen frömmern Mönch besessen, nie ein Kloster aufrichtigeres, unermüdlicheres Schaffen für die ewige Glückseligkeit erblickt.²⁾ Als Luther später als Reformator sagte, der Himmel lasse sich nicht erkaufen, wußte er wohl, was er versichere. Er schrieb an Herzog Georg von Sachsen:³⁾ „Ich bin wirklich ein frommer Mönch gewesen und habe die Regeln meines Ordens auf's Strengste befolgt. Wenn ein Mönch durch seine Möncherei in den Himmel gekommen, so wär' ich es. Alle Geistlichen können mir das Zeugniß geben. Hätte das noch lange dauern müssen, so wäre ich durch Nachtwachen, Gebete und andere Arbeiten zu Tode gemartert worden.“

Wir nähern uns nun der Zeit, in welcher Luther ein neuer Mensch wurde und indem er die Unermeßlichkeit der göttlichen Liebe erkannte, begann er diese der Welt zu verkünden.

Luther fand in der Klosterstille und Mönchsvollkommenheit nicht den gesuchten Frieden. Er wollte Gewißheit seines Heils, das Hauptbedürfniß seiner Seele, ohne welches er keine Ruhe hatte. Die Besorgnisse, die er in der Welt gehabt, verfolgten ihn in seine Zelle, nahmen sogar zu; unter den stillen Gewölben des Klosters hallte der leiseste Schrei seines Herzens nur um so

1) *Erat enim natura valde modici cibus et potus: vidi continuis quatuor diebus, quum quidem recte valeret, prorsus nihil edentem aut hibentem. (Melanchthon, Vita Lutheri).*

2) *Strenue in studiis et exercitiis spiritualibus, militavit ibi Deo annis quatuor. (Cochlaeus, I.)*

3) *Lutheri Opp. XIX, 2299.*

lauter wieder. Gott hatte ihn dahin geführt, damit er sich selbst erkenne und an eigener Kraft zu verzweifeln anfinge. Sein vom Worte Gottes aufgeklärtes Gewissen sagte ihm, was heilig sei: aber er war von Schrecken ergriffen, da er weder im Herzen noch im Leben das Bild der Heiligkeit fand, welches er im Worte Gottes mit Bewunderung erblickte. Traurige Entdeckung eines jeden aufrichtigen Menschen! Keine Gerechtigkeit innen, keine außen; nichts als Unterlassung, Sünde, Makel Je feuriger Luthers Temperament, desto kräftiger in ihm der geheime, beständige Kampf der menschlichen Natur gegen das Gute, der ihn fast zur Verzweiflung trieb.

Die Mönche und Theologen seiner Zeit forderten ihn auf, zur Befriedigung der göttlichen Gerechtigkeit Werke zu thun. Aber welche Werke, dachte er, können aus einem Herzen, wie das meinige, herrühren? Wie kann ich mit von Grund aus befleckten Werken vor der Heiligkeit meines Richters bestehen? „Ich fand mich einen großen Sünder vor Gott,“ sagte er, „und ich meinte, er lasse sich durch meine Verdienste nicht versöhnen.“

Er war aufgeregt und düster und floh die leeren, groben Unterhaltungen der Mönche. Diese konnten den in seiner Seele aufsteigenden Sturm nicht fassen, betrachteten ihn mit Erstaunen,¹⁾ und warfen ihm seine finstere Miene und sein Stillschweigen vor. Eines Tages, erzählt Cochläus, als man in der Kapelle Messe las, war auch Luther mit seinen Seufzern hingekommen und befand sich traurig und beängstigt unter den Brüdern. Schon hatte der Priester geknieet, der Weihrauch war angezündet, das Gloria gesungen, das Evangelium wurde verlesen, als der arme Mönch seine Qual nicht mehr aushalten konnte und knieend mit fläglichem Tone ausrief: „Ich bin es nicht! Ich bin es nicht!“²⁾ Alle waren erstaunt, der Gottesdienst wurde einen Augenblick unterbrochen. Vielleicht meinte Luther einen Vorwurf zu hören, den er nicht verdiente, vielleicht erklärte er sich für unwürdig, denen anzugehören, welchen Christus das ewige Leben verliehen hat. Cochläus sagt, man habe das Evangelium von dem Stum-

1) Visus est fratribus non nihil singularitatis habere. *Cochlaeus I.*

2) Quam repente ceciderit, vociferans: „non sum, non sum!“ (*Ibid.*).

men verlesen, aus dem Jesus einen Teufel austrieb. Es ist möglich, daß Luthers Ausruf, wenn er wahr ist, auf diesen Vorfall sich bezieht, und daß er, stumm wie Jener, durch den Ausruf hat äußern wollen, daß sein Stillschweigen nicht aus einer Besessenheit entstanden sei. Cochläus berichtet wenigstens, die Mönche hätten ihres Bruders Mergsten zuweilen einem geheimen Umgange mit dem Teufel zugeschrieben, und dieser Schriftsteller ist derselben Ansicht. 1)

Luthers zartes Gewissen stellte ihm den mindesten Fehler als eine große Sünde vor. Kaum hatte er sie entdeckt, so suchte er sie durch die strengsten Kasteiungen zu büßen, und dabei erkannte er immer mehr die Eitelkeit aller menschlichen Heilmittel. „Ich habe mich bis auf den Tod gequält, um meinem beunruhigten Herzen, meinem geplagten Gewissen den Frieden mit Gott zu verschaffen, aber in schrecklicher Finsterniß habe ich nirgendwo Frieden gefunden.“

Die Uebungen der Mönchsheiligkeit, welche so manches Gewissen einschläferten und die Luther selbst in seiner Beängstigung nicht unterließ, erschienen ihm bald als unnütze Heilmittel einer empirischen, gauklerischen Religion. „Als ich noch Mönch war,“ sagte er, „fiel mich eine Versuchung an, und ich hielt mich für verloren. Dann ergriff ich tausend Mittel, die Stimme meines Herzens zu beruhigen. Ich beichtete täglich, aber es half mir zu nichts. In tiefer Trauer quälten mich alle meine Gedanken. Also bist du wieder neidisch, ungeduldig, erzürnt, sagte ich zu mir, und es nützt dir Elendem nichts, in den heiligen Orden eingetreten zu sein!“

Luther hatte, in den Vorurtheilen seiner Zeit erzogen, von Jugend auf diese Bußübungen, deren Ohnmacht er erkannte, als sichere Heilmittel für kranke Seelen betrachtet. Was war nun aus der in der Stille des Klosters gemachten seltsamen Entdeckung zu folgern? Man konnte also im Heiligthume wohnen und in sich sündiger Mensch bleiben. Ein andres Gewand, aber kein neues Herz war vorhanden. Seine Hoffnungen waren getäuscht. Was war nun zu thun? Alle diese Regeln und Gebräuche wären

1) Ex occulto aliquo cum daemone commercio. (Cochlaeus).

also nur Menschenwerk? Eine solche Voraussetzung schien ihm bald Eingebung des Teufels, bald unwiderstehliche Wahrheit. Luther kämpfte unausgesetzt zwischen der heiligen Stimme, die ihm zu Herzen sprach und den ehrwürdigen durch Jahrhunderte festgesetzten Institutionen. Der junge Mönch schleppte sich wie ein Gespenst durch die langen Gänge des Klosters, in denen seine Seufzer widerhallten. Sein Körper nahm ab, die Kräfte schwanden, oft lag er wie todt da.¹⁾

Einmal schloß er sich in tiefer Betrübniß ein und ließ mehrere Tage lang keinen Menschen zu. Ein Freund, Lucas Edemberger, war über den Mönch beängstigt, da er von dessen Seelenzustande eine Ahnung hatte, ging mit einigen Chorknaben an die Zelle und klopfte. Es kam keine Antwort, es wurde nicht geöffnet. Edemberger war noch erschrockener und sprengte die Thüre, Luther lag ohne Besinnung und ohne Lebenszeichen auf dem Boden. Vergebens suchte ihn der Freund zu erwecken, er lag unbeweglich. Nun begannen die Chorknaben ein melodisches Lied, ihre klare Stimme wirkte zauberisch auf den armen Mönch, dessen größter Genuß immer die Musik gewesen war, allmählich kam er wieder zu sich.²⁾ Aber wenn die Musik einige Erheiterung gewähren konnte, so bedurfte es doch zur wirklichen Heilung eines andern, kräftigeren Mittels, der sanften und feinen Stimme, welche die Gottes selbst ist. Er sah das wohl ein. Seine Schrecknisse führten ihn zu eifrigem Studium der Apostel und der Propheten.³⁾

1) Saepe eum cogitantem attentius de ira Dei aut de mirandis poenarum exemplis subito tanti terrores concutiebant, ut pene exanimaretur. (*Melanchthon, Vita Lutheri*).

2) *Seckendorf*, p. 53.

3) Hoc studium ut magis expeteret, illis suis doloribus et pavoribus movebatur. (*Melanchthon, Vita Lutheri*).

1) *Corpus domini* (Melanchthon, Vita Lutheri).

2) *Lutheri Opp.* V. 2102.

3) *Ibidem* (2).

4.

Fromme Männer in den Klöstern. — Staupitz. — Sein Besuch. — Unterhaltungen. — Die Gnade Christi. — Heue. — Die Wahl. — Die Vorsehung. — Die Bibel. — Der alte Mönch. — Die Vergebung der Sünden. — Weiße. — Das Mittagmahl. — Der Frohleichnamstag. — Ruf nach Wittenberg.

Ähnliche Kämpfe hatten schon andere Mönche vor Luther durchgesochten. Im Dunkel der Klostermauern lagen oft abscheuliche Laster verborgen, bei deren Bekanntwerdung jeder Redliche zurückgeschrocken wäre: oft bargen sich auch in ihnen christliche Tugenden, die sich still entwickelten und von den Augen der Welt bewundert worden wären. Die Eigner dieser Tugenden lebten nur mit sich und mit Gott, von ihrem bescheidenen Kloster unbeachtet, oder gar nicht erkannt: es war ein Leben in Gott. Diese demüthigen Einsiedler versielen auf die mystische Theologie, eine traurige Krankheit der edelsten Geister, einst bei den ersten Mönchen am Nil gepflegt und für die Gemüther verderblich.

War unterdessen ein Solcher zu hoher Stellung gelangt, so zeigte er Tugenden, deren heilsamer Einfluß lange und weithin merklich wurde. Das Licht stand auf dem Leuchter und erhellte das ganze Haus: manche erwachten bei diesem Lichte. So pflanzten sich diese frommen Seelen von einem Geschlechte zum andern fort, sie glänzten gleich einzelnen Fackeln selbst zu der Zeit, als die Klöster oft nur unreine Behälter dichterster Finsterniß waren.

So hatte sich in einem deutschen Kloster ein junger Mann, Johann Staupitz, aus einer adligen Familie des Meißner Landes hervorgethan: von Jugend auf mit der Wissenschaft befreundet und voll Liebe zur Tugend beschloß er sich zu solchem Behufe in die Zurückgezogenheit zu begeben. 1) Bald fand er den geringen Nutzen der Philosophie und des Naturstudiums in Betreff des ewigen Heils: er studirte also Theologie und bemühte sich, Wissenschaft mit Praxis zu verbinden. Man schmückt sich umsonst, sagt sein Biograph, mit dem schönen Namen eines Theologen, wenn man diesen nicht durch das Leben bewährt. 2) Das Stuz-

1) A teneris unguiculis, generoso animi impetu, ad virtutem et eruditam doctrinam contendit. (*Melch. Adam, Vita Staupitzii*).

2) Ibidem.

dium der Bibel und der Theologie des heiligen Augustinus, die Selbsterkenntniß, die Kämpfe, die er wie Luther gegen Listen und Gelüste seines Herzens durchzufechten hatte, führten ihn zum Erlöser. Er fand Seelenruhe im Glauben an Christum; die Lehre von der Gnadenwahl hatte ihn besonders ergriffen. Seine Zeitgenossen schätzten ihn wegen seines ehrenhaften Lebenswandels, seiner gründlichen Kenntnisse und seiner großen Beredtsamkeit, ein gefälliges Aeußere und würdiges Benehmen trugen dazu bei. 1) Der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, machte ihn zu seinem Freunde, beschäftigte ihn in verschiedenen Gesandtschaften und begründete unter seiner Leitung die Universität Wittenberg. Dieser Schüler Pauli und Augustins war der erste Dekan der theologischen Fakultät jener Hochschule, dessen Licht die Schulen und Kirchen so vieler Völker erhellen sollte. Er nahm für den Erzbischof von Salzburg am lateranensischen Concil Theil, wurde Ordensprovinzial in Thüringen und Sachsen, später Augustiner-Generalvikar für ganz Deutschland.

Staupitz beklagte die in der Kirche herrschende Sittenverderbniß und Lehrverfälschung. Es erhellt dieses aus seinen Schriften über die Liebe Gottes, über den christlichen Glauben, über die Aehnlichkeit mit dem Tode Christi und aus Luthers Zeugnissen, doch hielt er die Sittenverderbniß für das Schlimmste. Sein milder, unentschlossener Charakter, sein Wunsch, den ihm seiner Meinung nach angewiesenen Wirkungskreis nicht zu verlassen, machten ihn wohl zum Restaurator eines Klosters, nicht zum Reformator der Kirche. Er hätte gern ausgezeichnete Männer in die höheren Aemter gebracht, er fand sie nicht und nahm andere. „Man muß,“ sagte er, „mit den vorgefundenen Pferden pflügen und wenn keine Pferde vorrätzig sind, Ochsen nehmen.“ 2)

Luther war im Erfurter Kloster den Beängstigungen und inneren Kämpfen ausgesetzt, als man den Besuch des Generalvikars ankündigte. Staupitz kam, um seine gewöhnliche Inspektion abzuhalten. Friedrichs Freund, der Begründer der Wittenberger Hochschule und Haupt der Augustiner war gegen die seiner

1) Corporis forma atque statura conspicuus. (Cochlaeus 3).

2) Lutheri Opp. V., 2189.

Aufsicht unterworfenen Mönche wohlwollend. Ein Bruder zog bald seine Aufmerksamkeit auf sich: es war ein junger Mann von mittlerer Größe, durch Studium, Kasteiung und Nachtwachen so abgemagert, daß man die Knochen hätte zählen können. ¹⁾ Seine Augen, später denen eines Falken verglichen, waren ermattet, sein Schritt bedrückt, sein Blick verrieth eine vielfachen Kämpfen ausgesetzte, doch kräftige und zum Widerstande bereite Seele. Seine ganze Erscheinung hatte etwas Ernstes, Melancholisches und Feierliches. Staupitz, dessen Scharfsinn durch lange Erfahrung geweckt war, entdeckte bald den Zustand dieser Seele und zeichnete diesen jungen Bruder besonders aus. Er fühlte sich zu ihm hingezogen, ahnte dessen große Zukunft und empfand für den ihm untergeordneten Mönch eine väterliche Zuneigung. Auch er hatte wie Luther gekämpft, er konnte ihn verstehen, konnte ihm den Weg des Friedens zeigen. Seine Theilnahme wuchs, als er die Ursachen erfuhr, welche den jungen Augustinus in das Kloster gebracht hatten; der Prior wurde aufgefordert, diesen milder zu behandeln und er selbst suchte durch die ihm vermittelt seines Amtes gebotenen Gelegenheiten, das Zutrauen des jungen Mannes zu gewinnen. Er näherte sich ihm liebevoll, suchte in jeglicher Weise dessen Schüchternheit zu beseitigen, die durch Hochachtung und Furcht vor dem hochgestellten Manne noch zugenommen hatte.

Luthers durch harte Behandlung verschlossenes Herz öffnete, erweiterte sich vor den milden Strahlen der Liebe. „Wie der Schatten im Wasser ist gegen das Angesicht, also ist eines Menschen Herz gegen den andern.“ (Sprüche 27, 19). Staupitzens Herz sprach Luthers Herz an. Der Generalvikar verstand ihn, der Mönch fühlte ein Vertrauen zu diesem, wie bisher keinem andern gegenüber. Er enthüllte ihm die Ursache der Trauer, schilderte die ihn quälenden schrecklichen Gedanken, und so begannen im Erfurter Kloster Unterhaltungen voll Weisheit und Belehrung.

„Umsonst spreche ich meine Gelöbniße vor Gott,“ sagte der niedergeschlagene Luther zu Staupitz, „die Sünde überwältigt mich.“

1) P. Mosellani Epist.

„Lieber,“ erwiderte der Generalvikar, wobei er an sich selbst dachte, „tausendmal habe ich Gott zugeschworen, fromm zu leben und habe es nie gehalten. Ich schwöre es nicht mehr, denn ich kann es doch nicht ausführen. Will Gott um der Liebe Jesu Christi willen nicht gnädig gegen mich sein und mir keine glückliche Abreise gewähren, wann ich diese Welt verlasse, so kann ich mit allen meinen Gelübden und guten Werken nicht vor ihm bestehen. Dann muß ich untergehen.“¹⁾

Der junge Mönch erschrak bei dem Gedanken an die göttliche Gerechtigkeit: er setzte dem Generalvikar alle seine Besorgnisse auseinander. Die unaussprechliche Heiligkeit und höchste Majestät Gottes erschreckten ihn. Wer kann den Tag seiner Ankunft ertragen, wer bestehen, wann er erscheint?

Staupitz sprach weiter, er wußte, wo er den Frieden gefunden habe und lehrte ihn dem jungen Manne. „Weshalb,“ sagte er, „quälst du dich mit diesen Spekulationen und hohen Gedanken? Schau auf Christi Wunden, auf sein für dich vergossenes Blut, dann erscheint dir die Gnade des HErrn. Martre dich nicht für deine Fehler, wirf dich in die Arme des Erlösers. Vertraue auf ihn, auf die Gerechtigkeit seines Lebens, die Veröhnung in seinem Tode. Weiche nicht zurück, Gott zürnt nicht dir, du zürnest Gott. Horch auf den Sohn Gottes, er ist Mensch geworden, dir die Gewißheit seiner göttlichen Gunst zu geben. Er spricht: du bist mein Lamm, du vernimmst meine Stimme, Keiner entreißt dich meiner Hand.“²⁾

Aber Luther fand die ihm zum Heile nöthig scheinende Reue nicht in sich, er erwiderte wie alle bedrängte und furchtsame Seelen: „Wie kann ich an Gottes Gunst zu glauben wagen, so lange keine wahrhafte Bekehrung in mir vorgegangen ist? Ich muß mich ändern, auf daß er mich annehme.“

Sein ehrwürdiger Führer zeigte ihm nun, wie, so lange der Mensch Gott als strengen Richter fürchte, eine wahre Bekehrung nicht eintreten könne. Was ist nun, meinte Luther, den Gewissen zu sagen, denen man tausend unerträgliche Befehle vorschreibt, um den Himmel zu gewinnen?

1) *Lutheri Opp.* VIII., 2725.

2) *Ibid.* II. p. 264.

Nun vernahm er die Antwort des Generalvikars oder vielmehr nicht die eines Menschen, sie schien ihm eine Stimme vom Himmel: 1) „Es gibt keine wahre Reue,“ sagte dieser, „die nicht von der Liebe der Gerechtigkeit und Gottes anhebt. 2) Was Andere für Ende und Vollendung der Reue ansehen, ist nur ihr Anfang. Willst du das Gute lieben, so mußt du vor Allem Gott lieben. Willst du dich bekehren, so magere dich nicht ab und faste dich nicht. Liebe Den, der dich zuerst geliebt hat!“

Luther hörte aufmerksam an. Dieser Trost erfüllte ihn mit unbekannter Freude, gab ihm ein neues Licht. „Es ist Jesus Christus, dachte er bei sich, ja er selbst, der mich mit so milden und heilsamen Worten tröstet.“ 3)

Diese Worte drangen in das Herz des jungen Mönchs wie der scharfe Pfeil eines Mächtigen. 4) Man muß vor der Reue Gott lieben! Von diesem neuen Lichte erhellt vergleicht er die Schrift, sucht alle Stellen auf, wo von Reue und Bekehrung die Rede ist. Diese vorher so gefürchteten Worte sind ihm nun ein angenehmes Spiel, die lieblichste Unterhaltung, von allen Seiten eilen sie zu ihm, lächeln, springen um ihn, spielen mit ihm. 5)

„Früher, schrieb er, gab es in der Schrift kein bittereres Wort als Reue, obschon ich vor Gott den Zustand meines Herzens verbarg und ihm eine Liebe widmete, die nur Zwang und Schein war. Jetzt ist es mir das liebste und angenehmste Wort. 6) O wie lieb sind die Vorschriften Gottes, wenn man sie nicht allein in den Büchern, sondern auch in den Wunden des liebsten Heilands liest.“ 7)

1) Te velut e coelo sonantem accepimus. (Lutheri Epp. I. 115 an Staustiz vom 30. Mai 1518).

2) Poenitentia verò non est, nisi quae ab amore justitiae et Dei incipit. (Ibidem).

3) Memini inter jucundissimas et salutares fabulas tuas, quibus me solet Dominus Jesus mirifice consolari. (Ibidem).

4) Haesit hoc verbum tuum in me, sicut sagitta potentis acuta. (Ibid.).

5) Ecce jucundissimum ludum: verba undique mihi colludebant planeque huic sententiae arridebant et assultabant. (Ibid.)

6) Nunc nihil dulcius aut gratius mihi sonat quam poenitentia. (Ibid.)

7) Ita enim dulcescunt praecepta Dei, quando non in libris tantum sed in vulneribus dulcissimi salvatoris legenda intelligimus. (Ibid.).

Ob schon Luther durch Staupitzens Worte getröstet war, so fiel er doch zuweilen in die Niedergeschlagenheit zurück. Die Sünde wurde in seinem furchtsamen Gewissen wieder rege und auf die Freude des Heils folgte die alte Verzweiflung. „O meine Sünde! meine Sünde! meine Sünde!“ rief einmal der junge Mönch im Tone des tiefsten Schmerzes in Gegenwart des Generalvikars aus. — „Möchtest du nur ein gemalter Sünder sein,“ erwiderte dieser, „und nur einen gemalten Heiland haben?“ Dann fügte er ernst hinzu: „Jesus Christus ist der Heiland selbst für große, wirkliche Sünder, die voller Verdammniß würdig sind.“

Nicht allein die Sünde im Herzen beunruhigte Luther, auch seine Vernunft war aufgeregt. Die heiligen Vorschriften der Bibel erschreckten ihn, manche Lehre des göttlichen Buchs vermehrte seine Qual. Die Wahrheit, wodurch Gott vorzugsweise dem Menschen Frieden verleiht, muß ihm durchaus die verderbliche, falsche Sicherheit entreißen. Die Lehre von der Gnadenwahl verwirrte den jungen Mann und brachte ihn auf ein sehr verwickeltes Gebiet. Sollte der Mensch zuerst Gott, oder sollte Gott den Menschen erwählen? Die Bibel, die Geschichte, die tägliche Erfahrung, die Schriften Augustins hatten ihm gezeigt, daß man immer in allen Dingen auf den höchsten Willen, durch den Alles besteht, von dem Alles abhängt, als letztes Ende zurückgehen muß. Sein feuriger Geist strebte weiter. Er wäre gern in den geheimen Rath Gottes eingedrungen, hätte dessen Geheimnisse entschleiert, das Unsichtbare gesehen, das Unbegreifliche erfaßt. Staupitz hielt ihn ab. Er forderte ihn auf, den verborgenen Gott nicht aufzusuchen, sondern das in Christo offenbar Gewordene festzuhalten. „Sieh' auf Christi Wunden,“ sagte er, „dort strahlt dir hell der Rathschluß Gottes über die Menschen. Man kann Gott nicht außerhalb Jesu Christi begreifen. In Christo findet ihr, was ich bin und was ich verlange, hat der Herr gesagt. Ihr findet ihn nirgendwo sonst, nicht im Himmel, nicht auf Erden.“¹⁾

Der Generalvikar that noch mehr. Er erklärte ihm den väterlichen Plan der göttlichen Vorsehung, welche die Versuchungen

1) Luther, Opp. XXII. p. 489.

und verschiedenen Kämpfe, denen sein Gemüth ausgesetzt war, zugelassen hatte. Er zeigte sie ihm so, daß dessen Muth neu belebt wurde. Gott erzieht durch solche Prüfungen die Seelen, die er zu irgend einem wichtigen Werke bestimmt. Das Schiff muß probirt sein, ehe man es auf das weite Meer schickt. Jeder Mensch bedarf einer Erziehung; die, welche auf ein ganzes Geschlecht wirken sollen, ganz besonders. Staupitz stellte dieses dem Erfurter Mönche vor. „Nicht umsonst prüft dich Gott durch so viele Kämpfe,“ sagte er, „du wirst schon sehen, daß er dich in großen Dingen als seinen Diener gebrauchen wird.“

Luther hörte diese Worte mit Erstaunen und Demuth; er faßte Muth und fand nicht geahnte Kraft in sich. Die Weisheit und Klugheit eines erfahrenen Mannes machten ihn mit sich selbst bekannt. Staupitz ging noch weiter. Er gab ihm die besten Vorschriften für seine Studien, ermahnte ihn, von nun an seine ganze Theologie in der Bibel zu suchen und die Schulsysteme bei Seite zu lassen. Das Studium der Schrift, sagte er zu ihm, möge deine Lieblingsbeschäftigung sein. Niemals wurde ein guter Rath besser befolgt. Am meisten jedoch freute sich Luther, daß Staupitz ihm eine Bibel schenkte. Endlich besaß er den Schatz, den er bisher nur in der Universitätsbibliothek, an der Kette des Klosters, oder in der Zelle eines Freundes gefunden hatte. Von da an studirte er die Schrift, besonders die paulinischen Briefe mit steigendem Eifer. Außerdem las er auch noch den Augustinus. Das Gelesene prägte sich ihm fest ein: die Kämpfe des Herzens hatten dieses für das Verständniß des Worts empfänglich gemacht, der Boden war tief durchpflügt, der unverderbliche Same drang sicher ein. Als Staupitz Erfurt verließ, war für Luther ein neuer Tag angebrochen.

Doch war das Werk noch nicht vollbracht. Der Generalvikar hatte es vorbereitet, ein niedrigeres Werkzeug sollte es nach Gottes Willen vollziehen. Das Gewissen des Mönchs hatte noch keine Ruhe gefunden: sein Körper unterlag der Anspannung der Seele. Eine Krankheit brachte ihn an den Rand des Grabes. Es war im zweiten Jahre seines Klosterlebens. Alle Beängstigungen und Schrecken erwachten bei dem Herannahen des Todes. Als er von Verzweiflung niedergedrückt war, trat ein alter Mönch

in seine Zelle und tröstete ihn. Luther schüttete ihm sein Herz aus und entdeckte ihm alle Besorgnisse. Der ehrwürdige Greis konnte nicht wie Staupitz die Seele in allen ihren Zweifeln begleiten, aber er wußte sein Credo und hatte darin Trost gefunden: dasselbe Heilmittel verschrieb er dem jungen Klosterbruder: Er führte ihn auf das apostolische Symbolum zurück, das Luther in früher Kindheit auf der Mansfelder Schule gelernt hatte und wiederholte ihm gutmüthig das Wort: Ich glaube an die Vergebung der Sünden. Diese einfachen, vom frommen Bruder in diesem entscheidenden Augenblicke herzlich hergesagten Worte trösteten Luther gar sehr. Ich glaube, wiederholte er auf seinem Schmerzensbette, ich glaube an die Vergebung der Sünden. — „Man soll aber nicht glauben,“ sagte der Mönch, „daß die Sünden dem David oder Petrus vergeben sind, das glauben die Teufel. Das Gebot Gottes fordert den Glauben, daß sie uns vergeben sind.“¹⁾ Wie erfreulich war dieses Gebot für den armen Luther! Denn so spricht der heilige Bernhard in seiner Rede über die Verkündigung: „das Zeugniß, welches der heilige Geist in dein Herz legt, ist: deine Sünden sind dir vergeben.“

Da wurde es hell im Herzen des Erfurter Mönchs, das Wort der Gnade war ausgesprochen, er glaubte daran. Er entsagte der Erwerbung des Heils, gab sich vertrauensvoll der Gnade Gottes in Christo hin. Die Folgen des angenommenen Prinzips faßte er noch nicht. Noch hing er aufrichtig an der Kirche, deren er nicht mehr bedurfte, denn er hatte das Heil von Gott unmittelbar, der römische Katholizismus war demnach in ihm vernichtet. Er ging vorwärts, suchte in den Schriften der Apostel und Propheten Alles auf, was die im Herzen belebte Hoffnung stärken konnte. Täglich rief er um göttlichen Beistand an, täglich nahm das innere Licht zu.

Sein hergestellter Geist gab dem Körper die Gesundheit wieder, bald erhob er sich vom Krankenlager und hatte so ein zweifach neues Leben gewonnen. Das Weihnachtsfest rückte heran und er genoß alle Tröstungen des Glaubens in Fülle. Er nahm

1) Davidi aut Petro . . . sed mandatum Dei esse, ut singuli homines nobis remitti peccata credamus. (*Melanchthon, Vita Luth.*).

mit sanfter Rührung an diesen Festlichkeiten Theil, und als er in der Feier dieses Tages singen mußte: o beata culpa, quae talem meruisti redemptorem, ¹⁾ sagte sein ganzes Wesen Amen und zitterte vor Freude.

Zwei Jahre war Luther im Kloster, er sollte die Priesterweihe erhalten. Er hatte viel empfangen und sah freudig darauf hin, daß er im Priesterstande das umsonst Erhaltene umsonst spenden könne. Er wollte diese Ceremonie benützen, um sich mit seinem Vater ganz auszusöhnen, lud ihn zur Theilnahme und zur Feststellung des Tages ein. Hans Luther war zwar noch nicht ganz zufrieden, doch nahm er die Einladung an und bestimmte den Sonntag, den 2. Mai 1507.

Unter Luthers Freunden befand sich auch der Vikar zu Eisenach, Johann Braun, der ihm dort ein treuer Rathgeber gewesen war. Luther schrieb am 22. April an ihn, es ist der älteste Brief des Reformators, und trägt die Aufschrift: an Johann Braun, heiligen und ehrwürdigen Priester Christi und Mariä. Nur in den beiden ersten Briefen Luthers findet sich der Name Maria.

„Der Gott, der in allen seinen Werken herrlich und heilig ist,“ sagt der Candidat der Priesterwürde, „hat mich unglücklichen und in alle Wege unwürdigen Sünder mächtig erhöht und mich in seiner alleinigen, gütigen Barmherzigkeit zu seinem erhabenen Dienste berufen: so soll ich denn, um für eine so göttliche und herrliche Güte, so weit der Staub es vermag, mich dankbar zu erweisen, das mir anvertraute Amt von ganzem Herzen ausfüllen. Deshalb, lieber Vater, Herr und Bruder, bitte ich dich, wenn deine Zeit und geistliche wie weltliche Beschäftigungen es erlauben, mir mit deiner Anwesenheit und deinem Gebete beizustehen, damit mein Opfer vor Gott angenehm sei.“

„Aber du mußt auch geradezu in unser Kloster kommen und einige Zeit bei uns verweilen, nicht anderswo ein Unterkommen suchen. Du mußt unsre Zellen bewohnen.“

Endlich brach der Tag an. Der Mansfelder Bergmann fehlte nicht bei der Weihe seines Sohnes. Er gab ihm einen

1) O selige Schuld, die uns solchen Erlöser verschafft hat! (Matheus, E. 5).

unzweifelhaften Beweis seiner Zuneigung und Großmuth, indem er ihm zwanzig Gulden dazu schenkte.

Die Feier fand Statt, Hieronymus, Bischof von Brandenburg, vollzog sie. Als er ihm die Macht verlieh, die Messe zu lesen, gab er ihm den Kelch in die Hand und sprach die feierlichen Worte: „Accipe potestatem sacrificandi pro vivis et mortuis.“ (Nimm hin die Macht, für die Lebenden und Todten zu opfern). Luther hörte damals die Worte, welche ihm das Werk des Sohnes Gottes zu verrichten gestatteten, ruhig an, später erschrak er darüber. „Wenn die Erde uns beide nicht verschlungen hat,“ schrieb er, „so war es unrecht und nur Geduld und Langmuth des HErrn.“¹⁾

Der Vater speiste dann im Kloster mit seinem Sohne, den Freunden des jungen Priesters und den Mönchen. Die Unterhaltung fiel auf Martins Eintritt in das Kloster. Die Brüder rühmten diesen als ein höchst verdienstliches Werk. Da kehrte sich der unbeugsame Hans zu seinem Sohne und sagte: „Ei, hast du nicht auch gehört, daß man Eltern soll gehorsam sein?“²⁾ Luther war von diesen Worten betroffen, sie stellten ihm sein Verfahren beim Eintritte in's Kloster in ganz anderem Lichte vor und klangen noch lange in seinem Herzen nach.

Luther machte auf Staupitzens Rath kurz nach seiner Weihe kleine Fußreisen zu den benachbarten Pfarren und Klöstern, um sich zu zerstreuen, dem Körper die nöthige Bewegung zu verschaffen und sich an das Predigen zu gewöhnen.

Das Frohleichnamtsfest sollte in Eisleben glänzend gehalten werden, der Generalvikar wollte zugegen sein. Luther begab sich dorthin, er bedurfte noch Staupitzens, und suchte jede Gelegenheit, den erfahrenen Führer zu sprechen, der seine Seele auf den Weg der Wahrheit leitete. Die Prozession war sehr besucht und prächtig: Staupitz selbst trug das heilige Sakrament, Luther folgte ihm in seiner Priesterkleidung. Der Gedanke, daß der Generalvikar Jesum Christum selbst trage, daß der HErr persönlich vor ihm da sei, ergriff auf einmal Luthers Einbildungs-

1) Luther, Opp. XVI. p. 1144.

2) Luther, Epp. II, 101.

kraft und erfüllte ihn mit solchem Schrecken, daß er kaum gehen konnte, der Schweiß floß tropfenweise von ihm herab, er wankte und meinte vor Angst und Schrecken sterben zu müssen. Endlich war die Prozession zu Ende. Das Sakrament, welches alle Beängstigungen des Mönchs wieder angeregt hatte, wurde feierlich in das Heiligthum zurückgebracht und Luther, allein mit Staupitz, warf sich diesem in die Arme und bekannte ihm seinen Schrecken. Der gute Generalvikar, welcher den guten Heiland, der das halbgespaltene Rohr nicht zerbricht, seit lange kannte, sagte ihm mild: „Es ist nicht Christus, denn Christus schreckt nicht, sondern tröstet nur.“¹⁾

Luther konnte nicht lange in einem dunklen Kloster verborgen bleiben. Er mußte auf einen größeren Schauplatz treten. Staupitz, mit dem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, entdeckte in diesem Mönche einen allzu thätigen Geist, als daß dieser in so engem Kreise hätte bleiben dürfen. Er sprach mit dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen über ihn. Dieser aufgeklärte Fürst berief 1508, wahrscheinlich zu Ende des Jahres, Luthern als Professor an die Universität Wittenberg. In Wittenberg sollten schwere Kämpfe ausgefochten werden. Das war Luthers Beruf. Man forderte ihn auf, sich auf seinen neuen Posten bald zu begeben. Er war unverzüglich bereit, und hatte in der Eile der Umsiedelung nicht einmal Zeit, seinem Lehrer und vielgeliebten Vater, wie er ihn nannte, dem Vikar zu Eisenach, Johann Braun, zu schreiben. Er holte dieses einige Monate später nach. „Ich bin so schnell abgereist,“ schrieb er, „daß es denen, mit denen ich gelebt habe, beinahe unbekannt geblieben ist. Ich bin ferne von dir, aber der bessere Theil meines Selbst ist bei dir geblieben.“²⁾ Luther war drei Jahre im Erfurter Kloster gewesen.

1) *Lutheri Opp.* XXII. p. 513 und 721.

2) *Luther, Epp.* I., 5. vom 17. März 1509.

5.

Erster Unterricht. — Biblische Vorlesungen. — Aufsehen. — Predigten in Wittenberg. — Die alte Kapelle. — Eindruck.

In Wittenberg begab er sich in das Augustinerkloster, wo ihm eine Zelle angewiesen war, denn als Professor blieb er doch noch Mönch. Er sollte Physik und Dialektik lehren. Man hatte ihm dieses Amt mit Rücksicht auf seine philosophischen Studien in Erfurt und auf den Grad eines magister artium übertragen. So sah sich Luther, der sich nach dem Worte Gottes sehnte, genöthigt, fast nur Philosophie nach Aristoteles zu studiren. Er bedurfte des Lebensbrods, welches Gott der Welt gibt, und sollte sich mit menschlichen Spitzfindigkeiten beschäftigen. Welch' ein Zwang, und wie sehr seufzte er nicht darüber! „Es geht mir Gott sei Dank wohl,“ schrieb er an Johann Braun, „nur daß ich mit aller Macht Philosophie studiren muß. Ich hätte gern gleich bei meinem Eintreffen in Wittenberg anstatt dessen Theologie getrieben, aber (fügte er hinzu, damit man nicht meine, es handle sich um die Theologie jener Zeit) einer solchen, welche den Kern der Nuß, die Aehre des Getreides, das Mark der Knochen erforscht. ¹⁾ Wie dem nun sei, Gott ist Gott,“ fährt er mit dem Vertrauen fort, das ihn sein Lebenlang erquickte, „der Mensch irrt fast immer in seinen Ansichten, dieser aber ist unser Gott, er führt uns gütig bis zu den Jahrhunderten der Jahrhunderte.“ Luther machte Arbeiten, die ihm später für den Kampf gegen die scholastischen Irrthümer sehr nützten.

Er konnte dabei nicht stehen bleiben, sein Herzenswunsch mußte in Erfüllung gehen. Die Macht, welche ihn einige Jahre früher von der Jurisprudenz zum kirchlichen Leben getrieben, führte ihn jetzt von der Philosophie zur Bibel. Er studirte eifrig die alten Sprachen, vorzüglich Hebräisch und Griechisch, um aus den Quellen selbst die Wissenschaft und die Lehre zu schöpfen. Er war sein ganzes Leben lang ein unermüdlicher Arbeiter. ²⁾

1) Theologia quae nucleum nucis et medullam tritici et medullam ossium scrutatur. (Luther, Epp. I., 6).

2) In studiis literarum corpore ac mente indefessus. (Pallavicini, Hist. Concil. Trident. I, 16).

Einige Monate nach seiner Ankunft auf der Universität hielt er um das Baccalaureat der Theologie an, er erhielt es Ende März 1509 mit dem besondern Verufe für die biblische Theologie, ad biblia.

Täglich sollte Luther um 1 Uhr Mittags über die Bibel vorlesen, eine für Lehrer und Schüler köstliche Stunde, welche sie immer tiefer in den göttlichen Sinn der für Volk und Schule lange verlorenen Offenbarung hineinführte.

Er las zuerst über die Psalmen, dann über den Römerbrief. Bei der Erforschung dieses Briefs drang das Licht der Wahrheit in sein Herz. In seiner stillen Zelle widmete er, die paulinische Epistel vor sich, viele Stunden der Prüfung der heiligen Schrift. Als er zum 17ten Verse des ersten Kapitels kam, las er die Stelle des Propheten Habakuk (2, 4.) „der Gerechte lebt seines Glaubens.“ Diese Lehre ergriff ihn. Für den Gerechten gab es also ein anderes Leben als für die übrigen Menschen, und der Glauben verleiht es. Dieses Wort nahm er in sein Herz auf, als ob Gott es darin niederlegte; es enthüllte ihm das Geheimniß des christlichen Lebens und vermehrte es in ihm. Inmitten seiner zahlreichen Arbeiten meinte er noch oft das Wort zu hören, daß der Gerechte seines Glaubens lebt. ¹⁾

Die so vorbereiteten Vorlesungen Luthers waren für die damalige Zeit ganz neu. Es sprach kein beredter Rhetor, kein pedantischer Scholastiker, sondern ein Christ, der die Macht der geoffenbarten Wahrheiten erprobt hatte, der sie aus der Bibel, aus dem Schatze seines Herzens gab und sie lebensvoll seinen erstaunten Zuhörern bot. Es war kein menschlicher Unterricht, sondern eine Belehrung von Gott.

Diese neue Erklärung der Wahrheit erregte Aufsehen, weithin drang ihr Ruf und zog viele fremde Studenten nach der jüngst begründeten Universität. Selbst Professoren wohnten den Vorlesungen bei, unter ihnen der berühmte Martin Pollich von Mellerstadt, Doktor der Medizin, der Rechte und der Philosophie, der mit Staupitz die Universität eingerichtet hatte und ihr erster Rektor gewesen war. Mellerstadt, oft das Licht der Welt ge-

1) Seckendorf, p. 55.

nannt, setzte sich bescheidenlich unter die Zuhörer des neuen Professors. „Dieser Mönch,“ sagte er, „wird alle Doktoren verwirren, eine neue Lehre einführen und die Kirche reformiren, denn er gründet sich auf das Wort Christi und kein Mensch kann dieses Wort bekämpfen oder umstürzen, selbst wenn er es mit den Waffen der Philosophie der Sophisten, Scotisten, Albertisten, Thomisten angriffe.“¹⁾

Staupitz, welcher die in Luther verborgenen Gaben und Schätze nach Gottes Willen entwickeln sollte, forderte diesen auf in der Augustinerkirche zu predigen. Der junge Professor wollte sich auf das Lehramt beschränken und hatte Angst vor der Kanzel. Staupitz bat ihn vergebens: „nein,“ erwiderte er, „es ist nichts Kleines an Gottes Statt zu den Menschen zu reden.“²⁾ Rührende Demuth dieses großen Kirchenreformators! Staupitz bestand darauf. Aber der geistreiche Luther fand (wie einer seiner Biographen berichtet) fünfzehn Gründe, Vorwände und Ausflüchte, diesen Beruf abzulehnen. Endlich als das Haupt der Augustiner noch ferner einsprach, erwiderte Luther: „Ihr raubt mir das Leben, Herr Doktor; ich könnte es so kein Vierteljahr aushalten.“ — „Nun denn,“ antwortete der Generalsvikar, „im Namen Gottes! Der Herr bedarf der geschickten und ergebenen Männer auch dort oben!“ Da mußte Luther nachgeben.

Mitten in Wittenberg stand auf dem Markte eine alte hölzerne Kapelle, dreißig Fuß lang, zwanzig breit, deren von allen Seiten gestützte Wände fast einfielen. Eine breitere, drei Fuß hohe Kanzel war für den Prediger. In dieser elenden Kapelle begann die Predigt der Reform. Gott wollte durch sehr demüthigen Anfang seinen Ruhm wieder herstellen. Zur Augustinerkirche war erst der Grundstein gelegt, und bis zu ihrem Ausbau bediente man sich des morschen Gebäudes. „Dieses Gebäude kann der Krippe, in welcher Christus geboren worden, verglichen werden,“ wie ein Zeitgenosse, der dieses berichtet, sagt.³⁾ „In so elender Hütte hat Gott gleichsam zum zweiten Mal seinen vielgeliebten Sohn in die Welt geschickt. Die Welt ist voll von

1) *Melch. Adam. vita Lutheri* p. 104.

2) *Fabricius, centifol. Lutheri* p. 33. *Mathesius* p. 6.

3) *Myconius*.

Kathedralen und Pfarrkirchen, keine derselben hat Gott für die herrliche Predigt des ewigen Lebens erkoren."

Luther predigte, alles an ihm machte Eindruck. Seine ausdrucksvolle Gestalt, sein edles Aeußere, seine reine, wohlklingende Stimme fesselte die Zuhörer. Vor ihm hatten die meisten Prediger die Gemeinde mehr zu unterhalten als zu bekehren gesucht. Der große Ernst in Luthers Predigten, die Freude des Herzens durch die Kenntniß des Evangelii, gaben seiner Beredsamkeit eine Gewalt, ein Feuer, und eine Salbung, wie seine Vorgänger nicht gehabt hatten. „Luther, mit lebhaftem Geiste begabt“ (sagt einer seiner Gegner¹), „besaß ein glückliches Gedächtniß, bewegte sich gewandt im Gebrauche seiner Muttersprache und gab keinem an Beredsamkeit nach. Er sprach von der Kanzel als ob eine mächtige Leidenschaft ihn bewegte, paßte den Vortrag seinen Worten an, ergriff die Gemüther der Zuhörer in erstaunlicher Weise und riß sie wie ein Strom mit sich fort. Bei den nordischen Völkern findet sich selten solche Kraft, Anmuth und Beredsamkeit.“ „Er besaß,“ sagt Bossuet²), „eine lebhaft und ungestüme Beredsamkeit, welche die Völker hinriß und entzückte.“

Bald war die Kapelle für die in Menge hinzuströmenden Zuhörer zu klein. Der Wittenberger Rath wählte Luthern zum Prediger und dieser predigte in der Stadtkirche. Die Kraft seines Geistes, die Beredsamkeit seiner Sprache, die Trefflichkeit seiner Lehren setzte die Zuhörer in Erstaunen. Weithin drang sein Ruf, Friedrich der Weise kam selbst einmal nach Wittenberg um ihn zu hören.

Ein neues Leben war für Luther angebrochen. Auf das müßige Kloster war ein thätiges Leben gefolgt. Er konnte in Wittenberg frei arbeiten, beständig wirken und so gewann er den innern Frieden. Da war er an seinem Plaze, bald sollte das Wort Gottes majestätisch voranschreiten.

1) Florimund Raymund hist. Haeres. c. 5.

2) Hist. des variat. Buch I.

6.

Reise nach Rom. — Ein Kloster am Po. — Erinnerungen in Rom. — Abergläubige Andacht. — Entweichungen des Klerus. — Unterhaltungen. — Unordnungen in Rom. — Biblische Studien. — Einfluß auf den Glauben. — Einfluß auf die Reformation. — Die Pforte des Paradieses. — Bekenntniß.

Luther lehrte im Hörsaale und in der Kirche, als seine Thätigkeit unterbrochen wurde. Man schickte ihn 1510 (Andere meinen 1511 oder 1512) nach Rom. Sieben Klöster seines Ordens waren in verschiedenen Punkten anderer Ansicht als der Generalsvikar. 1) Luther wurde wegen seines lebhaften Geistes, seiner Beredtsamkeit und Geschicklichkeit in der Debatte zum Agenten der sieben Klöster beim Papste gewählt. 2). Er bedurfte dieser göttlichen Schickung: er mußte Rom kennen lernen. Voll der Vorurtheile und Täuschungen des Klosters hatte er es sich als den Sitz der Heiligkeit vorgestellt.

Er reiste und kam über die Alpen. Kaum war er in die Ebenen des reichen und wollüstigen Italiens gelangt, als er überall auf Gegenstände des Erstaunens und der Aergerniß stieß. Der arme deutsche Mönch wurde in einem reichen Benediktinerkloster am Po in der Lombardei aufgenommen. Dieses Kloster hatte 36,000 Dukaten Rente, 12,000 waren für den Tisch, eben so viel für die Gebäude und der Ueberrest für die übrigen Bedürfnisse der Mönche. 3) Die reichen Gemächer, die schönen Gewänder, die köstlichen Speisen setzten Luther in Erstaunen, der demüthige Bruder des armen Wittenberger Klosters war vom Marmor, von der Seide, von dem Luxus aller Art überrascht. Er staunte und schwieg, allein am Freitage waren sogar Fleischspeisen in Menge auf der Tafel der Benediktiner. Da brach er das Schweigen. „Die Kirche und der Papst verbieten das,“ sagte er. Die Benediktiner nahmen den Vorwurf des groben Deutschen unwillig auf. Aber als Luther darauf bestand und ihnen vielleicht drohte, ihre Unordnung bekannt zu machen, meinten einige, es sei das beste, sich ihn vom Halse zu schaffen. Der

1) Quod septem conventus a vicario in quibusdam dissentirent. *Cochlaeus* 2.

2) Quod esse acer ingenio et ad contradicendum audax et vehemens. (*Ibid.*)

3) *Luth. opp.* XXII. p. 1468.

Pförtner warnte ihn, er könne nicht mehr sicher da bleiben. So floh er denn das epikuräische Kloster und ging nach Bologna, wo er gefährlich erkrankte.¹⁾ Man hat darin die Folge einer Vergiftung sehen wollen, allein es ist wahrscheinlicher, daß der mäßige Wittenberger Mönch, der sich mit Brod und Häringen zu sättigen pflegte, von der veränderten Lebensweise angegriffen war. Diese Krankheit brachte ihm nicht den Tod, aber gereichte zu Gottes Ehre. Traurigkeit und Niedergeschlagenheit bemächtigten sich seiner: sollte er fern von Deutschland unter dem glühenden Himmel in fremdem Lande sterben? Seine Erfurter Besängstigung erwachte auf's neue, sein Sündenbewußtsein betrückte ihn, die Aussicht auf das Gericht Gottes erschreckte ihn, aber als die Angst auf das Höchste gestiegen war, trat das Wort Pauli, das ihn schon in Wittenberg ergriffen hatte: „der Gerechte wird seines Glaubens leben“ (Röm. 1, 17), so lebhaft vor seinen Geist, daß es ihn wie ein Strahl vom Himmel erhellte. Er war getröstet, genas bald und setzte die Reise nach Rom fort, wo er das Leben der lombardischen Klöster nicht wieder zu finden hoffte, und durch den Anblick der römischen Herrlichkeit den üblen Eindruck seines Aufenthalts am Po verwischen wollte.

Endlich nahte er sich nach einer mühseligen Reise zu Anfang des Sommers unter dem brennenden italienischen Himmel der Siebenhügelstadt. Sein Herz war gerührt, seine Augen suchten die Königin der Welt und der Kirche. Als er die ewige Stadt, die Stadt Petri und Pauli, die Metropolis der Christenheit von ferne erblickte, warf er sich nieder und sprach: „Heiliges Rom, ich grüße dich!“

Luther ist in Rom, der Wittenberger Professor betritt die beredten Trümmer des Roms der Consuln und der Kaiser, des Roms der Bekenner Jesu Christi und der Martyrer. Da haben der Plautus und der Virgil gelebt, deren Werke er in das Kloster mitgenommen, und alle die großen Männer, bei deren Geschichte so oft sein Herz geklopft hat. Er findet ihre Bildsäulen, den Schutt der Denkmäler, welche ihren Ruhm bezeugen. Aber all dieser Glanz, alle diese Macht ist vorüber, er tritt ihren Staub

1) Matth. Dresser, hist. Lutheri.

mit Füßen. Ueberall denkt er an die traurige Ahnung Scipios, der bei dem Anblick der zerstörten Carthago, der eingäscherten Paläste und Denkmäler ausrief: „Auch Rom wird es so ergehen!“ „Und wahrlich,“ schreibt Luther, „das Rom der Scipionen und Cäsaren ist ein Leichnam geworden. Es ist so viel Schutt da, daß die Grundlagen der Häuser auf ehemaligen Dächern stehen. Das ist (fügte er mit melancholischem Rückblick auf diese Trümmer hinzu) aus den Reichthümern und Schätzen der Welt geworden!“¹⁾ Alle diese Ruinen, an welche Luthers Fuß stieß, sagten ihm in Rom selbst, was vor den Augen der Menschen stark sei, werde vom Odem des Herrn leicht zerstört.

Aber unter die profane mischt sich auch heilige Asche, er vergiftet es nicht. Die Begräbnißstätte der Martyrer ist nicht fern von derjenigen der römischen Feldherren und Triumphatoren. Das christliche Rom mit seinem Leide wirkt mehr auf das Herz des sächsischen Mönchs als das heidnische mit seinem Ruhme. Hier traf der Brief ein, in welchem Paulus schrieb: der Gerechte ist durch den Glauben gerechtfertigt, — nicht weit vom Markte des Appian und den drei Tabernen. Dort war das Haus des Marc'ellus, da der Palast des Cäsar, wo der Herr den Apostel aus dem Löwenrachen befreite. O wie sehr stärkten diese Erinnerungen den Wittenberger Mönch!

Rom bot damals einen ganz andern Anblick. Der kriegerrische Julius II. saß auf dem päpstlichen Throne, nicht wie aus Unachtsamkeit einige ausgezeichnete deutsche Geschichtschreiber sagen, Leo X. Luther hat eine Geschichte von diesem Papste oft erzählt. Als dieser die Nachricht erhielt, sein Heer sei von den Franzosen bei Ravenna geschlagen, war er gerade im Beten begriffen; er warf sein Buch nieder und fluchte fürchterlich: „So bist du ein Franzose geworden,“ sagte er, „warum schüttest du nicht deine Kirche?“ Dann kehrte er sich gegen das Land, von wo er Beistand hoffte und sprach: „Heiliger Schweizer, bete für uns!“²⁾ In dieser bedauernswürdigen Stadt herrschten nur Unwissenheit, Leichtsin, Ausgelassenheit, profane Gesinnung,

1) Luth. opp. XXII, p. 2374 u. 2377.

2) Sancte Swizere ora pro nobis! L. opp. XXII. p. 1314 u. 1332.

Verachtung alles Heiligen, schimpflicher Handel mit den göttlichen Dingen. Doch währten die Täuschungen des frommen Mönchs noch eine Weile.

Da er zum Johannisstage angekommen war, hörte er von den Römern eine dort verbreitete Redensart: „Gefegnet die Mutter, deren Sohn am Johannisstage eine Messe liest!“ — Wie gern machte ich meine Mutter glücklich! dachte Luther, aber es schlug dem frommen Sohn Gretens fehl, der Andrang war zu groß.¹⁾

Er besuchte inbrünstig und demüthig alle Kirchen und Kapellen, glaubte alle dort erzählten Lügen, machte alle verlangten Uebungen andächtig mit, und freute sich, so viele fromme Werke zu verrichten, was seine Landsleute entbehren mußten. „Wie schmerzt es mich,“ dachte der fromme Deutsche, „daß meine Eltern noch leben. Ich möchte sie so gerne durch meine Messen, Gebete und andere herrliche Werke vom Fegefeuer erlösen!“²⁾ Er hatte das Licht gefunden, aber die Finsterniß war noch nicht ganz verscheucht. Sein Herz war bekehrt, sein Geist noch nicht aufgeklärt, er hatte den Glauben und die Liebe, aber nicht das Wissen. Es war nicht leicht, die so viele Jahrhunderte auf der Welt lagernde tiefe Nacht zu verlassen.

Luther las in Rom einigemal Messe. Er that es mit der einer solchen Handlung angemessenen Salbung und Würde. Aber wie trauerte das Herz des sächsischen Mönchs, als er bei der Feier des Altarsakraments den elenden profanen Mechanismus der römischen Priester erblickte. Diese lachten über seine Einfalt. Eines Tages hatte man an einem Altar schon sieben Messen gelesen, ehe er an einem andern in der Nähe mit einer zu Stande gekommen war. „Voran, voran,“ sagte ein Priester, „schicke den Sohn schnell zu unsrer lieben Frauen zurück;“ mit gottloser Auspielung auf die Transsubstantiation des Brodes in Leib und Blut Jesu Christi. Ein andermal war Luther noch am Evangelium als der Priester neben ihm schon die Messe gelesen hatte. „Passa, passa,“ sagte dieser, „rasch, sei doch endlich fertig!“³⁾

1) Luth. opp. Widmung des 117. Psalms. Bd. VI. L. g.

2) Ibid.

3) Luth. opp. XIX. Von der Winkelmesse. Matthaeus 6.

Sein Erstaunen wuchs, als er bei den Würdenträgern des Papstthums dasselbe fand. Er hatte von diesen Besseres erwartet.

Es gehörte am päpstlichen Hof zum guten Ton, das Christenthum anzugreifen, und als ein Weltmann mußte man über die Lehren der Kirche irgend eine falsche oder kezerische Meinung haben. ¹⁾ Dem Erasmus hatte man aus Stellen im Plinius beweisen wollen, die Seelen der Menschen und der Thiere gleichen einander ²⁾, und junge Höflinge des Papstes behaupteten, die Rechtgläubigkeit sei eine listige Erfindung einiger Heiligen. ³⁾

Als Abgeordneter der deutschen Augustiner wurde Luther zu mehreren Versammlungen ausgezeichneten Geistlichen eingeladen. Eines Tages war er mit mehreren Prälaten zu Tische; sie zeigten ihm ganz rücksichtslos ihr possierliches Benehmen und ihre gottlosen Unterhaltungen, indem sie ihn für ihres Gleichen hielten und tausend Spässe in seiner Gegenwart trieben. Sie erzählten unter anderm vor dem Mönche, wobei sie ruhmredig lachten, daß sie am Altare anstatt der sacramentalen Worte, welche Brod und Wein in Fleisch und Blut des HErrn verwandeln, über Brod und Wein die spöttischen Worte sagten: panis es et panis manebis, vinum es et vinum manebis. (Du bist Brod und bleibst es, du bist Wein und bleibst es.) „Dann heben wir das Ostensorium und das Volk betet an,“ fuhren sie fort, und Luther mochte seinen Ohren kaum trauen. Sein lebhaftes und in Gesellschaft von Freunden auch heiteres Gemüth war bei heiligen Dingen sehr ernst. Die Spötteleien in Rom ärgerten ihn. „Ich war,“ sagte er, „ein ernster und frommer Mönch, solche Reden haben mich tief betrübt. Ich dachte, wenn man in Rom so am Tische frei und öffentlich redet, wie erst, wenn die Handlungen den Worten entsprechen, und alle, Papst, Cardinäle, Hofleute, so die Messe lesen! Und wie sehr hätte man mich

1) In quel tempo non pareva fosse galantuomo e buon cortegiano colui che de' dogmi della chiesa non aveva qualche opinione erronea ed heretica, (*Carraciola vit. Ms. Pauli IV. bei Ranke.*)

2) *Burigny* vie d'Erasme I, 139.

3) E medio romanae curiae sectam invenum . . . qui asserebant, nostram fidem orthodoxam potius quibusdam sanctorum astutiis subsistere. (*Paul Canensius vita Pauli II.*)

betrogen, der ich so oft andächtiglich die Messe habe lesen hören!¹⁾

Luther kam oft unter römische Mönche und Bürger. Die einen priesen den Papst und die Seinen, die andern klagten und spotteten laut. Sie hatten vom regierenden Papste, von Alexander VI. und von vielen Andern so manches zu erzählen. Einmal berichteten ihm seine römischen Freunde, wie der von Rom entflohene Cäsar Borgia in Spanien verhaftet wurde. Als er verurtheilt werden sollte, bat er im Gefängniß um Gnade und um einen Beichtvater. Man schickte ihm einen Mönch, er brachte diesen um, zog dessen Kutte an und entfloh. „Das hab' ich zu Rom für gewiß gehört,“ sagt Luther.²⁾ Ein andermal ging er durch eine große Straße auf die Peterskirche zu und blieb erstaunt vor einer steinernen Bildsäule stehen, welche einen Papst in Frauengestalt vorstellte, das Scepter in der Hand, den Papstmantel um, ein Kind im Arme. Es ist eine Mainzerin, sagte man, welche von den Cardinälen zum Papst gewählt hier niedergekommen ist. Niemals zieht ein Papst durch diese Straße. „Es nimmt mich Wunder,“ sagt Luther, „daß die Päpste solch Bild leiden können.“³⁾

Luther hatte den Bau der Kirche in Glanz und Kraft zu sehen erwartet, aber dessen Thore waren gesprengt, die Mauern verbrannt, das Heiligthum verwüstet, er bebt erschrocken zurück. Er hatte Heiligkeit geträumt, sah nur Entweihung.

Eben so sehr fiel ihm die Unordnung außerhalb der Kirchen auf. „Die Polizei in Rom ist streng,“ sagt er. „Der Richter oder Capitän durchreitet alle Nächte die Straßen mit 300 Dieb- nern, er verhaftet jeden, den er findet, ist es ein Bewaffneter, so hängt er ihn auf oder wirft ihn in die Tiber. Und doch ist die Stadt voll Unfug und Mord, wo aber Gottes Wort lauter verkündigt wird, herrscht Ordnung und Frieden, ohne daß Gesetz und dessen Strenge noth thun.“⁴⁾ Ferner sagt er: „Man kann es nicht glauben, wie viel Sünden und Schandthaten in Rom geschehen, man muß es sehen und hören um es zu glauben.“

1) *Lutheri* opp. XIX von der Winkelmesse.

2) *Lutheri* opp. XX. p. 1322.

3) *Ibid.* p. 1320.

4) *Ibid.* p. 2376.

Man spricht auch: Ist irgend eine Hölle, so muß Rom darauf gebaut sein, es ist der Abgrund, aus dem alle Sünden kommen.“¹⁾

Dieser Anblick machte auf Luthers Geist großen Eindruck, der bald noch wuchs. Einige Jahre später schrieb er:²⁾ „Je näher Rom, je ärgere Christen. Man sagt: wer das erstemal gen Rom gehet, der suchet einen Schalk, zum andernmal findet er ihn, zum drittenmal bringt er ihn mit heraus. Aber sie sind nun so geschickt worden, daß sie die drei Reisen auf einmal ausrichten.“ Dieselbe Bemerkung machte einer der ausgezeichnetsten und in trauriger Weise berühmt gewordenen Geister Italiens, Macchiavelli, der in Florenz lebte, als Luther auf der Durchreise nach Rom diese Stadt berührte; er schreibt: „Das Hauptanzeichen des baldigen Verfalls des Christenthums (er meinte den römischen Katholicismus) ist dieses, daß die der Hauptstadt der Christenheit am nächsten liegenden Völker am wenigsten christlich gesinnt sind. Die anstößigen Vorbilder und Verbrechen der römischen Curie haben bewirkt, daß Italien jeden frommen Grundsatz, jedes religiöse Gefühl verloren hat. Wir Italiener sind vorzüglich durch die Kirche und den Klerus gottlos und verbrecherisch geworden.“³⁾ Später sah auch Luther den Werth einer solchen Reise ein: „Nicht für 100,000 Gulden möcht' ich Rom nicht gesehen haben.“⁴⁾

Auch in wissenschaftlicher Hinsicht zog Luther manchen Nutzen daraus. Er verwendete, wie Reuchlin, in Italien seine Zeit zu tieferem Eindringen in die heilige Schrift. Ein berühmter Rabbiner, Elias Levita, gab ihm hebräischen Unterricht. In Rom erlangte er theilweise die Kenntniß des göttlichen Worts, welches Rom stürzen sollte.

Aber auch noch in einer andern Hinsicht war diese Reise für Luther von Nutzen. Der Schleier wurde abgerissen. Das sardonische Lächeln, der possenhafte Unglaube, der sich hinter dem römischen Aberglauben verbarg, zeigten sich dem zukünftigen

1) *Lutheri opp.* XXII. p. 2377.

2) Ansprache an den christlichen Adel deutscher Nation.

3) Ueber die erste Dekade des Livius.

4) *Lutheri opp.* XXII. p. 2374.

Reformator, aber ebenso wurde der lebendige Glaube, den Gott ihm verliehen hatte, mächtig gestärkt.

Wir haben gesehen, daß er sich allen thörichten Uebungen hingeeben, welche von der Kirche für die Sühnung der Sünden vorgeschrieben waren. Der arme sächsische Mönch wollte die vom Papste für ein knieendes Hinaufrutschen der sogenannten Treppe des Pilatus verheißene Indulgenz gewinnen, und schleppte sich demüthig die Stufen hinauf, welche wunderbarlich von Jerusalem nach Rom gebracht sein sollen. Aber während dieses verdienstlichen Werks ergriff ihn wie ein Donner im Herzen die schon in Wittenberg und Bologna vernommene Stimme: der Gerechte wird seines Glaubens leben! Dieses Wort hatte ihn schon zweimal wie die Stimme eines Engels von Gott getroffen und immer wieder mächtiger erklang es um ihn. Er stand erschrocken von den Stufen auf, wo er sich schleppte, ihn schauderte vor sich selbst, er schämte sich, durch den Aberglauben so erniedrigt worden zu sein, und floh die Stätte seiner Thorheit. 1)

Dieses Kraftwort hat auf Luthers Leben einen geheimnißvollen Eindruck gemacht: es war ein Schöpfungswort für den Reformator und für die Reformation. So sprach Gott zu ihm sein: Es werde Licht und es ward Licht.

Soll eine Wahrheit wichtigen Eindruck machen, so muß sie uns verschiedentlich entgegentreten. Luther hatte den Römerbrief fleißig gelesen, doch war ihm die darin gelehrte Rechtfertigung durch den Glauben nicht klar geworden. Endlich erfaßte er die alleinige Gerechtigkeit in Gott, und erhielt aus Christi Hand für sich den Gehorsam, welchen Gott jedem Sünder umsonst gibt, wenn dieser in Demuth den gekreuzigten Gottmenschen anschaut. Es ist die entscheidende Epoche für Luthers inneres Leben. Der Glaube, der ihn von Todesschrecken gerettet, wird die Seele seiner Theologie, seine feste Burg in allen Gefahren, die Macht seiner Reden, die Kraft seiner Liebe, die Grundlage seines Friedens, der Stachel seiner Arbeiten, sein Trost im Leben und im Sterben.

1) Sackendorf. p. 56.

Aber diese Lehre vom Heil aus Gott und nicht durch Menschen war nicht die einzige Kraft Gottes, um Luther zu retten, sie reformirte auch die Kirche, sie war eine mächtige Waffe in der Hand der Apostel, lange vernachlässigt, aber endlich in ursprünglichem Glanze aus der Kistkammer des starken Gottes hervorgezogen.

Er sagt selbst darüber: „Ob schon ich ein frommer und tadelloser Mönch war, so war mein Gewissen dennoch gedrückt und beängstigt. Das Wort: Gerechtigkeit Gottes, war mir zuwider. Ich haßte es insgeheim, weil es uns schon durch die Erbsünde verlorenen armen Sünder durch das Gesetz und das Elend des Lebens erschreckte, und durch das Evangelium unsere Qualen noch vermehrte. Aber als ich durch den Geist Gottes jene Worte verstand, als ich erkannte, daß die Rechtfertigung des Sünders vom barmherzigen Gott durch den Glauben geschieht, fühlte ich mich wie neugeboren und als ob ich in die offene Thür des Paradieses eingetreten wäre.¹⁾ Da sah ich die heilige und theure Schrift mit ganz andern Augen an. Ich durchlas die Bibel, suchte mir viele Stellen über das Werk Gottes auf, und so sehr ich früher das Wort Gerechtigkeit aus Gott gehaßt hatte, so sehr liebte und ehrte ich es nun als das sanfteste Trostwort. Wahrlich, dieses Wort Pauli war für mich die Pforte des Paradieses.“

Wenn er in wichtigen Verhältnissen diese Lehre bekennen sollte, war er immer begeistert und thatkräftig. In einem entscheidenden Augenblicke schrieb er:²⁾ „Ich sehe, daß der Teufel diesen Hauptartikel durch seine Doktoren angreift und in dieser Hinsicht keine Ruhe hat. Ich, Doktor Martin Luther, unwürdiger Evangelist unsers Herrn Jesu Christi, bekenne diesen Artikel, daß der Glaube allein ohne die Werke vor Gott rechtfertigt, und ich erkläre, daß der römische Kaiser, der türkische Kaiser, der Kaiser der Tartaren, der Kaiser von Persien, der Papst, alle Kardinäle, Bischöfe, Priester, Mönche, Nonnen, Könige, Fürsten,

1) Qua vos deus misericors justificat per fidem . . . hic me prorsus ro-natum esse sensi et apertis portis in ipsum paradysum intrasse. (Lutheri opp. lat. in praef.)

2) Glossen über das kaiserliche Edikt 1531. (Lutheri opp. L. I. XX.)

Herrn, alle Welt und Teufel ihn stehen lassen müssen. Wollen sie diese Wahrheit bekämpfen, so trifft höllisches Feuer ihr Haupt. Das ist das wahre heilige Evangelium und meine, des Doktors Martin Luther, Erklärung nach der Erleuchtung des heiligen Geistes. Es ist keiner für unsre Sünden gestorben als Jesus Christus, Gottes Sohn. Ich sage es noch einmal, und wenn alle Welt und Teufel sich zerreißen und vor Wuth plagen, es ist doch wahr. Wenn er allein die Sünde nimmt, so kann es nicht durch unsere Werke geschehen. Aber die guten Werke folgen auf die Erlösung, wie die Früchte am Baume erscheinen. Das ist unsre Lehre, die der heilige Geist mit der ganzen Christenheit lehrt. Wir halten an ihr im Namen Gottes. Amen.

So fand Luther, was in gewissem Grade allen, auch den berühmtesten Doktoren und Reformatoren gefehlt hatte. In Rom gab ihm Gott diese klare Ansicht von der Grundlehre des Christenthums. Er hatte in der päpstlichen Stadt die Lösung einiger Schwierigkeiten über einen Mönchsorden gesucht: er brachte das Heil der Kirche in seinem Herzen zurück.

7.

Rückkehr. — Die Doktormürbe. — Karlstadt. — Luthers Schwur. — Prinzip der Reform. — Luthers Muth. — Barmerzigkeit. — Die Schelastiker. — Spalatin. — Reuchlins Angelegenheit.

Luther verließ Rom, Trauer und Unwillen im Herzen, und kehrte nach Wittenberg zurück. Er wendete seinen Blick mit Widerwillen von der Stadt des Papstes ab, und richtete ihn hoffnungsvoll auf die heilige Schrift und auf das neue Leben, welches Gottes Wort der Welt zu verheissen schien. Je mehr die Kirche bei ihm verlor, desto mehr gewann Gottes Wort. Darin lag die Reformation; sie setzte Gott an die Stelle des Priesters.

Staupitz und der Kurfürst gaben auf den zur Wittenberger Hochschule berufenen Mönch wohl Acht. Der Generalvikar

scheint das für die Welt nothwendige Werk geahnt, aber da er sich ihm nicht gewachsen gefühlt, Luther dazu angetrieben zu haben. Es erregt Aufsehen, daß er überall bereit ist, den Mönch auf den Weg zu drängen, auf welchen Gott diesen berief, und daß er selbst zuletzt sein Leben traurig in einem Kloster beschließt. Die Predigt des jungen Professors hatte auf den Kurfürsten Eindruck gemacht, er hatte die Kraft des Geistes, die Gedicgenheit der Rede und die Güte der Ansichten bewundert.¹⁾ Da der Kurfürst und sein Freund einen so hoffnungsvollen Mann befördern wollten, so beschlossen sie ihm den hohen Grad eines Doktors der Theologie geben zu lassen. Staupitz begab sich in's Kloster, in dessen Garten er Luther führte, und dort allein mit ihm unter einem Baume, den Luther später seinen Schülern zu zeigen pflegte,²⁾ sagte der ehrwürdige Vater: „Jetzt, Freund, müßt ihr Doktor der heiligen Schrift werden.“ Luther war ungewiß, die hohe Würde schüchterte ihn ein, „sucht einen würdigeren,“ meinte er, „ich kann nicht darenin willigen.“ Der Generalvikar bestand darauf: „der HErr Gott hat in der Kirche viel zu thun, er bedarf junger und kräftiger Lehrer.“ Vielleicht war dieses ein Scherz, sagt Melanchthon, aber die Folgen bestätigten es, den großen Revolutionen pflegen Prophezeiungen voran zu gehen.³⁾ Melanchthon hat hier an kein prophetisches Wunder gedacht, aber selbst das ungläubigste Jahrhundert, das verflossene, hat diesen Satz bewahrheitet. Auch ohne Wunder haben viele Wahrzeichen die Revolution am Ende desselben verkündigt: „Ich bin schwach und fränklich, ich werde nicht lange mehr leben,“ bemerkte Luther, „sucht einen kräftigeren Mann.“ „Der HErr,“ antwortete der Generalvikar, „hat im Himmel wie auf Erden zu schaffen, ihr lebet nun oder sterbet, so bedarf euch Gott in seinem Rathe.“⁴⁾

„Nur der heilige Geist kann einen Doktor der Theologie machen,“⁵⁾ entgegnete der erschrockene Mönch. — „So thut doch,

1) Vim ingenii, nervos orationis ac rerum bonitatem expositarum in concionibus admiratus fuerat. (*Melanchth. V. Luth.*)

2) Unter einem Baum, den er mir und andern gezeigt. (*Mathesius, 6.*)

3) Multa praecedunt mutationes praesagia. (*Melanchth. V. Luth.*)

4) *Mathesius, 6.*

5) Neminem nisi Spiritum sanctum creare posse doctorem theologiae. (*Weissmanni, hist. Eccl. I. p. 1404.*)

was euer Kloster verlangt, was ich, euer Generalsvikar, euch befehle, ihr habt mir Gehorsam gelobt.“ — „Aber meine Armuth? Ich kann die Kosten einer solchen Promotion nicht tragen.“ — „Das laßt euch nicht kümmern, der Kurfürst übernimmt gnädig diese Ausgaben.“ So willigte Luther ein.

Im Sommer des Jahres 1512 reiste Luther nach Leipzig, um vom kurfürstlichen Schatzmeister die zur Promotion nöthigen Gelder zu holen, aber, wie es an Höfen zu geschehen pflegt, das Geld kam nicht, der ungeduldige Mönch wollte abreisen, der Mönchsgehorsam fesselte ihn. Endlich erhielt er am 4. Oktober von Pseffinger und Johann Dolzig 50 Gulden, wofür er ihnen quittirte, und auf dem Scheine sich nur als Mönch angab. „Ich Martin, Bruder des Eremitenordens,“ hieß es.¹⁾ Rasch eilte er nach Wittenberg zurück.

Andreas Bodenstein, aus Karlstadt, war damals Dekan der theologischen Fakultät; er ist unter dem Namen Karlstadt bekannt geworden, auch nannte man ihn das ABC, wegen der Anfangsbuchstaben seiner drei Namen, nach Melancthon's Erfindung. Bodenstein hatte in seinem Vaterlande die Grundlage zu den Wissenschaften gelegt: er war ein ernster, finsterner, vielleicht neidischer und sehr unruhiger Mann, der indessen viele Wißbegierde und manche Fähigkeiten besaß. Er besuchte mehrere Universitäten, um seine Kenntnisse zu bereichern, und studirte Theologie in Rom, von wo er nach Deutschland zurückkehrte, sich in Wittenberg niederließ und dort Doktor der Theologie wurde. Damals hatte er, wie er später sagte, die heilige Schrift noch nicht gelesen,²⁾ woraus man auf die damalige Theologie schließen kann. Karlstadt war Professor, Domherr und Archidiaconus; später brachte er Zwiespalt in die Reformation, indem er anfänglich Luther als einen Untergeordneten betrachtete, aber ihm bald eifersüchtig entgegentrat. Er sagte selbst, er wolle nicht geringer sein als Luther. Dieser Mann gab seinem zukünftigen Nebenbuhler die höchste Universitätswürde, ohne die Größe des jungen Professors schon zu ahnen.

1) *Lutheri, Epp. I. p. 11.*

2) *Weissmann, hist. eccl. p. 1416.*

Am 18. Oktober 1512 wurde Luther Lizentiat der Theologie und leistete den Eid: „Ich schwöre, die evangelische Wahrheit nach Kräften zu vertheidigen.“¹⁾ Am Tage darauf überreichte ihm Bodenstein in Anwesenheit einer großen Versammlung feierlich die Insignien eines Doktors der Theologie. Er wurde Doktor der Bibel, nicht der Sentenzen, und so zum Studium der Bibel, nicht menschlicher Ueberlieferungen berufen.²⁾ Er leistete nun, wie er selbst erzählt, den Eid auf seine theure, heilige Schrift.³⁾ Er gelobte, sie treu zu predigen, lauter zu lehren, sein ganzes Leben zu studiren und sie, soweit Gott ihm helfe, gegen alle Irrthümer durch Schrift und Wort zu vertheidigen.

Dieser feierliche Eid war Luthers Berufung zum Reformator. Indem dieser seinem Gewissen die heilige Verpflichtung auferlegte, die christliche Wahrheit frei zu erforschen und muthig zu verkünden, erhob er den jungen Doktor über die engen Schranken, in welche ihn das Mönchsgelübde gefesselt haben dürfte. Die Universität, sein Herrscher, beriefen ihn im Namen kaiserlicher Majestät und des römischen Stuhles, ein heiliger Eid verpflichtete ihn vor Gott und so wurde er der unerschrockene Herold des Lebenswortes. An diesem denkwürdigen Tage wurde Luther zum Ritter der Bibel geschlagen.

Der auf das heilige Evangelium geleistete Eid darf als eine der Ursachen der Kirchenerneuerung gelten. Die allein untrügliche Autorität des göttlichen Wortes war das erste Grundprinzip der Reformation. Alle später in der Lehre, in den Sitten, in der Kirchenverfassung und im Gottesdienste durchgeführten Umänderungen waren nur Folgen dieses ersten Prinzips. Man kann sich kaum das Aufsehen denken, welches diese so einfache, aber Jahrhunderte lang verkannte Elementarwahrheit machte. Nur wenige mit höheren Ansichten begabte Männer sahen die ungeheuren Folgen voraus. Bald verkündeten die muthigen Stimmen aller Reformatoren das gewaltige Prinzip, welches Roms Sturz bewirkte: „Die Christen nehmen keine Lehre an, die nicht auf aus-

1) Juro me veritatem evangelicam viriliter defensurum.

2) Doctor biblicus et non sententiarus. (Melanchthon).

3) Luth. Opp. XVI. p. 2061. Mathesius p. 7.

drücklichen Worten Jesu Christi, der Apostel und Propheten be-
ruht. Kein Mensch, keine Versammlung von Doktoren, hat das
Recht, neue Lehren vorzuschreiben.“

Luther befand sich in andrer Lage. Ihm war die Berufung
eine außerordentliche, wie sie der Herr an die Propheten im
alten, an die Apostel im neuen Bunde hatte ergehen lassen. Seine
feierliche Verpflichtung machte einen so tiefen Eindruck auf ihn,
daß die Erinnerung an diesen Eid ihn in den größten Gefahren
und härtesten Kämpfen später zu trösten ausreichte. Als er ganz
Europa durch das von ihm verkündete Wort erschüttert und be-
wegt sah, als die Anklagen Roms, der Tadel frommer Männer,
die Zweifel und Befürchtungen des eigenen so leicht bewegten
Herzens ihn wohl zum Schwanken bringen, furchtsam machen,
in Verzweiflung stürzen konnten, gedachte er seines Eides und
blieb standhaft, ruhig und freudig. In einer schwierigen Lage
schrieb er: „Ich bin im Namen des Herrn vorwärts gegangen,
ich habe mich in seine Hände befohlen. Sein Wille geschehe.
Wer hat ihn gebeten, mich zum Doktor zu machen? Hat er es
gethan, so mag er mich schirmen, thut es ihm leid, kann er mich
absetzen. Diese Versuchung schmerzt mich nicht. Ich suche nichts,
als die Gnade des Herrn in Allem, was er mich thun heißt.“

— Ein andermal schrieb er: 1) „Wer ohne göttlichen Beruf etwas
unternimmt, sucht seinen eigenen Ruhm. Ich Doktor Martin
Luther bin gezwungen Doktor geworden. Das Papstthum hat
mich von Erfüllung meiner Pflicht abhalten wollen, aber es ist
ihm schlimm ergangen und wird ihm noch schlimmer ergehen; sie
haben keine Wehr gegen mich. Ich will in Gottes Namen über
Löwen schreiten, auf Drachen und Schlangen treten. Es wird in
meinem Leben anfangen, nach meinem Tode endigen.“

Luther wollte die Wahrheit nicht für sich allein, er suchte
sie für die Kirche. Voll von Erinnerungen an Rom sah er noch
unklar eine Laufbahn vor sich, die er mit aller Thatkraft seiner
Seele zu betreten beabsichtigte. Das innerlich in ihm entwickelte
geistige Leben erweiterte sich nach außen. Es war die dritte
Epoche seiner Entwicklung. Der Eintritt in das Kloster hatte

1) Luth. Opp. XXI, p. 2061.

seine Gedanken auf Gott gerichtet, die Kenntniß von der Vergeltung der Sünden und der Gerechtigkeit des Glaubens hatte seine Seele befreit, der Doktoreid gab ihm die Feuertaufe, durch welche er ein Kirchenreformer wurde.

Zuerst griff er die verächtigten Scholastiker an, die er so eifrig studirt hatte und deren Herrschaft sich damals allmächtig über alle Akademien erstreckte. Er beschuldigte sie des Pelagianismus, trat gegen Aristoteles, den Vater der Schule, und Thomas von Aquino mächtig auf, und suchte beide vom Throne der Philosophie und Theologie zu stürzen.¹⁾

„Aristoteles, Porphyrius, die Sentenzen-Doktoren, (die Scholastiker)“ schrieb er an Lange, „sind die unnützen Studien unsrer Zeit. Ich wünsche nichts sehnlicher, als den Schauspieler zu entlarven, welcher unter einer griechischen Maske die Kirche verhöhnt hat, und allen seine Schande zu zeigen.“²⁾ In allen öffentlichen Disputationen hörte man ihn wiederholen: „Die Schriften der Apostel und Propheten sind sicherer und erhabener als alle Sophismen und alle Theologie der Schule.“ Solche Worte waren neu, aber man gewöhnte sich allmählig daran. Ein Jahr darauf konnte er siegreich schreiben: „Gott wirkt. Unsere Theologie und der heilige Augustinus schreiten wunderbar voran und herrschen auf der Universität. Aristoteles nimmt ab, er neigt sich dem nahen und bleibenden Sturze zu. Die Vorlesungen über die Sentenzen langweilen. Wer die biblische Theologie nicht lehrt, hat keine Zuhörer.“³⁾ Wohl der Universität, von der man jetzt dieses Zeugniß ablegen kann!

Indeß Luther den Aristoteles angriff, nahm er sich des Erasmus und Reuchlin gegen ihre Feinde an. Er trat mit diesen großen Männern und andern Gelehrten, Wirlheimer, Mutian, Hutten, die mehr oder weniger einer Partei angehörten, in Verbindung. Auch knüpfte er damals eine andere Freundschaft an, die für sein ganzes Leben von großer Bedeutung wurde.

1) Aristotelem in philosophicis, sanctum Thomam in theologicis evertendos suscepit. (Pallavicini, I, 16).

2) Perdita studia nostri saeculi. Epp. I, 15 (8. Februar 1516).

3) Epp. I, 57 (vom 18. Mai 1517).

Ein durch Weisheit und Aufrichtigkeit ausgezeichneten Mann befand sich damals am kurfürstlichen Hofe, Georg Spalatin. In Spalt, im Bisthum Eichstädt geboren, war er Pfarrer im Dorfe Hohenkirch, nahe dem Thüringerwalde, gewesen. Friedrich der Weise nahm ihn zum Sekretär, Kaplan und Erzieher seines Neffen, Johann Friedrich, der später Kurfürst wurde. Spalatin blieb am Hofe ein schlichter Mann, er schien bei großen Ereignissen furchtsam, umsichtig und klug wie sein Herr, ¹⁾ gegenüber dem feurigen Luther, mit dem er in täglichem Briefwechsel stand. Er war wie Staupitz für friedliche Zeiten geschaffen. Solche Männer thun noth, sie sind wie die zarten Umschläge der Schmucksachen und Krystalle, um diese auf Reisen vor Beschädigung zu wahren. Sie scheinen unnütz, aber ohne sie wären jene Kostbarkeiten zerschlagen und verloren. Spalatin konnte nichts Großes verrichten, aber er erfüllte treu und ohne Aufsehen die ihm auferlegten Pflichten. ²⁾ Zuerst half er seinem Herrn bei der Einsammlung von Reliquien, deren großer Liebhaber Friedrich lange gewesen war; bald jedoch kehrte er sich mit dem Fürsten der Wahrheit zu. Der damals in der Kirche wieder erscheinende Glaube ergriff ihn nicht lebhaft wie Luthern, er ging langsamer vorwärts. Er wurde Luthers Freund am Hofe, der Vermittler zwischen Kirche und Staat, die Hand, durch welche der Reformator und die Fürsten mit einander in Verbindung kamen. Der Kurfürst hatte Vertrauen zu Spalatin, und auf Reisen nahm er ihn immer in seinen Wagen. ³⁾ Die Hofluft war dem guten Kaplan oft zu dumpf; er versank in Mißmuth und wäre gern anstatt aller jener Ehren Dorfpfarrer im Thüringer Walde geworden. Aber Luther tröstete ihn und ermahnte ihn auf seiner Stelle zu verharren. Spalatin erwarb sich die allgemeine Achtung. Erasmus sagte: „Ich nenne Spalatin nicht allein einen meiner Hauptfreunde, sondern einen meiner verehrtesten Gönner, nicht auf dem Papier, sondern in meinem eigenen Herzen.“ ⁴⁾

1) Secundum genium heri sui. (*Weismann*, Hist. eccl. I. p. 1434).

2) Fideliter et sine strepitu fungens. (*Weismann*, ibid.)

3) Qui cum principe in rheda sive lectico solitus est ferri. (*Corpus Reformatorum* I, 33).

4) *Melch. Adam*, vita Spalatini p. 100.

Reuchlins Streit mit den Mönchen machte damals in Deutschland großes Aufsehen. Die frömmsten Männer waren oft ungewiß, wem sie beistehen sollten, denn die Mönche wollten Bücher vernichten, in denen Lasterungen gegen Christum enthalten waren. Der Kurfürst beauftragte seinen Kaplan den schon berühmt gewordenen Wittenberger Doktor zu Rathe zu ziehen. Hier ist Luthers Antwort, es ist sein erster Brief an den Hofprediger.

„Was soll ich sagen? Die Mönche wollen Belzebub austreiben, aber nicht durch den Finger Gottes. Ich klage und seufze darüber. Wir Christen sind nach außen klug und innerlich abgeschmackt. 1) Auf allen Plätzen von Jerusalem stehen hundertmal schlimmere Lasterungen, als die jüdischen sind, Alles ist dort voll geistlicher Götzen. Wir sollten in schönem Eifer die inneren Feinde ergreifen und vernichten. Aber wir lassen, was uns bedrückt und der Teufel räth uns, das unsrige aufzugeben, und verhindert uns, andere zu bessern.“

8.

Der Glaube. — Volkshümliche Reden. — Akademischer Unterricht. — Luthers Sittenreinheit. — Der Mönch Spenlein. — Rechtfertigung durch den Glauben. — Erasmus. — Die Werke.

Luther ließ sich in diesen Streit nicht zu tief ein. Herz und Leben waren vom lebendigen Glauben an Christum ergriffen. „In meinem Herzen,“ schreibt er, „herrscht allein und soll allein herrschen der Glaube an meinen Herrn Jesum Christum, der Tag und Nacht allein Anfang, Mitte und Ende aller Gedanken meines Geistes ist.“ 2)

Alle seine Zuhörer hörten ihn mit Bewunderung von diesem Glauben an Jesum Christum von Katheder und Kanzel reden. Seine Lehren verbreiteten Licht. Man erstaunte, die aus seinem Munde so sicher scheinenden Wahrheiten nicht früher erkannt zu

1) Foris sapere et domi desipere. *Luth. Epp. I, p. 8.*

2) Praef. ad Gal.

haben. „Der Wunsch, sich selbst zu rechtfertigen,“ sagt er, „ist die Quelle aller Herzensangst. Aber wer Christum als Heiland aufnimmt, hat Frieden, und nicht allein Frieden, sondern auch Herzensreinheit. Alle Heiligung des Herzens ist eine Frucht des Glaubens. Der Glaube in uns ist ein göttliches Werk, das uns verändert und uns eine Wiedergeburt aus Gott gibt. Er tödtet den Adam in uns, gibt uns durch den heiligen Geist ein neues Herz und macht uns zu neuen Menschen. Nicht durch hohle Spekulationen, sondern auf praktischem Wege kann man eine heilsame Kenntniß von Jesu Christo erlangen.“¹⁾

Damals predigte Luther über die zehn Gebote; diese Reden sind uns unter dem Titel „Volksthümliche Vorträge“ aufbewahrt geblieben. Allerdings sind noch Irthümer darin. Luther klärte sich selbst allmählig auf. Der Pfad der Gerechten ist wie ein helles Licht, dessen Glanz zunimmt, bis der Tag vollkommen da ist. Aber wie wahr, einfach und beredt sind diese Vorträge, wie sehr erkennt man, daß ein solcher Prediger auf seine Zuhörer und auf sein Jahrhundert einwirken mußte! Wir führen hier eine Stelle aus dem Anfange an.

Luther besteigt die Wittenberger Kanzel und verliest die Worte: du sollst keine andern Götter haben. Dann wendet er sich zum Volke und sagt: „Alle Kinder Adams sind Götzendiener und verletzen das erste Gebot.“²⁾

Dieser kühne Satz überrascht die Zuhörer. Er rechtfertigt ihn und fährt fort: „Es gibt zweierlei Arten Götzendienst, den inneren und den äußerlichen.“

„Der äußerliche ist es, wenn ein Mensch Holz, Stein, Thiere, Sterne anbetet.

„Der innere, wenn er, aus Angst vor der Strafe oder aus Bezaglichkeit die Kreatur nicht anbetet, aber sie innerlich liebt und auf sie vertraut . . .

„Was ist das für ein Glaube! Ihr beugt nicht euer Kniee vor Reichthümern und Ehren, aber ihr öffnet ihnen euer Herz,

1) Non per speculationem sed per viam practicam.

2) Omnes filii Adae sunt idololatrae. (Decem praecepta Wittenbergensi populo praedicata per R. P. D. Martinum Lutherum. Aug. a. 1516.) Ursprünglich in Deutsch, ich führe die lateinische Ausgabe an. Bd. I. S. 1.

den edelsten Theil euer selbst. Ihr betet Gott körperlich, die Kreatur geistig an.

„Dieser Gözendienst herrscht in jedem Menschen, bis er umsonst durch den Glauben an Jesum Christum geheilt ist.

„Wie wird diese Heilung bewirkt?

„Hört zu. Der Glaube an Christum nimmt euch alles Vertrauen auf eure Weisheit, Gerechtigkeit und Kraft, er lehrt euch, daß, wenn Christus nicht für euch gestorben wäre und euch errettet hätte, ihr selbst und alle Kreatur euch nicht hätten helfen können. ¹⁾ So lernt ihr alle unnützen Dinge verachten.

„Euch bleibt nur Jesus, Jesus allein, Jesus reicht für eure Seele aus. Hofft nichts mehr von der Kreatur, hofft Alles von Christo, und liebt ihn über Alles.

„Jesus ist der wahre, einige, alleinige Gott, habt ihr ihn, so habt ihr keine andern Götter. ²⁾

Dann beweist Luther, die Seele werde durch das Evangelium zu Gott, ihrem höchsten Gute, zurückgeführt, wie es in der Schrift heißt: ich bin der Weg — keiner kommt zum Vater als durch mich. Wer so zu seiner Zeit spricht, will mehr als Verbesserung einiger Mißbräuche, er will den wahren Glauben wiederherstellen. Sein Werk ist nicht negativ, sondern vor Allem positiv.

Dann predigt er gegen den Aberglauben, der damals die Christenheit verdunkelte, gegen geheimnißvolle Zeichen und Charaktere, Beobachtungen gewisser Tage und Monate, Kobolde, Phantome, Sterndeutereien, Verherungen, Verwandlungen, Incubi und Succubi, heilige Schutzpatrone u. s. w.; alle diese Götzen greift er an und stürzt die falschen Götter kräftig um.

Vorzugsweise jedoch zeigte er an der Universität der aufklärten und nach Wahrheit durstenden Jugend alle Schätze des göttlichen Wortes. Sein berühmter Freund Melanchthon sagt: „Er erklärte die Schrift in solcher Weise, daß es nach dem Ur-

1) Nisi ipse pro te mortuus esset, teque servaret, nec tu nec omnis creatura tibi posset prodesse. (Ibidem).

2) At Jesus est verus, unus, solus Deus, quem cum habes, non habes alienum Deum. (Ibidem).

theile aller frommen und erleuchteten Männer schien, als ob nach einer langen, tiefen Nacht ein neuer Tag über die Lehre aufgegangen wäre. Er zeigte den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium. Er widerlegte den in Kirchen und auf Schulen geltenden Irrthum, daß die Menschen durch ihre eigenen Werke die Vergebung der Sünden verdienen, und durch äußere Zucht vor Gott gerecht werden. Er führte die Menschengeister zum Sohne Gottes zurück. ¹⁾ Wie Johannes der Täufer zeigte er das Lamm Gottes, das der Welt Sünden getragen hat und setzte auseinander, daß die Sünden wegen des Sohnes Gottes umsonst vergeben sind und daß der Mensch diese Wohlthat durch den Glauben erhält. Er veränderte nichts in den Ceremonieen. Er beobachtete und vertheidigte getreu die eingeführte Disciplin. Aber er bemühte sich immer eifriger, die großen, wesentlichen Lehren der Bekerung, der Sündenvergebung, des Glaubens, des wahren Trostes im Kreuze Allen zugänglich zu machen. Die Lieblichkeit dieser Lehre ergriff und durchdrang alle frommen Gemüther, den Gelehrten war sie willkommen. ²⁾ Man konnte sagen, Christus, die Apostel und Propheten wurden aus Finsterniß, Kerker, Schmutz, herausgeführt. ³⁾

Luther stützte sich so fest auf die Schrift, daß er dadurch seiner Lehre eine große Autorität verlieh, doch trugen auch noch andere Umstände zu ihrer Gewalt bei. Bei ihm entsprach das Leben den Worten, man wußte, die Rede komme nicht von den Lippen, sondern aus dem Herzen, ⁴⁾ und alle seine Werke bekräftigten sie. Als später die Reformation ausbrach, waren viele einflußreiche Männer, welche den Riß in der Kirche mit Trauer erblickten, von vornherein durch die Sittenreinheit und die Geistesstärke des Reformators gewonnen; sie widersetzten sich ihr nicht, sondern nahmen die Lehren an, welchen seine Werke so deut-

1) Revocavit igitur Lutherus hominum mentes ad filium Dei. (*Melanchthon, vita Lutheri*).

2) Hujus doctrinae dulcedine pii omnes valde capiebantur et eruditis gratum erat. (*Ibidem*).

3) Quasi ex tenebris, carcere, squalore educi Christum, prophetas, apostolos. (*Ibidem*).

4) Oratio non in labris nasci sed in pectore. (*Ibidem*).

lich entsprachen. ¹⁾ Je mehr man die christlichen Tugenden liebte, desto inniger hing man am Reformator. Alle redlichen Theologen waren für ihn eingenommen. ²⁾ So berichteten seine Bekannten, vor allen der weiseste Mann seines Jahrhunderts, Melanchthon, und Luthers berühmter Gegner, Erasmus. Neid und Vorurtheil haben von seinen Ausschweifungen geredet. Wittenberg war durch diese Predigt vom Glauben wie umgewandelt. Diese Stadt wurde der Heerd eines Lichts, das bald Deutschland erhellen und sich über die ganze Kirche ergießen sollte.

Luther wünschte mit seiner liebevollen und zärtlichen Gesinnung allen, die ihm lieb waren, das Licht zu spenden, das ihn auf den Pfad des Friedens geführt hatte. Er benutzte alle Gelegenheiten als Professor, Prediger und Mönch, wie in seinem ausgebreiteten Briefwechsel, um Andern seinen Schatz mitzutheilen. Ein alter Bruder des Erfurter Klosters, Georg Spenlein, damals im Memminger Kloster, war eine Zeit lang in Wittenberg gewesen. Spenlein hatte den Doktor gebeten, mehrere zurückgelassene Gegenstände, ein Gewand von Brüsseler Stoffen, ein Buch eines Eisenacher Doktors und eine Kapuze zu verkaufen. Luther führte diesen Auftrag pünktlich aus. Er hatte, wie in einem Briefe an Spenlein vom 7. April 1516 steht, einen Gulden für das Gewand, einen halben Gulden für das Buch und einen Gulden für die Kapuze erhalten, und das Geld dem Vikar gegeben, welchem Spenlein drei Gulden schuldete. Aber Luther geht von dieser Rechnung über Mönchsgut bald zu einem wichtigeren Gegenstande über und schreibt an Bruder Georg:

„Ich wünschte zu wissen, wie es mit deiner Seele steht. Ist sie ihrer eigenen Gerechtigkeit nicht satt? Athmet sie nicht und gewinnt Vertrauen in der Gerechtigkeit Christi? denn in unsrer Zeit werden viele vom Stolze verführt, und besonders die, welche aus allen Kräften streben gerecht zu sein. Sie kennen die Gerechtigkeit vor Gott nicht, die uns in Christo umsonst geschenkt ist und

1) Eique propter auctoritatem, quam sanctitate morum antea pepererat, adsenserant. (Ibidem).

2) Puto et hodie, theologos omnes probos favere Luthero. (Erasmii Epp. I, 652).

wollen mit ihren Verdiensten vor ihm bestehen. Aber das ist unmöglich. Du bist bei uns in diesem Irrthume gewesen, wie auch ich. Ich streite noch immer gegen ihn und habe ihn noch nicht ganz überwunden.

„O theurer Bruder! lerne Christum, den Gekreuzigten, kennen. Singe ihm ein neues Lied, verzweifle an dir und sprich zu ihm: Du, Herr Jesu, bist meine Gerechtigkeit, ich aber bin deine Sünde, du hast das Meine angenommen und mir das Deine gegeben.¹⁾ Du hast angenommen, was du nicht warst, und mir gegeben, was ich nicht war. Hüte dich, lieber Georg, nach solcher Reinheit lüstern zu sein, daß du nicht mehr ein Sünder sein wolltest. Denn Christus wohnt nur bei den Sündern. Er ist vom Himmel gestiegen, wo er in den Reinen wohnte, um auch in den Sündern zu wohnen. Erwäge diese Liebe Christi sorgfältig, um diesen unaussprechlichen Trost zu empfinden. Wenn unsre Arbeit und Pein uns die Ruhe des Gewissens geben sollen, wozu ist er gestorben? Du findest nur in ihm Frieden, durch die Verzweiflung an dir und deinen Werken, und wirst lernen, mit welcher Liebe er dir die Arme öffnet, deine Sünden zu den seinigen macht und alle seine Gerechtigkeit dir schenkt.“

So setzte Luther die mächtige Lehre, welche schon zur Zeit der Apostel die Welt erlöst hatte und sie während der Reformation wieder erlösen sollte, kräftig und faßlich auseinander. Er überschritt Jahrhunderte der Unwissenheit und des Aberglaubens und reichte Paulo seine Hand hin.

Er suchte nicht allein Spenlein in dieser Grundlehre zu unterweisen. Die geringe Wahrheit in dieser Beziehung in den Schriften des Erasmus beunruhigte ihn. Ein Mann, der so viel galt und so bewunderungswürdigen Geist besaß, mußte erleuchtet werden. Aber wie konnte dieses geschehen? Erasmus ehrte seinen Freund, den Kaplan des Kurfürsten. An diesen schrieb Luther. „Was mir an Erasmus, diesem hochgelahrten Manne, mißfällt, theurer Spalatin, ist, daß er unter Gerechtigkeit der Werke oder des Gesetzes, von welcher der Apostel spricht, die Befolgung des

1) Tu, domine Jesu, es justitia mea, ego autem sum peccatum tuum: tu assumpsisti meum, et dedisti mihi tuum. (*Lutheri Epp. I, p. 17*).

Ceremonialgesetzes versteht. Die Rechtfertigung des Gesetzes besteht nicht allein in den Ceremonieen, sondern in allen Werken der zehn Gebote. Wenn diese Werke außerhalb des Glaubens an Christum verrichtet werden, so können ein Fabricius oder ein Regulus oder andere vor der Welt vollkommene Menschen daraus entstehen, allein sie sind ebenso wenig die Gerechtigkeit, als die Frucht eines Mispelbaumes eine Feige ist. Denn wir werden nicht, wie Aristoteles behauptet, durch gerechte Werke gerecht, aber wenn wir gerecht werden und sind, thun wir gerechte Werke.¹⁾ Erst muß die Person umgewandelt sein, und dann die Werke. Abel war früher Gott angenehm, als sein Werk. Ich bitte Euch, die Pflicht eines Freundes und Christen zu thun und dem Erasmus dieses zu schreiben.“ Dieser Brief ist überschrieben: „In Eile, aus einem Winkel unsres Klosters, am 19. Oktober 1516,“ und zeigt Luthers wirkliche Stellung zu Erasmus, seine innige Theilnahme am Wohlergehen des berühmten Schriftstellers. Freilich mußte er diesen später bei dessen Kampfe gegen die Wahrheit offen angreifen, aber er that es nicht, ehe er den Gegner zu unterweisen gesucht hatte.

So hörte man nun klare und tiefe Ansichten über die Natur des Guten, über das Prinzip, wonach die wirkliche Güte eines Werks nicht von der äußeren Form, sondern von der Gesinnung des Thäters abhängt. Es war dieses ein Todesstoß für alle abergläubigen Gebräuche, welche seit Jahrhunderten die Kirche erstickten und den christlichen Tugenden Wachsthum und Gedeihen raubten.

„Ich lese den Erasmus,“ schreibt Luther ferner, „aber er verliert täglich an Ansehen bei mir. Mag er die Priester wegen ihrer Unwissenheit wissenschaftlich und kräftig tadeln, aber er leistet der Lehre Jesu Christi geringe Dienste. Das Menschliche überwiegt bei ihm das Göttliche.²⁾ Wir leben in einer gefährlichen Zeit. Man ist kein guter und urtheilsfähiger Christ, weil man Griechisch und Hebräisch gelernt hat. Hieronymus wußte fünf Sprachen und steht unter Augustinus, der nur Eine gelernt

1) Non enim iusta agendo iusti efficitur: sed iusti fiendo et essendo operamus iusta. (Luth. Epp. I, p. 22).

2) Humana praevalent in eo plus quam divina.

hatte, obschon Erasmus anderer Ansicht ist. Ich verheimliche meine Ansicht über Erasmus, um seinen Gegnern keinen Vortheil einzuräumen. Vielleicht erleuchtet ihn Gott zu seiner Zeit.“¹⁾

Die Ohnmacht des Menschen, die Allmacht Gottes, diese beiden Wahrheiten, wollte Luther wieder hervorheben. Religion und Philosophie, welche den Menschen seiner natürlichen Kraft preisgeben, sind unerquicklich. Diese vielgepriesenen Kräfte sind Jahrhunderte lang erprobt worden: der Mensch hat in Bezug auf sein irdisches Dasein wunderbare Dinge für sich selbst errungen, aber die Finsternisse, welche seinem Geiste die Kenntniß des wahren Gottes verbergen, hat er nie zu zerstreuen, keinen Trieb seines Herzens zu verändern vermocht. Ehrgeizige Geisteskräfte, vom Wunsche nach Vollkommenheit ergriffene Seelen sind niemals weiter gelangt, als zur Verzweiflung an sich selbst.²⁾ Eine hochherzige, trostreiche und vollkommen wahre Lehre ist die, welche uns unsre Ohnmacht aufdeckt und eine Macht Gottes, durch die wir Alles vermögen, verkündet. Die Reformation ist groß, welche den Ruhm des Himmels auf Erden beansprucht und bei den Menschen die Rechte des gewaltigen Gottes versichert.

Luther erkannte die enge, unauflösliche Verbindung des umsonst geschenkten Heils von Gott und der freien Werke des Menschen auf das Allerklarste. Er zeigte in meisterhafter Weise, daß der Mensch nur, indem er von Christo annimmt, seinen Brüdern viel geben kann. Er schildert immer gleichzeitig die Thätigkeit Gottes und die des Menschen. So hat er kaum die erlösende Gerechtigkeit dargethan, als er an Spenlein weiter schreibt: „Wenn du das Alles so glaubst, wie es sein sollte (verflucht, wer es nicht glaubt) so nimm deine unwissenden und irrenden Brüder so an, wie Jesus Christus dich angenommen hat. Trage sie mit Geduld, nimm ihre Sünden auf dich, theile ihnen das Gute mit, was du hast. Nehmt euch einander an, sagt der Apostel, wie Christus sich unser zum Ruhme Gottes angenommen hat. Das ist eine schlimme Gerechtigkeit, die sich der Andern nicht

1) Dabit ei Dominus intellectum suo forte tempore. (Luth. Epp I, p. 52).

2) Ist es also unmöglich, sündlos zu sein? fragt Epiktet. Unmöglich, antwortet er. (IV, 12, 19).

annehmen will, weil sie diese für schlecht hält, und die nur die Wüsteneinsamkeit aufsucht, anstatt ihnen durch Geduld, Gebet und Vorbild Gutes zu thun. Bist du die Lilie und die Rose Christi, so mußt du zwischen Dornen wohnen. Hüte dich nur, durch deine Ungeduld, durch voreilige Urtheile und verborgenen Stolz ein Dorn zu werden. Christus herrscht unter seinen Feinden. Hätte er nur unter den Guten leben, nur für die, so ihn liebten, sterben wollen, für wen wäre er dann gestorben, mit wem hätte er dann gelebt?"

Luther übte diese liebevollen Vorschriften in rührender Weise aus. Ein Erfurter Augustiner, Georg Leifßer, war mannigfachen Versuchungen ausgesetzt. Luther erfuhr es und schrieb ihm mittheilend acht Tage nach dem Briefe an Epenlein: „Ich höre, daß dich viele Sturmwinde treiben und daß dein Geist auf den Wellen hin und her schwankt. Ueberall auf Erden ist das Kreuz Christi und ein Jeder hat sein Theil davon. Verwirf nicht das, was du davon erhalten hast. Fasse es als eine heilige Reliquie nicht in ein goldenes oder silbernes Gefäß, sondern, was weit löblicher ist, in ein goldenes, sanftmüthiges Herz ein. Wenn das Kreuzesholz durch Christi Leib und Blut so geheiligt worden ist, daß wir es als die herrlichste Reliquie betrachten, so müssen uns Kränkungen, Verfolgungen, Leiden, Menschenhaß, als heilige Reliquien gelten, weil sie vom Leibe Christi berührt, von der Liebe Christi berührt, von der göttlichen Liebe umfaßt und geküßt worden sind. 1)

9.

Erste Theilen. — Besuche der Klöster. — Dresden. — Erfurt. — Der Prior Tornator. — Resultate seiner Reise. — Arbeiten. — Pest.

Luthers Unterricht trug Früchte. Mehrere seiner Schüler verkündeten öffentlich die in den Vorlesungen ihres Lehrers ausgesprochenen Wahrheiten. Unter seinen Zuhörern befand sich ein

1) Sanctissimae reliquiae . . . deificae voluntatis suae charitate amplexae, osculatae. (Luth. Epp. I, 18).

jünger Gelehrter, Bernhard von Feldkirchen, Professor der aristotelischen Physik an der Universität, der fünf Jahre darauf von allen evangelischen Geistlichen zuerst sich vermählte.

Luther wünschte, daß Feldkirchen unter seinem Vorsitze Thesen vertheidigte, in denen seine Grundsätze ausgesprochen waren; auf solche Weise traten diese wieder einmal in die Oeffentlichkeit. Die Disputation fand 1516 statt.

Es war der erste Angriff gegen die Herrschaft der Sophisten und gegen das Papstthum, wie er sich selbst ausdrückt; ein schwacher Angriff, der ihm doch noch manche Sorge machte. „Ich genehmige den Druck dieser Propositionen,“ sagt er viele Jahre später bei der Herausgabe seiner Werke, „damit die Größe meiner Sache, der Erfolg, womit Gott sie gekrönt hat, mich nicht überheben. Sie zeigen deutlich meine Schande, die Schwäche und Unwissenheit, das Zittern und Zagen, mit denen ich diesen Kampf begonnen habe. Ich war allein, ich hatte mich unbesonnen in diese Sache gemischt. Da ich nicht zurücktreten konnte, so räumte ich dem Papste mehrere wichtige Punkte ein und betete ihn sogar an.“¹⁾

Einige dieser Thesen mögen hier stehen.²⁾

„Der alte Mensch ist die Eitelkeit der Eitelkeiten, er ist die allgemeine Eitelkeit, er macht auch die besten Kreaturen eitel.

„Der alte Mensch heißt das Fleisch, nicht allein, weil ihn die sinnlichen Gelüste treiben, sondern auch weil er, wäre er auch keusch, klug und gerecht, nicht von Gott durch den Geist wiedergeboren ist.

„Ein Mensch, der nicht in der Gnade Gottes steht, kann Gottes Gebot nicht befolgen, weder ganz noch theilweise auf die Gnade sich vorbereiten, er bleibt unter der Sünde.

„Der Wille des Menschen ohne die Gnade ist nicht frei, sondern gebunden, und zwar aus freien Stücken.

„Jesus Christus, unsere Kraft und Gerechtigkeit, der die Herzen und Nieren prüft, ist alleiniger Erforscher und Richter unserer Verdienste.

1) Sed etiam ultro adorabam. *Luth. opp. lat. I. p. 50.*

2) *Luth. opp. L. XVII. 142, opp. lat. I. p. 51.*

„Weil dem, welcher glaubt, durch Christum Alles möglich ist, so ist es ein Aberglauben, daß der menschliche Wille oder andere Heilige Hülfe bringen können.“¹⁾

Diese Disputation erregte großes Aufsehen und ist als Anfang der Reformation betrachtet worden.

Diese sollte bald anbrechen. Gott rüstete rasch sein Werkzeug. Der Kurfürst hatte in Wittenberg die Allerheiligenkirche bauen lassen und schickte Staupitz in die Niederlande, die Reliquien anzuschaffen, mit denen er die neue Kirche schmücken wollte. Der Generalvikar machte Luther zu seinem Vertreter und ließ ihn 40 Klöster in Meissen und Thüringen inspizieren.

Zuerst reiste Luther nach Grimma, von da nach Dresden. Ueberall suchte er die erkannte Wahrheit zu verbreiten und die Mitglieder seines Ordens zu unterweisen. „Haltet euch nicht an Aristoteles oder an andere Doktoren einer trügerischen Philosophie, aber lest fleißig in der heiligen Schrift,“ war seine Warnung. „Sucht eure Seligkeit nicht in eigenen Kräften und guten Werken, sondern in den Verdiensten Christi und in der Gnade Gottes.“²⁾

Ein Augustiner-Mönch war aus dem Dresdener Kloster entflohen und befand sich in Mainz, wo ihn der Augustiner-Prior aufgenommen hatte. Luther schrieb an den Prior,³⁾ das verlorene Schaf wiederzugewinnen und fügte die wahren und liebevollen Worte hinzu: „Es muß Aergerniß kommen, das ist wahr. Es ist kein Wunder, daß der Mensch fällt, aber es ist eines, wenn er sich wieder erhebt. Petrus fiel, damit er erkenne, daß er ein Mensch sei. Man sieht noch die Cedern des Libanon fallen. Selbst die Engel, was man sich kaum denken sollte, sind im Himmel, und Adam im Paradiese gefallen. Ist es dann zu verwundern, wenn der Sturmwind ein Schilf bewegt und ein dampfender Zunder erlischt?“

Von Dresden ging Luther und erschien in der Stellung eines Generalvikars in eben dem Kloster, wo er elf Jahre früher die

1) Quum credenti omnia sint auctore Christo possibilia, supersticiosum est humano arbitrio, aliis sanctis, alia deputari auxilia. *Luth. opp. L. XVII. p. 142. Opp. lat. I. p. 51.*

2) Hilscher, Luthers Anwesenheit in Alt-Dresden. 1728.

3) Am 1. Mai 1516. *Epp. I. p. 20.*

Uhr aufgezo- gen, das Thor geöffnet und die Kirche ausgekehrt hatte. Er machte seinen Freund, den Baccalaureus Johann Lange, einen gelehrten und frommen, aber strengen Mann zum Prior, er ermahnte ihn, freundlich und geduldig zu sein. „Sei,“ schrieb er ihm kurz darauf, „gegen den Nürnberger Prior verträglich, es ziemt sich, da dieser schroff und bitter ist. Nicht der Schroffe vertreibt die Schroffheit, wie kein Teufel den andern, sondern die Milde, wie der Finger Gottes die Teufel austreibt.“¹⁾ Schade, daß Luther selbst diesen guten Rath zu Zeiten vergessen hat.

In Neustadt an der Orla gab es nur Zwist und Spaltung im Kloster, weil die Mönche sich dem Prior widersezten, und Luther wurde von ihren Klagen belästigt. Der Prior, Michael Dressel, oder Tornator, wie Luther ihn in lateinischer Uebersetzung nennt, schilderte dagegen dem Doktor seine Noth. „Friede, Friede,“ sagte er. „Ihr sucht den Frieden,“ erwiederte Luther, „aber den der Welt und nicht Christi. Wißt ihr nicht, daß unser Gott seinen Frieden in den Krieg hineingesetzt hat? Der Unge störte hat keinen Frieden. Aber wer von allen Menschen und allen Dingen gestört, dies alles freudig und ruhig aus hält, besitzt wahrhaften Frieden. Du sprichst mit Israel, Friede, Friede, und es ist kein Friede. Sprich lieber mit Christo: Kreuz, Kreuz, und es wird kein Kreuz sein. Denn das Kreuz hört auf Kreuz zu sein, sobald du freudig sprichst: Gesegnetes Kreuz, kein Holz gleicht dir!“²⁾ Luther erlaubte von Wittenberg aus den Mönchen, einen andern Prior zu wählen, um den Spaltungen ein Ende zu machen.

Nach sechs wöchentlicher Abwesenheit kehrte Luther nach Wittenberg zurück. Er war überaus betrübt, aber er lernte die Kirche und die Welt kennen, gewann mehr Zuversicht im Umgange mit Menschen, und fand manche Gelegenheit Schulen zu stiften, die Grundwahrheit von der heiligen Schrift als alleiniger Wegweiserin zum Himmel zu verbreiten, und die Brüder zu

1) Non enim asper asperum, id est non diabolus, sed suavis asperum, id est digitus dei ejicit daemonia. (Lutheri Epp. I. p. 36.)

2) Tam cito enim crux cessat esse crux, quam cito laetus dixeris, crux benedicta, inter ligna nullum tale. (Epp. I. 27.)

ermahnen, „heiliglich, friedlich, und züchtig“ ¹⁾ zu leben. Auf diesen vielen Reisen des Reformators ist in den Klöstern gewiß mancher gute Samen ausgestreut worden. Die lange Zeit Roms Stütze gewesenene Klöster wirkten am Ende mehr für als gegen die Reformation, und besonders läßt sich dieses vom Augustinerorden sagen. Fast alle frommen, frei und erhaben denkenden Mönche nahmen das Evangelium an. Durch die Orden, die Andern der deutschen Katholicität, strömte neues, edles Blut. In der Welt waren die neuen Ideen des Wittenberger Augustiners noch gar nicht bekannt, als sie in Kapiteln und Klöstern schon allgemeiner Unterhaltungsgegenstand waren. Mehr als ein Kloster war eine Pflanzschule der Reformatoren. Als es sich um große Thaten handelte, verließen fromme und kräftige Männer ihr Dunkel und betraten anstatt des zurückgezogenen Mönchslebens die thätige Laufbahn von Dienern am Worte Gottes. Schon bei der Inspektion des Jahrs 1516 erweckte Luther viele eingeschlafenen Geister durch seine Worte. Man hat deshalb dieses Jahr den Morgenstern des evangelischen Tags genannt.

Luther kehrte zu seinen gewöhnlichen Beschäftigungen zurück. Er war damals mit Arbeiten überhäuft, da er nicht allein Professor, Prediger und Beichtvater war, sondern noch viele andere Beschäftigungen für seinen Orden und sein Kloster hatte. „Ich habe,“ schrieb er, „immer zwei Sekretaire nöthig, denn ich muß fast den ganzen Tag Briefe schreiben. Ich bin Prediger des Klosters, Redner am Tische, Pastor und Prediger der Pfarre, Studiendirektor, Vikar des Priors (das heißt eifsmal Prior), Inspektor der Leiche zu Rikau, Advokat der Herbergen von Herzberg bis Torgau, Lektor des Paulus, Commentator der Psalmen Ich kann selten meine Gebete hersagen und singen, um nicht vom Kampfe gegen Fleisch und Blut, den Teufel und die Welt zu reden . . . So müßig muß ich gehen!“ ²⁾

Damals brach in Wittenberg die Pest aus. Viele Studenten und Lehrer verließen die Stadt. Luther blieb. „Ich weiß nicht,“ schrieb er seinem Erfurter Freunde, „ob die Pest den Ga-

1) Mathesius, p. 10.

2) Epp. I. p. 41, an Lange, den 26. Oct. 1516.

laterbrief zu schließen gestattet. Sie ist rasch und kurz, stiftet große Verwüstungen an, schon die Jugend am wenigsten. Du räthst mir zur Flucht. Wohin soll ich fliehen? Die Welt wird schwerlich einstürzen, wenn Bruder Martin stürzt. 1) Wenn die Pest zunimmt, schicke ich alle Brüder fort, aber ich muß bleiben, der Gehorsam gestattet mir keine Flucht, bis der mich abrufet, der mich herbeirufen hat. Nicht daß ich den Tod nicht fürchtete (denn ich bin nicht der Apostel Paulus, sondern dessen Erklärer), aber der Herr wird mich wohl von der Furcht befreien." So entschieden war der Wittenberger Lehrer. Er, der vor der Pest nicht floh, sollte vor Rom, vor der Furcht eines Scheiterhaufens fliehen?

10.

Stellung zum Kurfürsten. — Rath für den Kaplan. — Herzog Georg. — Luther am Hofe. — Das Gastmahl am Hofe. — Abend bei Emser.

Luther bewies gleich viel Muth den Mächtigen der Welt wie den gefährlichen Krankheiten gegenüber. Der Kurfürst war mit dem Generalvikar sehr zufrieden, welcher in den Niederlanden viele Reliquien aufgefunden hatte. Luther gibt dem Spalatin Nachricht darüber. Diese Reliquien-Einsammlung zum Anbeginne der Reformation ist eine eigenthümliche Erscheinung; die Reformatoren wußten noch nicht, wie weit sie gehen würden. Der Kurfürst wollte den Generalvikar mit einem Bisthum belohnen, allein Luther, dem Spalatin diese Absicht mitgetheilt hatte, rieth sehr davon ab. „Gar vieles gefällt deinem Kurfürsten und ist Gott mißfällig. In weltlichen Angelegenheiten ist er gewiß sehr erfahren, aber in Bezug auf Gott und das Heil der Seelen ist er, wie Pseffinger, sein Rathgeber, siebenfach blind. Ich sage das nicht hinterrücks als Verläumder; theile es ihnen nur mit, ich bin bereit, zu jeder Gelegenheit ihnen dasselbe in's Gesicht zu

1) Quo fugiam? Spero quod non corrueat orbis, ruente fratre Martino.
Epp. I. p. 42. vom 26. Oct. 1516.

sagen. Warum wollt ihr diesen Mann in den Wirbel der bischöflichen Sorgen stürzen?"¹⁾

Der Kurfürst nahm Luthers Freimuth nicht übel. „Der Fürst," schrieb Spalarin, „spricht oft mit Achtung von dir." Friedrich schickte dem Mönche feines Tuch zu einer Kutte. „Es wäre zu fein," schrieb Luther, „wenn es nicht ein fürstliches Geschenk wäre. Ich bin es nicht werth, daß sich irgend Jemand, vollends ein Fürst und gar ein so großer, meiner erinnere. Die am schlimmsten von mir denken, nützen mir am meisten."²⁾ Danke dem Fürsten für seine Gnade, aber ich will weder von dir noch von sonst Jemand gelobt werden, denn Menschenlob ist eitel, das Lob von Gott ist allein wahrhaftig."

Der treffliche Kaplan wollte nicht allein am Hofe wirken, sondern auch dem Volke nützen, aber, wie zu allen Zeiten Viele thun, ohne die Gemüther zu verletzen, ohne Jemand zu reizen und sonach zur allgemeinen Zufriedenheit. „Gib mir," schrieb er an Luther, „irgend ein Buch an, das ich in's Deutsche übersetzen könnte, doch muß es allgemein gefällig und nützlich sein." — Luther antwortete: „Gefällig und nützlich! Eine solche Bitte übersteigt meine Kräfte. Das Heilsame gefällt oft am wenigsten. Gibt es etwas Heilsameres als Jesus Christus! Und doch ist er für viele ein Todesgeruch. Du willst nur denen nützen, die das Gute lieben. Dann laß Jesu Christi Stimme hören: so bist du gefällig und angenehm, aber freilich nur der Minderzahl, denn in diesem Lande der Wölfe sind die Lämmer selten."³⁾

Doch empfahl Luther seinem Freunde die Predigten des Dominikaners Tauler. „Mir ist weder in lateinischer noch in deutscher Sprache eine gesündere und dem Evangelium angemessenere Theologie vorgekommen. Koste sie und sieh wie sanft der Herr ist, aber erst nachdem du gekostet und gesehen hast, wie bitter alles was von uns kommt."⁴⁾

Im Laufe des Jahres 1517 kam Luther mit dem Herzoge Georg von Sachsen in Berührung. Das sächsische Haus hatte

1) Multa placent principi tuo, quae deo displicent. (Lutheri, Epp. I. p. 25.)

2) Ji mihi maxime prosunt, qui mei pessime meminerint. (Lutheri, Epp. p. 45.)

3) Quo sunt aliqua salubriora, eo minus placent. (Ibid p. 46.)

4) Quam amarum est quicquid nos sumus. (Ibid.)

damals zwei Häupter. Zwei in ihrer Jugend von Kunz von Kauffungen aus dem Altenburger Schlosse entführte Prinzen, Ernst und Albert, waren durch den Leipziger Traktat Begründer zweier Linien, die noch ihren Namen führen. Der Kurfürst Friedrich, Ernsts Sohn, war damals Haupt der ernestinischen, sein Vetter, Herzog Georg, der albertinischen Linie. Dresden und Leipzig gehörten dem Herzoge, der in ersterer Stadt wohnte. Seine Mutter Sidonia war Tochter Georg Podiebrads, Königs von Böhmen, und der seit Hussens Zeiten in Böhmen geführte Kampf gegen Rom war nicht ohne Einfluß auf den sächsischen Fürsten geblieben, der oft eine Reformation gewünscht hatte. Er hat sie mit der Muttermilch eingesogen, sagte man, er ist von Natur ein Feind des Klerus.¹⁾ Er quälte in mannigfacher Weise die Bischöfe und Aebte, die Domherren und Mönche, sein Vetter, der Kurfürst, mußte sich ihrer oft annehmen. Herzog Georg hätte ein eifriger Anhänger der Reformation sein müssen. Der andächtige Friedrich, der am heiligen Grabe die Spuren Gottfrieds angelegt, das große schwere Schwert des Eroberers von Jerusalem umgürtet, und wie einst der fromme Ritter für die Kirche zu kämpfen geschworen hatte, schien ein mächtiger Krieger für Rom zu werden. Aber wo es sich um das Evangelium handelt, sind oft alle menschlichen Wahrscheinlichkeiten verkehrt; das Gegentheil traf ein. Der Herzog demüthigte die Kirche und den Klerus, erniedrigte Bischöfe, deren Hofstaat den Seinigen weit übertraf, aber es war etwas anderes, die evangelische Lehre in sein Herz aufzunehmen, die ihn demüthigen mußte, sich als Sünder zu erkennen und nur aus Gnaden selig zu werden für wahr zu halten. Alle andern hätte er gern reformirt, nur nicht sich selbst. Er hätte wohl den Bischof von Mainz gezwungen, mit einem Bisthume zufrieden zu sein und nur vierzehn Pferde im Stalle zu haben, wie er mehr als einmal sagte,²⁾ aber als er sah, daß ein anderer Reformator auftrat, daß ein Mönch dieses Werk aufnahm und die Reformation im Volke Anklang fand, wurde der stolze Enkel des Hussitenkönigs der

1) *Lutheri Opp.* W. XXII. p. 1849.

2) *Lutheri Opp.* *ibid.*

heftigste Gegner der Reformation, als deren Anhänger er sich gezeigt hatte.

Im Juli 1517 hielt Herzog Georg bei Staupitz um einen gelehrten und beredten Prediger an. Dieser schickte Luthern, den er als einen Mann von großer Gelehrsamkeit und untadelhaften Sitten empfahl. Der Herzog forderte ihn auf, zu Dresden in der Schloßkapelle am Jakobstage zu predigen.

An dem Tage ging der Herzog mit seinem Hofe in die Kirche, um den Wittenberger Prediger zu hören, der mit Freunden die Gelegenheit ergriff, vor einer solchen Versammlung von der Wahrheit zu zeugen. Er predigte über das Evangelium des Tags: „Da trat zu ihm die Mutter der Kinder Zebedäi mit ihren Söhnen, u. s. w.“ (Matth. 20, 20—23.) Er sprach über die unbesonnenen Bitten und Wünsche der Menschen, dann über die Gewißheit des Heils, die er auf den Grund baute, daß die, so Gottes Wort gläubig hören, die wahren, zum ewigen Leben bestimmten Jünger Jesu Christi sind. Dann behandelte er die Gnadenwahl, zeigte, daß diese Lehre, mit Christi Werk verbunden, die Schrecken des Gewissens zu bannen vermag, so daß die Menschen, anstatt den heiligen Gott zu fliehen, im Hinblick auf ihre Unwürdigkeit in ihm Zuflucht zu suchen veranlaßt werden. Endlich erzählte er eine Parabel von drei Jungfrauen, aus der er erbauliche Nutzenanwendungen zog.

Das Wort der Wahrheit machte auf die Zuhörer einen tiefen Eindruck, zwei derselben schienen der Rede des Wittenberger Mönchs besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Die eine war eine Frau von würdigem Aeußern, die bei dem Hofe saß und welcher tiefe Rührung anzusehen war. Sie hieß Frau von der Saale und war Obersthofmeisterin der Herzogin. Der andere war ein Licentiat des kanonischen Rechts, Sekretär und Rath des Herzogs, Hieronymus Emser, ein talentvoller und kenntnißreicher Mann, der als Hofmann und gewandter Politiker gern beiden feindlichen Parteien zu Liebe gelebt hätte: er wollte in Rom als Vertheidiger des Papstthums gelten und in Deutschland unter den Gelehrten seiner Zeit glänzen. Unter diesem biegsamen Charakter verbarg sich große Leidenschaft. In der Dres-

dener Schloßkapelle trafen sich Luther und Emser, die später mehr als eine Lanze miteinander brachen, zuerst.

Die Mittagstafel war zugerichtet und die herzogliche Familie setzte sich mit den Hofbeamten, wo man bald die Predigt besprach. „Wie hat Ihnen die Predigt gefallen?“ frug der Herzog die Frau von der Saale. — „Ich stürbe ruhig, wenn ich noch so eine Predigt hören könnte,“ erwiderte sie. — „Ich,“ sagte Georg zornig, „gäbe viel Geld darum, ihn nicht gehört zu haben, solche Reden veranlassen nur, daß die Menschen ruhig sündigen.“

Da der Herr seine Ansicht ausgesprochen hatte, ließen die Hofleute ihre Unzufriedenheit rücksichtslos aus. Ein jeder hatte etwas zu bemerken. Einige behaupteten, Luther habe bei seiner Parabel von den drei Jungfrauen drei Hofdamen gemeint; darüber wurden viele Spötteleien gemacht. Man machte Witze über die drei Wittenberger Fräulein, welche der Wittenberger Mönch öffentlich bezeichnet haben sollte.¹⁾ Es ist ein unwissender, meinten die einen, andere, es sei ein stolzer Mönch. Jeder hatte etwas über die Predigt zu sagen und verdrehte deren Inhalt. Die Wahrheit war an einen Hof gerathen, der zu ihrer Aufnahme nicht vorbereitet war; ein jeder mißhandelte sie nach Belieben. Doch indeß das Wort Gottes für viele zum Falle gerieth, war sie ein Stein der Aufrichtung für die Obersthofmeisterin; sie erkrankte einen Monat darauf, erfasste vertrauensvoll die Gnade des Herrn und starb freudig.²⁾

Vielleicht hat der Herzog das Zeugniß von der Wahrheit nicht umsonst vernommen. Er war immer ein Gegner der Reformation, aber auf dem Sterbebette hat er endlich erkannt, er hoffe nur auf das Verdienst Jesu Christi.

Emser lud Luther im Auftrage seines Herrn zu sich zum Abendessen, Luther lehnte es ab, aber Emser bestand darauf und nöthigte ihn. Luther dachte nur einige Freunde zu finden, merkte aber gleich, daß man ihm eine Schlinge legen wollte.³⁾ Ein

1) Has tres postea in aula principis a me notatas garriunt. (Lutheri Epp. I. 85.)

2) Keith Leben Luthers p. 32.

3) Inter medias me insidias conjectum. (Lutheri Epp. I. 85.)

Leipziger Magister artium und mehrere Dominikaner waren bei dem Sekretär des Fürsten. Der von sich selbst eingenommene und gegen Luther feindlich gesinnte Magister redete ihn freundlich und süßlich an, aber bald wurde er heftig und fing an eifrig zu schreien.¹⁾ Der Kampf begann, „es handelte sich,“ schreibt Luther, „um Pöffen des Aristoteles und Thomas.“²⁾ Endlich forderte Luther den Magister auf, mit aller Gelehrsamkeit der Thomisten anzugeben, was die Gebote Gottes vollziehen heiße. Der verwirrte Magister suchte sich zu helfen. „Bezahle mir erst mein Honorar,“ sagte er, „da pastum.“ Als ob er die Gäste wie Schüler betrachten und einen förmlichen Unterricht ertheilen sollte. Auf diese einfältige Antwort folgte ein Gelächter und die Gesellschaft ging auseinander.

Während dieser Unterhaltung hatte ein Dominikaner an der Thüre gehorcht. Er wollte vortreten und Luthern in's Gesicht speien,³⁾ doch mäßigte er sich und rühmte sich dessen erst später. Emser war erfreut, daß seine Gäste sich stritten und er in der richtigen Mitte verharrte; er entschuldigte sich angelegentlichst bei Luther wegen dieser Vorfälle.⁴⁾ Luther kehrte nach Wittenberg zurück.

11.

Freiheit und Knechtschaft. — Theien. — Natur des Menschen. — Rationalismus. — Bitte in Erfurt. — Gt. — Urban Regius. — Luthers Bescheidenheit.

Er begann seine Arbeiten mit neuem Eifer, und bereitete eine Anzahl junger Theologen zum Examen für die Erlaubniß Vorlesungen zu halten vor. Am meisten freute es ihn, daß die Promotion zu Aristoteles Schande ausfallen sollte, „dessen Feinde

1) In me acriter et clamose invectus est. (Lutheri Epp. I. 85.)

2) Super Aristotelis et Thomae nugis. (Ibid.)

3) Ne prodiret et in faciem meam spueret. (Ibid.)

4) Enixe sese excusavit. (Ibid.)

ich gern vervielfachen möchte.“¹⁾ Damals gab er beachtungswerthe Thesen.

Er behandelte die Freiheit, die er schon in Feldkirchens Thesen berührt hatte, und auf die er nun tiefer einging. Man hat seit dem Entstehen des Christenthums einen mehr oder minder heftigen Kampf über die Lehre von der Freiheit und der Knechtschaft des Menschen geführt. Einige Scholastiker hatten wie Pelagius und andere Doktoren gelehrt, der Mensch besitze die Freiheit, oder die Fähigkeit Gott zu lieben und Gutes zu thun, von selbst. Luther läugnete diese Freiheit, nicht um sie dem Menschen zu rauben, sondern um sie ihm zu verschaffen. Der Kampf ist nicht eigentlich zwischen Freiheit und Knechtschaft, sondern zwischen einer von Gott und einer von den Menschen kommenden Freiheit. Die sogenannten Anhänger der Freiheit sagen zum Menschen: du kannst Gutes thun, einer größeren Freiheit bedarfst du nicht. Die Anhänger, welche man Anhänger der Knechtschaft genannt hat, sagen hingegen: die wahre Freiheit fehlt dir, Gott bietet sie dir im Evangelium an. Einerseits spricht man von Freiheit, um die Knechtschaft zu begründen, andrerseits von Knechtschaft um Freiheit zu geben: so hat man zu Pauli, Augustins und Luthers Zeiten gekämpft. Die einen sagen: Wendet nichts! und sind Anhänger der Knechtschaft, die andern: Sprengt eure Fesseln! und kämpfen für die Freiheit.

Aber in dieser Frage liegt nicht die ganze Reformation. Es ist nur eine von den vielen Lehren, welche der Wittenberger Doctor verbreitete. Die Reformation war nicht im mindesten ein Fatalismus, ein Kampf gegen die Freiheit, vielmehr emancipirte sie herrlich den menschlichen Geist. Sie riß die Bande entzwei, mit denen die Hierarchie den menschlichen Gedanken gefesselt hatte, stellte die Idee von Freiheit, Recht der Prüfung her, befreite ihre Zeit, uns, die fernste Nachwelt. Sage man nicht, sie habe den menschlichen Geist von allem menschlichen Despotismus befreit und ihn unter die Allmacht der Gnade geknechtet. Sie wollte allerdings den menschlichen Willen dem göttlichen unterordnen, beide mit einander verschmelzen, aber der Philosoph

1) Cujus vellem hostes cito quam plurimos fieri. (Lutheri Epp. I. 59.)

weiß, daß die volle Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes die einzige, höchste, vollkommene Freiheit ist, und daß der Mensch nur dann wahrhaft frei ist, wenn höchste Gerechtigkeit und ewige Wahrheit allein in ihm herrschen.

Hier mögen von den 99 Propositionen Luthers gegen den pelagianischen Rationalismus der scholastischen Theologie folgende stehen:

„Es ist wahr, daß der Mensch, der zum schlechten Baume geworden ist, nur Böses wollen und thun kann.

„Es ist falsch, daß der sich selbst überlassene Wille Gutes oder Böses thun kann, denn er ist nicht frei, sondern gefangen.

„Der menschliche Wille kann nicht Alles, das ihm geboten wird, wollen oder nicht wollen.

„Der Mensch kann von Natur nicht wollen, daß Gott Gott sei. Er zöge vielleicht vor, selbst Gott zu seyn, so daß Gott nicht Gott wäre.

„Die beste und untrügliche Vorbereitung und einzige Anlage zur Gnade ist die ewige Wahl und Vorherbestimmung Gottes. 1)

„Es ist falsch, daß der Mensch, wenn er alles in seinen Kräften thut, die Hindernisse der Gnade aus dem Wege räumt.

„Kurz, die Natur hat weder richtige Erkenntniß noch guten Willen. 2)

„Menschlicherseits kommt der Gnade nichts entgegen als die Ohnmacht oder die Auflehnung.

„Es gibt keine moralische Tugend ohne Stolz, ohne Traurigkeit, d. h. ohne Sünde.

„Wir sind von Anfang bis Ende nicht Herren, sondern Knechte unsrer Handlungen.

„Wir werden nicht gerecht durch gerechtes Thun, aber wenn wir gerecht geworden, thun wir Gerechtes.

„Wer da sagt, ein Theologe, der kein Logiker ist, sei ein Reher und Abenteuerer, hält eine keizerische und abenteuerische Rede.

1) Optima et infallibilis ad gratiam praeparatio et unica dispositio est aeterna dei electio et praedestinatio. (Lutheri Opp. lat. I. 56.)

2) Breviter nec rectum dictamen habet natura, nec bonam voluntatem. (Ibid.)

„Keine syllogistische Form stimmt mit den göttlichen Ausdrücken. ¹⁾

„Könnte man die syllogistische Form auf göttliche Dinge anwenden, so kenne man den Artikel von der heiligen Dreieinigkeit und glaube ihn nicht.

„Kurz, Aristoteles ist für die Theologie, was die Finsterniß für das Licht ist.

„Der Mensch ist ein größerer Feind der Gnade Gottes als des Gesetzes.

„Wer außerhalb der Gnade Gottes ist, sündigt unaufhörlich, selbst wenn er Mord, Diebstahl, Ehebruch nicht begeht.

„Er sündigt, denn er erfüllt das Gesetz nicht geistig.

„Nicht tödten, keinen Ehebruch begehen, nur äußerlich und der That nach, ist die Gerechtigkeit der Scheinheiligkeit.

„Gesetz und Wille sind zwei, ohne Gnade Gottes unversöhnliche Gegner. ²⁾

„Der Wille will immer anders als das Gesetz, wenn er nicht aus Furcht oder Liebe dasselbe zu wollen sich stellt.

„Das Gesetz ist der Henker des Willens, der nur durch das Kind, das uns geboren ist (Je s. 9, 6.) überwunden wird. ³⁾

„Das Gesetz fördert die Sünde, denn es reizt und stößt den Willen zurück.

„Aber die Gnade Gottes fördert die Gerechtigkeit durch Jesum Christum, welcher dem Gesetze Anhang verschafft.

„Alle Werke des Gesetzes sind äußerlich gut, innerlich sind sie sündhaft.

„Wenn sich der Wille ohne Gnade Gottes zum Gesetze wendet, thut er es nur aus Eigennutz.

„Verflucht sind, welche des Gesetzes Werke thun.

„Gesegnet, welche die Werke der Gnade Gottes thun.

1) Nulla forma syllogistica tenet in terminis divinis. (Lutheri Opp. lat. I. 56.)

2) Lex et voluntas sunt adversarii duo sine gratia dei implacabiles. (Ibid.)

3) Lex est exactor voluntatis, qui non superatur nisi per parvulum qui natus est nobis. (Ibid. 57.)

„Das gute Gesetz, durch welches man lebt, ist die Liebe Gottes, ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist. (Röm. 5, 5.)

„Die Gnade ist nicht gegeben, damit das Werk öfter und leichter geschehe, sondern weil ohne Gnade kein Liebeswerk geschehen kann.

„Gott lieben heißt sich selbst hassen und außer Gott nichts wissen.“ 1)

So schreibt Luther alles Gute, das der Mensch verrichten kann, Gott zu. Der Wille des Menschen soll nicht ausgebessert, geflickt werden: es bedarf eines ganz neuen. Nur Gott hat das sagen können, weil er allein es ausführen kann. Es ist dieses eine der größten und wichtigsten Wahrheiten, die der menschliche Geist zu erkennen vermag.

Aber indem Luther die Ohnmacht des Menschen darstellte, verfiel er nicht in das entgegengesetzte Extrem. Er sagt in der achten These: „Daraus folgt nicht, daß der Wille von Natur böse, also, wie die Manichäer meinen, die Natur des Bösen sei.“ 2) Die Natur des Menschen war ursprünglich gut, sie ist vom Guten, das Gott ist, abgekehrt, zum Bösen hingewandt. Ihr herrlicher, heiliger Ursprung bleibt, und durch Gottes Macht kann sie denselben wieder gewinnen. Die Aufgabe des Christenthums ist ihn ihr wiederzugeben. Das Evangelium zeigt uns freilich den Menschen in einem Zustand von Erniedrigung und Ohnmacht, aber zwischen zwiefachem Ruhm und zwiefacher Größe, einem vergangenen Ruhm, den er verlassen, einen zukünftigen, zu welchem er berufen ist. So ist es, der Mensch weiß das, und er entdeckt leicht, daß alles, was ihm von jeziger Reinheit, Macht, Größe gesagt wird, nichts als Lüge ist, mit der man seinen Hochmuth einwiegen oder einschläfern will.

Luther erhob sich in seinen Thesen nicht nur gegen die angebliche Güte des menschlichen Willens, sondern auch gegen die angebliche Fähigkeit seines Verstandes bei der Erkenntniß gött-

1) *Lutheri Opp. Lips. XVII. p. 143 et Opp. lat. I.*

2) *Nec ideo sequitur quod sit naturaliter mala, id est natura mali, secundam Manichaeos. (Lutheri Opp. ibid.)*

licher Dinge. Die Scholastik hatte der Vernunft und dem Willen gleich viel eingeräumt. Diese Theologie war im Grunde nur eine Art von Rationalismus. Die angeführten Propositionen weisen darauf hin. Man könnte sie fast gegen den heutigen Rationalismus gerichtet meinen. In den Thesen, dem ersten Aufrufe zur Reformation, griff Luther die Kirche und den Volksaberglauben an, welcher Indulgenzen, Fegfeuer und so viele andere Mißbräuche zum Evangelium hinzugesetzt hatte. In den eben angeführten trat er gegen die Schule und den Rationalismus auf, welche diesem Evangelio die Lehre von Gottes Allmacht, Offenbarung und Gnade entzogen hatten. Erst war die Reformation gegen den Rationalismus, dann gegen den Aberglauben gerichtet, erst für die Rechte Gottes, und dann gegen die Auswüchse des Menschen. Sie war erst positiv und dann negativ. Man hat dieses nicht zur Genüge anerkannt und doch kann man ohne diese Ansicht diese religiöse Revolution nicht richtig würdigen.

Wie dem nun sei, Luther hatte neue Wahrheiten mit großer Energie ausgesprochen. Es wäre leicht gewesen, diese Thesen in Wittenberg zu vertheidigen, wo sein Einfluß überwog, aber es hätte geheißen, daß er sich ein Schlachtfeld aussuche, wo kein Feind erscheinen könnte. Eine größere Deffentlichkeit mußte der Kampf auf einer andern Universität herbeiführen, und durch die Deffentlichkeit ist die Reformation entstanden. Er sah nach Erfurt hin, wo ihm die Theologen so sehr zürnten.

Er schickte demnach seine Thesen an den Erfurter Prior Lange und schrieb: „Ich bin gespannt darauf, was du über diese Paradoxen urtheilst, ich bin wirklich beinahe unruhig geworden, denn eure Theologen werden, was mir sehr orthodox scheint, diese wahrscheinlich als paradox oder gar als kadox (schlechte Lehre) betrachten.“¹⁾ Laß mich so bald als möglich darüber hören. Erkläre der theologischen Fakultät und allen anderen, daß ich bereit bin, hinzukommen und diese Thesen auf der Universität oder im Kloster zu vertheidigen.“ Man nahm Luthers Herausforderung nicht an, die Erfurter Mönche ließen ihm nur wissen, daß ihnen seine Thesen höchlichst mißfallen hätten.

1) Imo cacodoxa videri suspicor. *Luth. Epp. I, 6.*

Aber er wollte sie auch noch anderswohin schicken, und dachte dabei an einen Mann, der in der Reformationsgeschichte eine große Rolle gespielt hat, also näher gekannt zu werden verdient.

Ein ausgezeichnete Professor, Johann Meyer, lehrte damals in Bayern an der Ingolstädter Universität; er war aus dem schwäbischen Dorfe Eck gebürtig und hieß gemeinlich Doktor Eck. Luther schätzte dessen Talente und Kenntnisse. Er war geistreich, hatte viel gelesen, besaß ein gutes Gedächtniß: Benehmen und Stimme verriethen die Lebhaftigkeit seines Geistes. Eck war im Süden Deutschlands in Hinsicht des Talents, was Luther im Norden; beide waren die ausgezeichnetsten Theologen der Epoche, wenn auch mit sehr verschiedenen Tendenzen. Ingolstadt war beinahe Wittenbergs Nebenbuhlerin, der Ruf dieser beiden Lehrer zog von allen Seiten wißbegierige Studenten heran. Auch ihre persönlichen Eigenschaften machten sie bei den Zuhörern beliebt. Man hat Eck's Charakter angegriffen; zu der Zeit, die wir jetzt berühren, war sein Herz gewiß nicht für edle Regungen verschlossen.

Unter den Studenten in Ingolstadt befand sich ein junger Mann vom Ufer eines Alpensees, Urban Regius. Er hatte zuerst zu Freiburg im Breisgau studirt, war dann wegen Eck's Ruf nach Ingolstadt gegangen und gewann durch einen aufmerksamen Besuch der philosophischen Vorlesungen dessen Gunst. Da er für sich selbst sorgen mußte, übernahm er die Studienleitung mehrerer jungen Adeligen. Er mußte ihr Betragen und ihre Studien überwachen, ihre Bücher und Kleidungsstücke kaufen; sie kleideten sich prächtig und lebten lustig. Regius gerieth in Verlegenheit und bat ihre Eltern, die Söhne abzufragen. Habt nur Geduld, antwortete man. Die Schulden nahmen zu, die Gläubiger drängten, er wußte nicht wohin. Der Kaiser warb damals ein Heer gegen die Türken: Werber kamen nach Ingolstadt. Urban ließ sich in der Verzweiflung einschreiben. Er erschien gerade zur Abmarsch-Revue in Militärkleidung. Doktor Eck betrat mit mehreren seiner Kollegen den Markt und erkannte den Studenten mit Erstaunen unter den Rekruten. „Urban Regius!“ sagte er und sah ihn durchbohrend an. Hier

bin ich, antwortete der Rekrut. „Und weshalb bist du hier?“ Der Rekrut erzählte seine Geschichte. „Ich will das schon in Ordnung bringen,“ antwortete Eck, nahm ihm die Hellebarde ab und kaufte ihn los. Die vom Doktor mit der Ungnade des Fürsten bedrohten Eltern schickten das nöthige Geld zur Bezahlung der Schulden. Urban Regius war gerettet und wurde später eine kräftige Stütze der Reformation.

Luther dachte an diesen Doktor Eck, um seine Thesen über den Pelagianismus und scholastischen Rationalismus in Süddeutschland zu verbreiten. Er schickte sie dem Professor nicht unmittelbar zu, sondern dem Nürnberger Stadtschreiber, ihrem gemeinschaftlichen trefflichen Freunde, Christoph Scheurl, und bat ihn, die Thesen dem benachbarten Doktor Eck zu schicken. „Ich schicke euch meine sehr paradoxen, und wie diesem dünkt, kassiodoren Propositionen (*κασιοτόδοξας*): gebt sie dem gelehrten und geistreichen Eck, damit ich höre, was er darüber sagt.“¹⁾ So sprach Luther damals in voller Freundschaft von Eck, und er löste sie auch nicht auf.

Aber der Kampf sollte nicht so beginnen. Die Thesen betrafen wohl wichtigere Gegenstände als die, welche zwei Monate später die Kirche anzündeten, doch gingen sie unerachtet aller Aufforderungen Luthers unbemerkt vorüber. Man las sie in der Schule, außerhalb derselben machten sie kein Aufsehen. Es handelte sich nur um Universitätsthesen und theologische Lehren: die späteren Thesen betrafen ein Uebel, welches unter dem Volke zugenommen hatte und damals ganz Deutschland bedrückte. So lange Luther vergessene Lehren hervorrief, schwieg man, Alle horchten, als er fränkende Mißbräuche tadelte.

Doch wollte Luther in beiden Fällen immer nur theologische Disputationen, wie sie auf Universitäten üblich waren, hervorgerufen. Weiter hinaus dachte er nicht und wollte kein Reformator werden. Er war demüthig, und zwar bis zur Aengstlichkeit und Ungewißheit. „Ich verdiene wegen meiner Unwissenheit in einem Winkel verborgen zu sein und von Keinem unter der

1) *Eccio nostro, eruditissimo et ingeniosissimo viro exhibete, ut audiam et videam, quid vocet illas. Luth. Epp. I. p. 63.*

Sonnen gekannt zu sein." ¹⁾ Aber aus diesem Winkel, wo er unbekannt bleiben wollte, zog ihn eine mächtige Hand. Ein von Luthers Willen unabhängiger Umstand trieb ihn auf das Schlachtfeld und der Krieg fing an. Diesen von der Vorsehung herbeigeführten Umstand habe ich zunächst zu berichten.

1) L. opp. W. XVIII. p. 1944.

Drittes Buch.

Die Indulgenzen und die Chesen.

1517 — Mai 1518.

1.

Aufregung. — Prozession. — Tezel. — Dessen Rede. — Beichte. — Verkauf. — Öffentliche Buße. — Ein Ablasszettel. — Ausnahmen. — Vergnügungen und Ausschweifungen.

In ganz Deutschland herrschte damals unter dem Volke große Aufregung. Die Kirche hatte auf Erden einen gewaltigen Handel angefangen. Die Menge der Käufer, der Lärmen, die Witze der Verkäufer ließen auf eine Messe, die von Mönchen gehalten wurde, schließen. Die Waare, die sie feil hielten und zu herabgesetzten Preisen anboten, war das Seelenheil.

Die Kaufleute durchfuhren das Land in einem schönen Wagen, von drei Reitern begleitet, mit großer Dienerschaft und übermäßiger Verschwendung. Man hätte meinen sollen, eine Eminenz mache mit Beamten und Dienerschaft eine Rundreise, nicht ein gewöhnlicher Verkäufer oder ein Bettelmönch. Nahte sich der Zug einer Stadt, so begab sich ein Abgeordneter zum Magistrat und sagte: „Die Gnade Gottes und des heiligen Vaters ist vor den Thoren.“ Dann gerieth Alles in Bewegung. Der Klerus, die Priester, die Nonnen, der Rath, die Schullehrer, die Gewerke mit ihren Fahnen, Männer und Frauen, Alt und Jung mit Kerzen in der Hand zogen beim Geläute aller Glocken und voller Musik aus, so daß, wie ein Geschichtschreiber sagt, Gott selbst nicht hätte prächtiger empfangen werden können. Nachdem die Begrüßungen stattgehabt, begab sich der Zug in die Kirche. Die Gnadenbulle des Papstes wurde auf einem sammetnen Kissen oder einem goldgewirkten Tuch vorangetragen, dann folgte der Anführer der Indulgenzenhändler, ein hölzernes rothes Kreuz in der Hand. Die Prozession zog mit Gesang, Musik und Weihrauch voran, und in der Kirche wurde der

Mönch mit seinen Begleitern unter Orgelklang und Musikschall empfangen. Sein Kreuz wurde auf dem Altar aufgestellt, das päpstliche Wappen dabei aufgehangen, und während der ganzen Zeit seines Aufenthalts besuchten ihn Geistliche, Beichtväter und Unterkommisarij alle Tage zur Vesper oder vor dem Salve, um ihn zu begrüßen, mit weißen Stäblein in den Händen.¹⁾ Diese große Angelegenheit machte in den friedlichen deutschen Städten damals besondres Aufsehen. Ein Mann fesselte bei diesen Verkäufen besonders die Aufmerksamkeit der Zuschauer, es war der Träger des großen rothen Kreuzes, welcher die Hauptrolle spielte. Im Gewande der Dominikaner trat er mit Anmaßung auf. Er hatte eine schallende Stimme und schien, obschon 63 Jahre alt, noch sehr rüstig.²⁾ Es war der Sohn des Leipziger Goldschmids Diez, der Johann Diezel oder Tezel genannt wurde; er hatte in seiner Geburtsstadt studirt, war 1487 Baccalaureus geworden und zwei Jahre später in den Dominikanerorden eingetreten. Zahlreiche Ehrenbezeugungen waren ihm zu Theil geworden. Er hatte als Baccalaureus der Theologie, Prior der Dominikaner, apostolischer Kommissarius, Inquisitor, „haereticae pravitatis inquisitor,“ seit 1502 unausgesezt den Indulgenzenhandel getrieben. Seine Geschicklichkeit als Subalterner hatte ihm bald die Beförderung zum Oberkommisarius verschafft. Er bezog monatlich 24 Gulden, alle Kosten wurden bezahlt, Wagen und drei Pferde ihm geliefert, aber sein Nebenverdienst übertraf seinen Gehalt bei Weitem. Im Jahre 1507 hatte er in Freiburg in zwei Tagen 2000 Gulden eingenommen. Amt und Sitten waren die eines Quacksalbers. In Innsbruck war er des Ehebruchs und ehrlosen Benehmens überführt zum Tode verurtheilt worden, Kaiser Maximilian hatte die Strafe des Säckens über ihn verhängt, aber Kurfürst Friedrich von Sachsen dessen Begnadigung erwirkt.³⁾

1) Instruktion des Erzbischofs von Mainz an die Unterkommisarij der Indulgenz. Art. 8.

2) Ingenio ferox et corpore robustus. (Cochlaeus 5.).

3) Welchen Kurfürst Friedrich vom Saß zu Innsbruck erbeten hatte. (Matthesius 10.)

Diese Lehre hatte ihn nicht gebessert: er hatte zwei seiner Kinder bei sich, wie der päpstliche Legat Miltitz selbst erwähnt ¹⁾. In allen deutschen Klöstern hätte sich für dieses Amt kein geeigneterer Mönch finden lassen, denn er besaß die theologischen Kenntnisse eines Mönchs, den Eifer und Geist eines Inquisitors und die höchste Unverschämtheit, so wie er, was ihm besonders half, seltsame Geschichten zu erfinden wußte, womit er das Volk gewann. Jedes Mittel war ihm gut, um seine Kasse zu füllen: er bot mit lauter Stimme und mit der Beredtsamkeit eines Marktschreiers einem Jeden seine Indulgenzen an, und wußte besser als irgend ein Kaufmann seine Waare anzupreisen. ²⁾

Sobald das Kreuz aufgerichtet und das päpstliche Wappen daran gehangen war, bestieg Tezel die Kanzel und pries mit fester Stimme den Werth des Ablasses dem in der Kirche versammelten Volke an, das ihm zuhörte und über die Verkündigung der wunderbaren Eigenschaften erstaunte. Ein Jesuit berichtet über die Dominikaner, welche Tezel begleiteten: „Einige dieser Prediger übertrieben, wie gewöhnlich, den von ihnen behandelten Gegenstand und setzten den Werth der Indulgenzen so hoch, daß sie unter dem Volke die Meinung verbreiteten, sobald das Geld gezahlt sei, sei auch das Heil und die Befreiung der Seelen aus dem Fegfeuer gewiß.“ ³⁾ Von solchen Schülern kann man auf den Lehrer schließen. Nach der Aufrichtung des Kreuzes sprach er einmal Folgendes:

„Der Ablass ist die herrlichste und erhabenste Gabe Gottes.

„Dieses Kreuz (er wies auf das rothe Kreuz hin) ist so wirksam als das Kreuz Jesu Christi.“ ⁴⁾

„Kommt, ich gebe euch einen besiegelten Brief, durch den euch die in der Zukunft begangenen Sünden erlassen werden.

1) *L. op. W. XV. 862.*

2) *Circumferuntur venales indulgentiae in his regionibus a Tecelio Dominicano impudentissimo Sycophanta. Melanchth. V. L.*

3) *Histoire du Luthéranisme par le P. Maimburg de la compagnie de Jésus. 1681. p. 21.*

4) *L. op. W. XXII. p. 1393.*

„Ich gäbe meine Vorrechte nicht für die des heiligen Petrus im Himmel hin, denn ich habe mehr Seelen durch meine Indulgenzen, als er durch seine Reden gerettet.

„Der Ablass kann auch die größte Sünde vergeben; hätte Jemand, was freilich unmöglich ist, der heiligen Mutter Gottes Gewalt angethan, so braucht er nur zu bezahlen und es wird ihm vergeben. 1)

„Die Buße ist nicht einmal nöthig.

„Noch mehr — die Indulgenzen versöhnen nicht allein die Lebendigen, sondern auch die Todten.

„Priester, Edelmann, Kaufmann, Frau, Jungfrau, Jüngling! hört eure Eltern und eure andern Freunde, die gestorben sind und aus dem Abgrunde rufen: wir leiden schreckliche Qualen, ein kleines Almosen befreit uns, ihr könnt es geben und wollt nicht!

Man zitterte bei diesen Worten aus dem Munde eines marktschreierischen Priesters.

„Sobald das Goldstück im Kasten klingt, fuhr Tezel fort, verläßt die Seele das Fegfeuer und fliegt erlöst in den Himmel. 2)

„O ihr Schwächlinge, die ihr fast dem Vieh gleicht, und die euch so reichlich dargebotene Gnade verkennet! Der Himmel steht euch jetzt überall offen. Willst du nicht eintreten? Wann willst du es denn? Du kannst jetzt so viele Seelen loskaufen. Harter, unachtsamer Mensch! Mit zwölf Groschen kannst du deinen Vater aus dem Fegfeuer erlösen und du bist so undankbar und weigerst dich. Ich werde am Tage des Gerichts gerechtfertigt sein, ihr aber werdet, weil ein solches Heil von euch verschmäht wird, desto strenger bestraft. Wenn du nur ein Kleid hast, verkaufe es, um diese Gnade zu erlangen. Der

1) Tezel behauptet dieses in seinen 1517 veröffentlichten Antithesen abermals. Th. 99. 100. 101. Subcommissariis insuper ac praedicatoribus veniarum imponere, ut si quis per impossibile dei genitricem semper virginem violasset, quod eundem indulgentiarum vigore absolvere possent, luce clarius est. (Positiones fratris J. Tecelii, quibus defendit indulgentias contra Lutherum.)

2) These 56 (Positiones etc.).

Herr unser Gott ist nicht mehr Gott, er hat alle Gewalt dem Papste übertragen.

Dann wandte er auch andere Waffen an und sprach:

„Wißt ihr, weshalb unser Herr eine so große Gnade theilt? Es muß die Kirche Petri und Pauli wieder gebaut werden, daß sie auf Erden ihres Gleichen nicht habe. Sie umfaßt die Leichname der heiligen Apostel Petrus und Paulus und einer Menge von Märtyrern. Diese heiligen Leichname sind im jetzigen Zustande der Kirche leider hin und her geworfen, überschwemmt, beschmutzt, entwürdigt, durch Regen und Hagel beschädigt. Soll diese heilige Asche noch lange in Schmutz und Schande liegen? ¹⁾

Diese Schilderung wirkte auf viele Zuhörer, man dachte dem armen Leo X. zu helfen, der kein Geld hatte, die Leichname Petri und Pauli zu bewahren.

Dann trat der Redner gegen seine Gegner auf und schrie: „Sie sind in den Bann gethan.“

Endlich sprach er zu den leicht lenkbaren Gemüthern und wandte dabei die heilige Schrift in gottloser Weise an. „Glückselig die Augen, die das sehen, was ihr sehet, ich sage euch, mehrere Propheten und Könige haben das zu sehen gewünscht, was ihr seht, und haben es nicht gesehen; zu hören, was ihr höret, und haben es nicht gehört!“ Dann zeigte er auf den Kasten und schloß seine Rede mit dreimaligem Rufe: „Heran, heran, heran!“ Er brüllte diese Worte so laut, sagt Luther, wie ein wüthender Stier, der auf die Leute losstürzt und sie mit den Hörnern stößt. ²⁾ Nach beendiger Rede verließ er die Kanzel, trat zum Kasten hin und warf vor allem Volke ein Goldstück hinein, das er laut klingen ließ. ³⁾

Solche Reden hörte Deutschland mit Staunen, als Gott Luthern ausrüstete.

1) Instruktion des Erzbischofs von Mainz.

2) Resolution über These 32.

3) Tengel Reformatiöns-gesch. — Myconii Hist. Ref. — Instruktionen des Erzbischofs von Mainz für die Unterkommisariaren des Ablasses. — Luthers Thesen.

Nach einer solchen Rede war die Indulgenz in feierlicher Weise angeordnet. Beichtstühle mit den Wappen des Papstes waren aufgestellt. Die Unterkommisarien und die von ihnen gewählten Beichtväter sollten die apostolischen Beichtväter Roms im großen Jubiläum vertreten, und an jedem Beichtstuhl stand mit großen Buchstaben ihr Namen, Vornamen und Titel.¹⁾

Man drängte sich nicht mit zerknirschtem Herzen, sondern ein Goldstück in der Hand zu den Beichtvätern. Männer, Frauen, Kinder, Arme, selbst die von Almosen lebten, hatten Geld dafür. Die Beichtväter empfahlen wieder die Größe des Ablasses und fragten dann jedes Beichtkind: Wie viel Geld könnt ihr euch entziehen, um einen so vollkommenen Ablass zu erhalten? Diese Frage mußte (wie es in der Mainzer Instruktion heißt) gerade zuletzt geschehen, um die Bußfertigen zum Beitrage geneigt zu machen.

Weiter forderte man nichts. In der päpstlichen Bulle war von Reue des Herzens und Bekenntniß des Mundes die Rede. Tezel und seine Genossen verheimlichten das, weil ihre Börse dann leer geblieben wäre. Die erzbischöfliche Instruktion untersagt die Erwähnung von Bekehrung oder Zerknirschung. Dreifache Gnade war verheißen, es genügt, die erste anzuführen. „Die erste Gnade, die wir euch bringen“ (sagten die Kommissarien gemäß ihrer Instruktion) „ist die vollkommene Vergebung aller Sünden, und es gibt keine größere Gnade, denn der in der Sünde lebende Mensch ist der Gnade Gottes beraubt und erhält sie wieder durch diese vollkommene Vergebung. Um so köstliche Gnade zu gewinnen, braucht man nur den Beichtbrief zu kaufen. Wer Seelen aus dem Fegfeuer loskaufen und ihnen Vergebung aller ihrer Fehltritte verschaffen will, muß Geld in den Kasten legen, aber es ist nicht nöthig, daß man im Herzen zerknirscht sei und mit dem Mund gebeichtet habe.“²⁾ Wenn man nur Geld bringt; so thut man ein gutes Werk für die Seelen der Verstorbenen und den Bau der Peterskirche.“ So hohe Güter wurden gewiß billig angeboten.

1) Instruktion u. s. w. 5. 69.

2) Instruktion 19. 36, 38.

Nach der Beichte, die sehr rasch zu Ende ging, eilten die Gläubigen zum Verkäufer. Ein Mann betrieb das Geschäft in der Nähe des Kreuzes. Er beobachtete die sich nähernden Personen sehr genau, prüfte ihre Mienen, ihre Haltung, ihre Kleidung, und forderte eine Summe, die er danach für einen Seden für angemessen hielt. Könige, Königinnen, Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe sollten vorschriftsmäßig für einen gewöhnlichen Ablass 25 Dukaten bezahlen. Uebte, Grafen, Barone gaben 10, der übrige Adel, die Rectoren und Alle, die 500 Gulden Einkünfte hatten, sechs Dukaten, ein Dukaten wurde von solchen gezahlt, die nur 200 Gulden Einkünfte hatten, von Vielen nur ein halber. Uebrigens war dem apostolischen Commissarius Vollmacht ertheilt und zwar nach den Sätzen der gesunden Vernunft, nach ihrer Magnificenz und Freigebigkeit; ¹⁾ für besondere Sünden hatte Tezel eine besondere Taxe. Für Vielweiberei zahlte man sechs, für Kirchendiebstahl und Meineid neun, für Mord acht, für Zauberei 2 Dukaten. Simson, der in der Schweiz einen ähnlichen Handel trieb, hatte eine etwas verschiedene Taxe; er forderte 4 Livres für Kindermord, einen Dukaten für Eltern- oder Brudermord. ²⁾

Diese apostolischen Commissarien stießen da und dort auch auf Hindernisse; in manchen Städten und Dörfern wollten die Männer es nicht zugeben, daß ihre Frauen Geld verschwendeten. Was mußten die andächtigen Frauen thun? Habt ihr keine Aussteuer, kein Vermögen zur Verfügung? frugen die Verkäufer. Dann könnt ihr wider den Willen eures Mannes darüber verfügen. ³⁾

Die Hand, welche den Ablass ertheilte, konnte nicht das Geld annehmen; es war dieses streng untersagt, weil man an der Redlichkeit dieser Hand zu zweifeln gute Gründe hatte. Der Bußfertige mußte das Geld selbst in den Kasten werfen. ⁴⁾ Die

1) Instruktion 26.

2) Müllers Reliquien III. p. 264.

3) Instruktion 27.

4) Instruktion 87. 90. 91.

jenigen, welche ihre Börse eigensinnig nicht öffneten, wurden mit Zornesblicken verfolgt. 1).

Befand sich unter den Beichtenden irgend Jemand, der ein Verbrechen offen begangen, ohne bestraft worden zu sein, so mußte er zuvor öffentlich Buße thun. Man führte ihn in eine Kapelle oder in eine Sakristei, entkleidete ihn bis auf das Hemd und zog ihm die Schuhe aus. Er mußte, die Arme über die Brust gekreuzt, in einer Hand ein Licht, in der andern ein Kreuz halten, und so an der Spitze der Procession zum Kreuze ziehen. Dort kniete er, bis Psalm und Collette vorüber waren, worauf die Commission den Psalm: Miserere mei, anstimmte. Die Beichtväter traten zum Büsser, führten ihn zum Kommissar: dieser nahm seinen Stab, schlug ihm dreimal gelind auf den Rücken, sagte: „Gott erbarme dich deiner und vergebe dir deine Sünden,“ und stimmte das Kyrie eleison an. Der Büsser wurde zum Kreuze zurückgeführt, der Beichtvater sprach die apostolische Absolution aus und erklärte ihn für wiedereingesetzt in die Schaar der Gläubigen. Solche traurige Mummerei wurde durch ein heiliges und dabei entweihetes Wort beendigt!

Hier mag ein Ablassbrief folgen, da es wohl der Mühe lohnt, eines von den Diplomen kennen zu lernen, welche die Reform der Kirche herbeiführten.

„Unser Herr Jesus Christus erbarme sich deiner, und spreche dich los durch die Verdienste seines allerheiligsten Leidens! Ich, kraft der mir anvertrauten apostolischen Macht, spreche dich los von allen geistlichen Censuren, Urtheilssprüchen und Strafen, die du verdient hast, überdies von allen von dir begangenen Excessen, Sünden und Verbrechen, wie groß und schändlich sie auch sein mögen, und um welcher Sache willen es sei, auch für die unfrem allerheiligsten Vater, dem Papste und dem apostolischen Stuhle reservirten Fälle. Ich lösche jeglichen Makel der Untüchtigkeit, alle Zeichen der Ehrlosigkeit aus, die du dabei erhalten haben magst. Ich erlasse dir die Strafen, die du im Fegfeuer hättest erdulden müssen. Ich gestatte dir wieder die Theilnahme an den kirchlichen Sakramenten. Ich einverleibe

1) Luth. opp. Leipzig XVII., 79.

dich wieder der Gemeinschaft der Heiligen und setze dich in die Unschuld und Reinheit zurück, in der du zur Stunde deiner Taufe gewesen bist. So daß im Augenblick deines Todes das Thor, durch welches man in den Ort der Qualen und Strafen eingeht, verschlossen bleibt und jenes sich öffnet, welches zum Paradiese der Freude führt. Solltest du nicht bald sterben, so bleibt diese Gnade unerschütterlich bis zu deinem Lebensende.

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.“

„Bruder Johann Tezel, Kommissarius, hat es eigenhändig unterzeichnet.“

Mit welcher Gewandtheit sind hier verwegene und lügnerische Worte mit heiligen und christlichen Sätzen verworren!

Alle Gläubigen mußten da beichten, wo das rothe Kreuz errichtet war, nur bei Kranken, Greisen und schwangeren Frauen wurde eine Ausnahme gemacht. Befand sich in der Nähe ein Adliger in seinem Schlosse, oder eine hohe Person in ihrem Pallaste, so konnte auch für solche eine Ausnahme stattfinden, ¹⁾ denn diese mochten sich nicht immer unter das Volk mengen, und für ihr Geld durfte man sie schon im Hause aufsuchen.

Gab es Klöster, deren Vorgesetzte, über Tezels Handel unwillig, den Mönchen den Besuch der Orte, wo der Ablass den Sitz aufgeschlagen hatte, untersagten, so gab es dafür eine Abhülfe, da man diesen Beichtväter zuschickte, um sie, gegen die Regeln des Ordens und den Willen der Vorgesetzten, loszusprechen. ²⁾ Man beutete jeden Schacht der Mine aus.

Endlich kam der Zweck und das Ende des Geschäfts: die Berechnung der Gelder. Zu größerer Sicherheit gab es drei Schlüssel, von denen Tezel einen, der Schatzmeister des Hauses Fugger zu Augsburg, dem dieses große Unternehmen anvertraut war, den zweiten, und die weltliche Behörde den dritten besaß. Zu gehöriger Zeit wurden die Kasten in Gegenwart eines Notars eröffnet und Alles genau gezählt und aufgeschrieben. Mußte nicht Christus auftreten, um diese unheiligen Handelsleute aus dem Tempel zu verjagen?

1) Instruktion 9.

2) Instruktion 69.

Nach beendigter Aufgabe erholten sich diese Kaufleute, und wenn ihnen auch in der Instruktion des General-Kommissars der Besuch der Wirthshäuser und verdächtigen Orte verboten war, ¹⁾ so kümmerten sie sich doch um dieses Verbot sehr wenig. Wer solche Geschäfte mit den Sünden machte, legte keinen großen Werth auf sie. Die Ablasskrämer führten, sagt ein römisch-katholischer Schriftsteller, ²⁾ ein schlechtes Leben, sie verschwenderen in Wirthshäusern und an andern schlechten Orten, was sich das Volk von seinen Bedürfnissen absparte. Es heißt, daß sie in den Wirthshäusern sogar um das Seelenheil gewürfelt haben. ³⁾

2.

Tezel in Magdeburg. — Die Seele auf dem Gottesacker. — Der Schuhmacher von Hagenau. — Die Studenten. — Myconius. — Unterhaltung mit Tezel. — List eines Edelmanns. — Reden der Klugen und des Volks. — Ein Bergmann in Schneeberg.

Dieser Verkauf der Sündenvergebung brachte seltsame Auftritte hervor, von denen ich einige mittheilen muß, weil sie Zeichen der Zeit sind und die Männer, deren Geschichte ich erzähle, selbstredend auftreten.

In Magdeburg verweigerte Tezel einer reichen Frau den Ablass, wenn sie ihm nicht 100 fl. im Voraus bezahle. Sie frug ihren gewöhnlichen Beichtvater, einen Franziskaner, um Rath, der ihr erklärte, Gott gebe die Vergebung der Sünden umsonst und verkaufe sie nicht, aber sie suchte diesen Rath vor Tezel geheim zu halten. Der Krämer erfuhr indessen diese seinem Vortheil so ungünstige Ansicht und äußerte, ein solcher Rathgeber müsse fortgejagt oder verbrannt werden. ⁴⁾

1) Instruktion 4.

2) *Sarpi* Tridentin. Concil. S. 5.

3) *Schröckh*, R.-Gesch. 1., 116.

4) *Scullet* annal. evangel. p. IV.

Es war selten, daß Tezel Männer traf, die so aufgeklärt waren, um ihm Widerstand zu leisten; noch seltener solche, welche den Muth dazu besaßen. Im Ganzen hatte er mit der abergläubigen Menge leichtes Spiel. Er hatte in Zwickau das rothe Ablasskreuz aufgerichtet, und die guten Einwohner hatten sich beeilt, das Geld, welches sie erlösen sollte, in den Kasten zu werfen. Er ging mit voller Börse fort. Vor der Abreise baten ihn die Kapläne und ihre Anhänger um ein Abschiedessen; es war eine verständige Forderung, aber das Geld war schon abgezählt und versiegelt. Am andern Morgen ließ er die große Glocke anziehen, Alles eilte in die Kirche; man erwartete, weil der Ablass geschlossen war, etwas Außerordentliches. Ich wollte, sagte er, heute früh abreisen, aber in der Nacht bin ich durch ein Stöhnen aufgeweckt worden, ich habe hingehorcht, es kam vom Kirchhofe. Ach! eine arme Seele ruft mir und beschwört mich, sie von der verzehrenden Qual zu erlösen! Ich bleibe also einen Tag länger hier, um die christlichen Herzen für eine unglückliche Seele zu rühren. Ich werde gleich etwas dafür geben, wer mir nicht folgt, ist der Verdammniß werth. Was war zu thun, wer kannte die Seele, die auf dem Gottesacker stöhnte? Man spendete reichlich und Tezel gab den Kaplänen und ihren Anhängern einen Schmaus, der mit dem Gelde für die Zwickauer Seele bestritten wurde.¹⁾

In Hagenau hatten sich die Ablasskrämer 1517 niedergelassen. Die Frau eines Schuhmachers machte von der Erlaubniß in der Instruktion der General-Kommissarien Gebrauch und hatte sich wider den Willen ihres Mannes einen Ablassbrief für einen Goldgulden gekauft. Bald darauf starb sie. Da der Mann keine Seelmesse für sie lesen ließ, klagte ihn der Pfarrer der Religionsverachtung an und der Richter lud ihn vor. Der Schuhmacher kam mit dem Ablasse der Frau vor Gericht. Ist eure Frau gestorben? frug der Richter. — Ja. — Was habt ihr für sie gethan? — Ich habe ihren Körper beerdigt und ihre Seele Gott empfohlen. — Habt ihr eine Messe für ihr Seelenheil lesen lassen? — Nein, das wäre unnütz gewesen,

1) Löfcher Reform. Acta 1404. Luth. opp. XV., 443.

sie ist gleich nach dem Tode in den Himmel gekommen. — Woher wißt ihr das? — Hier ist der Beweis. Er nahm den Ablassbrief aus der Tasche und der Richter las in Gegenwart des Pfarrers darin, daß die Frau, welche den Brief erhalten, im Tode nicht in das Fegfeuer, sondern geraden Weges in den Himmel kommen würde. Wenn der Pfarrer behauptet, bemerkte der Schuhmacher, es bedürfe noch einer Messe, so hat der allerheiligste Vater, der Papst, meine Frau betrogen, bedarf es keiner mehr, so will der Pfarrer mich betrügen. Dagegen war nichts einzuwenden. Der Angeklagte wurde freigesprochen und der gesunde Sinn des Volks strafte den frommen Betrug.¹⁾

Einmal predigte Tezel in Leipzig und brachte solche Geschichten, wie wir sie angeführt haben, in die Rede, so daß zwei Studenten entrüstet die Kirche verließen und erklärten: es sei nicht länger möglich, die Possen und Albernheiten des Mönchs anzuhören.²⁾ Einer von ihnen soll der junge Camerarius gewesen sein, der spätere Freund und Biograph Melanchthons.

Aber auf keinen Mann jener Zeit machte Tezel einen größeren Eindruck als auf Myconius, der sich später als Reformator und Geschichtschreiber der Reformation auszeichnete. Er hatte eine christliche Erziehung genossen. „Mein Sohn, sagte sein Vater, ein frommer Mann in Franken, bete fleißig, denn Gott allein gibt uns Alles umsonst. Das Blut Christi ist das alleinige Lösegeld für die Sünden aller Menschen. Wenn nur drei Menschen durch das Blut Christi zu erlösen wären, so mußt du annehmen, du seiest einer derselben.“³⁾ Es ist eine Schmach für das Blut Christi, wenn man an seiner Heilskraft zweifelt.“ Dann warnte er den Sohn vor dem damals in Deutschland aufstauenden Ablasshandel und bemerkte: Der römische Ablass ist ein Netz, um Geld zu fischen und die Einfältigen zu betrügen. Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben sind nicht zu erkaufen.

1) *Musculi Loci communes.* p. 362.

2) Hoffmann, *Reform.-Gesch. von Leipzig.* p. 32.

3) Si tantum tres homines essent salvandi per sanguinem Christi, corto statueret unum se esse ex tribus illis. *Melch. Adam, Vita Mycon.*

Im dreizehnten Lebensjahre wurde der junge Friedrich auf die Annaberger Schule geschickt; kurz darauf kam Tezel dorthin und hielt sich zwei Jahre lang in der Stadt auf, wo man seine Predigten zahlreich besuchte. Es gibt kein Mittel, schrieb er mit Donnerstimme, das ewige Heil zu erlangen, als wenn man mit den Werken genugthut, aber diese Genugthuung ist für den Menschen unmöglich und so muß man es vom römischen Papste für Geld erkaufen. 1)

Als er abreisen wollte, predigte er noch eindringlicher. Bald, drohte er, bald nehme ich das Kreuz fort und schließe die Thore des Himmels, 2) ich lösche den Glanz der Gnadensonne aus, die vor euch erstrahlt. Dann ermahnte er wieder und sagte: „Heute ist der Tag des Heils, jetzt ist die günstige Zeit.“ Und wieder erhob er die Stimme als ein päpstlicher Stentor, 3) und redete zu den Bewohnern einer Landstrecke, die vom Bergbau lebte, also: „Bringt, ihr Bewohner Annabergs, viel Geld für den Ablass, und eure Bergwerke werden bald von reinem Silber strogen.“ Endlich erklärte er, um Pfingsten den Armen um Gottes willen die Briefe umsonst geben zu wollen.

Myconius war ein Zuhörer Tezels und empfand den Trieb, dieses Anerbieten anzunehmen. „Ich bin,“ sagte er zu den Kommisariaten in lateinischer Sprache, „ein armer Sünder und bedarf der Vergebung umsonst.“ — „Nur die, welche der Kirche eine hülfreiche Hand reichen, das heißt, Geld geben, werden der Verdienste Christi theilhaftig,“ erwiederten die Krämer. — „Was bedeuten denn die an den Thüren und Wänden der Kirchen zu lesenden Versprechungen eines geschenkten Ablasses?“ — „So gebt doch wenigstens einen Groschen,“ sagten Tezels Leute, nachdem sie bei diesem für den jungen Mann vergeblich gebeten hatten. — „Ich kann nicht.“ — „Nur sechs Heller.“ — „Ich habe sie nicht.“ Die Dominikaner geriethen in Besorgniß, er wolle sie überlisten. „Höre,“ sagten sie, „wir wollen dir die sechs Heller schenken.“ Da erwiederte der Jüngling entrüstet: „Ich will keinen gekauften Ablass, denn ich brauchte sonst nur ein Schulbuch zu verkaufen.“

1) Si nummis redimatur a pontifice romano. *Melch. Adam. Vita Myconii.*

2) Clausurum januam coeli. *Ibid.*

3) Stentor pontificius. *Ibid.*

Aber ich will euern Ablass um Gottes willen umsonst. Ihr werdet dereinst Gott Rechenschaft dafür ablegen, daß ihr wegen sechs Heller eine Seele zurückgewiesen habt.“ — „Wer hat dich hierher geschickt, uns zu überlisten?“ frugen die Krämer. — „Der Wunsch, die Gnade Gottes zu erhalten, hat mich allein vor so große Herren geführt,“ antwortete Myconius und ging fort.

„Es schmerzte mich,“ schrieb er, „so unbarmherzig abgewiesen zu werden. Doch fühlte ich einen Tröster in mir, der mir zurief, es gebe einen Gott im Himmel, der ohne Geld und für keinen Preis den reuigen Seelen um Seines Sohnes Jesu Christi willen verzeihe. Als ich von diesen Leuten Abschied nahm, rührte der heilige Geist mein Herz. Ich vergoß Thränen und bat den Herrn: O Gott, da diese Menschen mir, weil ich kein Geld hatte, die Vergebung der Sünden verweigert haben, so erbarme dich meiner und vergib sie mir aus Gnade. Ich kehrte in mein Zimmer zurück, nahm das Kreuz von meinem Pulte, stellte es auf einen Stuhl und kniete vor ihm nieder. Ich kann dir meine Empfindungen nicht schildern. Ich bat Gott, mein Vater zu sein und nach seinem Wohlgefallen mit mir zu verfahren. Ich fühlte eine Veränderung und Umgestaltung meiner Natur. Was mich früher erfreut hatte, erfüllte mich nun mit Ekel. Mit Gott zu leben und ihm zu gefallen, war mein innigster, einziger Wunsch.“¹⁾

So bereitete Tezel die Reformation vor, er bahnte durch schändliche Mißbräuche den Weg für eine reinere Lehre, und die Entrüstung der hochherzigen Jugend mußte bald mächtig losbrechen. Folgender Vorfall mag dieses beweisen.

Ein sächsischer Edelmann, welcher Tezels Predigten in Leipzig gehört hatte, war über dessen Lügen entrüstet. Er trat zu ihm und frug, ob er auch die Sünden vergeben könne, die man zu begehen beabsichtige; Tezel erwiederte, auch dafür habe er Vollmacht vom Papste. „Wenn dem so ist, so will ich an einem Freunde eine kleine Rache ausüben, ohne sein Leben zu gefährden. Ich gebe euch zehn Thaler, wenn ihr mir einen Ablassbrief ausfertigt, der mich vollkommen rechtfertigt.“ Tezel erhob

1) Brief von Myconius an Eber in Hecht Vita Tezelii. Witt. p. 114.

Schwierigkeiten, endlich wurden sie über 30 Thaler einig. Der Mönch verließ Leipzig, wurde in einem Walde zwischen Jüterbogk und Trebbin vom Edelmann und dessen Knechten angefallen. Dieser ließ ihn durchprügeln und nahm den vollen Ablasskasten, welchen der Inquisitor bei sich hatte. Tezel brachte die Sache vor's Gericht. Da zeigte der Edelmann Tezels Ablassbrief, der ihn von jeder Strafe freisprach. Herzog Georg war anfänglich erzürnt, befahl aber bei Anblick dieses Briefs, den Angeklagten zu entlassen.¹⁾

Ueberall erregte dieser Handel die Gemüther und war der Stoff der Unterhaltung in Schlössern, Akademien, Bürgerwohnungen, Wirthshäusern, überall, wo sich das Volk versammelte.²⁾ Man war verschiedener Ansicht, indem Manche daran glaubten, Andere entrüstet waren. Der gesunde Theil der Nation stieß den Ablass mit Abscheu zurück. Diese Lehre war der heiligen Schrift und der Moral so sehr zuwider, daß alle, welche nur geringe Kenntniß der Bibel oder natürlichen Verstand hatten, im Innern sie mißbilligten und auf eine Gelegenheit harrten, ihr entgegen zu treten. Den Spöttern fehlte es nicht an Stoff. Im Volke selbst regte sich der Haß, da es seit Jahren schon über das schlechte Leben der Priester erbittert war und nur von der Furcht vor Strafen zurückgehalten wurde. Ueberall vernahm man Klagen und Spötteleien über die Geldgier des Klerus.

Dabei blieb es nicht. Man griff die Schlüsselgewalt und das Ansehen des Papstes an. „Warum entledigt der Papst nicht alle Seelen zugleich aus dem Fegfeuer um der allerheiligsten Liebe willen und von wegen der höchsten Noth der Seelen, so er doch um des allervergänglichsten Geldes willen zum Bau St. Peters Münsters unzählig viel Seelen erlöst? Warum bleiben die Begängnisse und Jahreszeiten der Verstorbenen stehen und warum gibt er nicht wieder oder vergönnet wieder zu nehmen die Beneficia oder Pfründen, die den Todten zu gut gestiftet sind, so es nunmehr unrecht ist für die Erlöseten zu beten? Was ist das für eine neue Heiligkeit Gottes und des Papstes, daß

1) *Albinus* Meissn. Chronik L. Opp. W. XV., 446. *Hecht*, Vita Tezelii.

2) *Luth.* op. (Leipz.) XVII. p. 111 und 116.

sie dem Gottlosen und dem Feinde um's Geldes willen vergönnen, eine gottesfürchtige und von Gott geliebte Seele zu erlösen, und wollen doch nicht vielmehr um der großen Noth derselben gottesfürchtigen und geliebten Seelen willen sie aus Liebe umsonst erlösen?" (Luthers Thesen 82 — 84.)

Man wußte von der rohen und unsittlichen Lebensweise der Ablasskrämer zu erzählen. Den Fuhrleuten, Wirthen und andern Leuten, die ihnen Dienste leisteten, gaben sie an Zahlungsstatt Ablassbriefe für vier, fünf oder so und so viel Seelen, je nachdem es zweckmäßig schien. So waren die Ablassbriefe wie Bankbilletts oder Papiergeld in Wirthshäusern und auf Märkten in Umlauf. „Gebt, gebt, das ist Kopf, Bauch, Schwanz, kurz die Summa ihrer Reden“, hieß es unter dem Volke. ¹⁾

Ein Schneeberger Bergmann traf einen Ablasskrämer und frug ihn, ob man den Aeußerungen über die Macht der Indulgenzen und das Ansehen des Papstes Glauben schenken, und wirklich glauben müsse, daß für einen Heller in den Kasten eine Seele aus dem Fegfeuer losgekauft werde. Der Ablasskrämer bejahte dieses. Dann, meinte der Bergmann, ist der Papst sehr unbarmherzig, daß er um eines Hellers willen eine arme Seele so lange in den Flammen schreien läßt. Wenn er kein Geld hat, mag er 100,000 Thaler sammeln und dann alle Seelen auf einmal befreien. Wir gäben gern Capital und Zinsen dazu her.

So war Deutschland dieses schimpflichen Handels überdrüssig. Die Betrügereien der römischen Schurken waren, wie Luther sagt, nicht mehr auszuhalten. ²⁾ Kein Bischof, kein Theologe wagte es, ihrer Marktschreierei und Betrügerei entgegen zu treten. Die Geister schwankten. Man frug sich, ob Gott keinen Mann schicken würde, der für das nöthige Werk Kraft besäße, aber man sah einen solchen Mann nirgendwo erscheinen.

1) *Luth. Opp.* (Leipz.) XVII, 79.

2) *Fessi erant Germani omnes ferendis explicationibus, mundationibus et infinitis imposturis Romanensium nebulonum. Lutheri op. lat. in praef.*

Leo X. — Albrecht in Mainz. — Verpachtung der Indulgenzen. — Die Franziskaner und die Dominikaner.

Damals saß kein Borgia, sondern Leo X., aus dem berühmten Geschlechte der Medici, auf dem päpstlichen Stuhle, ein gewandter, redlicher, guter und milder Mann. Man konnte leicht zu ihm kommen, er war sehr freigebig und sein persönliches Betragen war weit über das seines Hofes erhoben, obschon nicht ganz tadellos, wie Cardinal Pallavicini selbst gesteht. Außer der Liebenswürdigkeit des Charakters besaß er manche Eigenschaften eines großen Fürsten. Er war ein Freund der Wissenschaften und der Künste. Vor ihm wurden die ersten italienischen Schauspiele aufgeführt; er hat wohl nur wenige aus seiner Zeit nicht mit angesehen. Er liebte die Musik leidenschaftlich, täglich vernahm man den Klang der Instrumente in seinem Palaste, und man hörte ihn sogar die Melodien der Arien, die vor ihm aufgeführt wurden, nachsingen. So war er auch sehr für die Pracht und sparte nichts bei Festen, Spielen, Theater, Geschenken und Belohnungen. Kein Hof übertraf den päpstlichen an Glanz und Vergnügen. Als man sagte, Julius Medicis wolle sich mit seiner jungen Gattin in Rom niederlassen, äußerte Leo's vertrautester Rathgeber, der Cardinal Biblicina: Gott sei Dank, nur noch ein Damenhof hat uns gefehlt.¹⁾ Dem päpstlichen Hofe mußte ein Damenhof zur Vervollständigung dienen. Aber Leo X. hatte keine Ahnung von religiöser Gesinnung. Sarpi sagt²⁾,: „Er war ein so angenehmer Mann, daß man ihn für vollkommen hätte erklären können, wenn er nur etwas von religiösen Angelegenheiten gewußt und für die Frömmigkeit, um die er sich fast nie gekümmert, mehr Neigung gefühlt hätte.“

1) Ranke, römische Päpste 1, 71.

2) Concil. Trident. p. 4. Pallavicini will den Sarpi widerlegen, bestätigt aber hiebei dessen Zeugniß: suo plane officio desuit, venationes, facetias, pompas adeo frequentes . . . Conc. Trid. Hist. I. p. 8, 9.

Leo bedurfte großer Geldsummen. Er mußte viele Ausgaben bestreiten, seine Freigebigkeit üben, die Börse mit Gold, die er täglich dem Volke zuwarf, gefüllt haben, die üppigen Schauspiele des Vaticans unterstützen, den zahlreichen Anforderungen seiner Verwandten und vergnügungsfüchtigen Hofleute genügen, seine Schwester, welche den Fürsten Cibo, natürlichen Sohn Papst's Innocenz VIII., geheirathet hatte, ausstatten und die Kosten für Wissenschaften, Künste und Vergnügungen decken. Sein Vetter, Cardinal Pucci, der eben so gut zu sparen, als Leo X. auszugeben verstand, rieth ihm zu den Indulgenzen. Der Papst erließ eine Bulle, und verkündigte einen allgemeinen Ablass, dessen Ertrag für den Bau der Peterskirche, ein Denkmal priesterlicher Pracht, bestimmt sein sollte. In einem aus Rom unter dem Fischerringe im November 1517 erlassenen Schreiben forderte Leo von seinem Ablass-Commissär 147 Golddukaten, um eine Handschrift vom 33sten Buche des Livius zu bezahlen, und er hat gewiß von dem aus Deutschland erhaltenen Golde niemals besseren Gebrauch gemacht, obschon es immerhin seltsam war, die Seele aus dem Fegfeuer zu erlösen, um eine Handschrift der römischen Kriegsgeschichten kaufen zu können.

In Deutschland lebte damals ein in manchen Bezügen Leo dem X. überaus ähnlicher Mann, Albrecht, der jüngere Bruder des Kurfürsten Joachim von Brandenburg. Er war schon im 24sten Jahre Erzbischof und Kurfürst von Mainz und Magdeburg, zwei Jahre später wurde er Cardinal. Albrecht besaß weder die Tugenden noch die Laster, welche sonst den Großwürdenträgern der Kirche zu eigen waren; als junger, leichtsinniger, weltlicher, aber zu Zeiten hochherziger Mann erkannte er manche Mißbräuche der Katholicität und kümmerte sich wenig um seine mönchische Umgebung. Seine Willigkeit befähigte ihn, den Anforderungen der Freunde des Evangeliums theilweise Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und im Herzen war er kein Feind Luthers. Einer der ausgezeichnetsten Reformatoren, Capito, war lange Zeit sein Kanzler, Rathgeber und Vertrauter. Albrecht wohnte regelmäßig dessen Predigten bei. „Er verachtete das Evangelium nicht, sagt Capito, vielleicht achtete er es, und hielt die Mönche lange Zeit von Angriffen auf Luther zurück.“

Aber er wollte nicht von diesem in Gefahr gebracht werden und wenn auch die irrigen Lehren und die Laster des niederen Klerus gerügt werden sollten, so wollte er doch die Fehler der Bischöfe und Fürsten geschont wissen, namentlich fürchtete er selbst in diese Angelegenheit hineingemischt zu werden. „Siehe, sagte später der vertrauensvolle Capito, der sich, wie in solcher Lage oft geschieht, selbst täuschte, zu Luther, siehe das Beispiel Jesu Christi und der Apostel an, sie haben die Pharisäer, den Ehebruch in Korinth getadelt, aber die Verbrecher niemals genannt. Du weißt nicht, wie die Herzen der Bischöfe beschaffen sind, vielleicht sind sie besser, als du meinst.“ Aber Albrecht wurde durch seine leichtsinnige, unchristliche Gesinnung mehr noch als durch Empfindlichkeit und Besorgniß der Eigenliebe von der Reformation abgehalten. Der junge Erzbischof-Kurfürst war in Deutschland, wie Leo X. in Rom, zugänglich, geistreich, verschwenderisch, ein Freund der Genüsse der Tafel, reicher Equipagen, prächtiger Gebäude, ausschweifender Vergnügungen und des Umgangs mit Gelehrten. Sein Hof war im Reiche einer der prächtigsten: er war bereit, alle Ahnungen der Wahrheit, die sein Herz beschlichen haben mochten, den Vergnügungen und Genüssen aufzuopfern. Doch leistete seine bessere Ueberzeugung immer eine Art von Widerstand; mehr als einmal gab er Beweise von seiner Mäßigung und Billigkeit.

Albrecht hatte, wie Leo, Geld nöthig! Die Fugger, reiche Augsburger Kaufleute, hatten ihm Vorschüsse gemacht und er mußte seine Schulden bezahlen. Er besaß zwar zwei Erzbisthümer und ein Bisthum, aber kein Geld, um sein Pallium zu bezahlen. Dieses weißwollene, mit schwarzen Kreuzen durchwebte und vom Papste gesegnete Gewand erhielten die Erzbischöfe als Zeichen ihrer Würde und es kostete ihnen 26,000, wie Andere sagen 30,000 Gulden. Albrecht ahmte dem Papste in Bezug der Hülfquellen nach, er bat um die Generalpacht der Indulgenzen oder wie es in Rom hieß, der „deutschen Sünden!“

Oft beuteten die Päpste selbst sie aus, oder verpachteten sie, wie heut zu Tage die Regierungen Spielhäuser verpachten. Albrecht bot Leo'n an, den Gewinnst mit ihm zu theilen, was Leo annahm, aber die unverzügliche Zahlung der Summe für

das Pallium forderte; Albrecht, der gerade durch den Ablass diese zu erhalten hoffte, wandte sich wieder an die Juggers, welche unter gewissen Bedingungen das Geschäft für gut hielten, die Summe vorstreckten und Kassirer des Unternehmens wurden. Sie waren die damaligen Hofbanquiers, später machte man sie für die von ihnen geleisteten Dienste zu Grafen.

So hatten sich Papst und Erzbischof in die Beute der guten deutschen Seelen getheilt und es handelte sich nun um die Personen zur Realisirung des Geschäfts. Man bot es erst den Franciscanern an und ihr Guardian wurde dem Erzbischofe beigegeben, aber diese Mönche machten sich nichts daraus, weil die Sache bei ehrlichen Leuten verrufen war. Die Augustiner, in deren Orden die meisten gebildeten Männer sich befanden, hätten noch weniger dafür gewirkt. Doch fürchteten die Franciscaner dem Papste zu mißfallen, welcher ihrem General aus Forli den Cardinalsstuhlgewicht hatte, wofür freilich der arme Bettelorden 30,000 Gulden hatte erlegen müssen. Der Guardian lehnte demnach nicht entschieden ab, setzte aber alle möglichen Hindernisse entgegen. Albrecht vertrug sich nicht mit ihm, und nahm deshalb den Vorschlag, allein dafür sorgen zu wollen, eifrigst an. Die Dominikaner sehnten sich nach einem Antheile an dem bevorstehenden Geschäfte. Der darin berühmte Tezel eilte nach Mainz und bot dem Kurfürsten seine Dienste an. Er hatte sich schon bei dem Ablasse für die Deutschordens-Ritter in Preußen und Liefland ausgezeichnet, man nahm seine Vorschläge an und das Geschäft wurde seinem Orden übertragen. ¹⁾

4.

Tezel tritt auf. — Die Beichte. — Tezels Born. — Luther ohne Plan. — Luthers Rede.
— Traum des Kurfürsten.

So viel man weiß, hat Luther bei seiner Kircheninspektion 1516 zu Grimma zuerst von Tezel reden gehört. Staupitz war damals noch bei ihm und erhielt die Nachricht von einem Ab-

1) Seckendorf 42.

laßhändler Tezel zu Wurzen, welcher großes Aufsehen machte; man führte sogar einige von dessen auffallenden Redensarten an. Luther äußerte sich unwillig: „So Gott will mach' ich ihm ein Loch in seine Trommel.“¹⁾

Tezel kam von Berlin, wo Kurfürst Joachim, Bruder des Generalpächters, ihn nach dem Aufenthalte in Jüterbogk aufs freundlichste empfangen hatte. Staupitz wandte das ihm vom Kurfürsten Friedrich geschenkte Vertrauen dazu an, den Mißbrauch des Ablasses und den Unfug der Händler zu schildern.²⁾ Die über einen so schimpflichen Handel entrüsteten sächsischen Fürsten hatten dem Krämer den Besuch ihrer Provinzen unterzagt. Er mußte also auf dem Gebiete seines Gönners, des Erzbischofs von Magdeburg, bleiben, näherte sich aber dem Sachsenlande so sehr als möglich; Jüterbogk liegt nur vier Meilen von Wittenberg. „Dieser Börsendrescher drosch das ganze Land, so daß das Gold im Kasten springen, fallen und klingen konnte,“ sagte Luther. Das Volk von Wittenberg drängte sich zum Ablasshandel in Jüterbogk.

Damals hatte Luther Ehrfurcht vor der Kirche und dem Papste. „Ich war damals, schreibt er, der unvernünftigste Papist, so berauscht, ja so versunken in die päpstlichen Dogmen, daß ich wo möglich gerne jemand todtzuschlagen geholfen hätte, welcher den Gehorsam gegen den Papst zu verwerfen verwegen gewesen wäre. Ich war ein wahrer Saulus, wie es deren noch mehrere gibt.“³⁾ Aber sein Herz entbraunte doch für alles, was er als Wahrheit erkannte, gegen alles, was ihm Irrthum schien. „Ich war ein junger Doktor, eben aus der Schmiede, feurig und freudig im Worte Gottes.“⁴⁾

Luther hörte in Wittenberg Beichte, mehrere Bürger beichteten sogar große Sünden; Ehebruch, Ausschweifung, Wucher, ungerechter Besitz waren die Gegenstände, welche er von denen vernahm, von deren Seelen er einst Rechenschaft geben sollte. Er

1) Lingke, Reisegesch. Luthers S. 27.

2) Instillans eius pectori frequentes indulgentiarum abusus. Cochlaeus 4.

3) Praef. hist. Witt. I.

4) Lutheri, op. (W.) XXII.

ermahnte, tadelte, belehrte. Aber wie sehr erstaunte er, als sie ihm erklärten, daß sie ihre Sünden aufzugeben nicht gesonnen seien. Der fromme Mönch erschrock und erklärte ihnen, wenn sie sich nicht bessern wollten, werde er sie nicht lossprechen. Die Armen veriefen sich auf ihre Ablassbriefe, zeigten sie vor und machten die Kraft derselben geltend. Luther erwiederte, er kümmere sich nicht um Papiere, und fügte hinzu, sie würden alle verdammt, wenn sie sich nicht besserten. Man beschwerte sich, er blieb unerschütterlich; man müsse dem Bösen entsagen, Gutes thun, sonst keine Absolution. Sie sollten sich hüten, dem Geschrei vom Ablasse Gehör zu schenken, es gebe Besseres zu thun, als Ablass für Spottpreis zu kaufen. ¹⁾

Die Wittenberger wandten sich nun an Tezel, und erzählten ihm, ein Augustinermönch kümmere sich nicht um die Briefe. Tezel gerieth in Wuth; er „wüthete, schalt und maledierte gräulich auf dem Predigtstuhl“ (um Myconius Worte zu gebrauchen), und um das Volk noch mehr zu erschrecken, ließ er etliche Male auf dem Markte ein Feuer anzünden, um anzuzeigen, daß er vom Papst den Auftrag habe, alle Ketzer, die sich dem allerheiligsten Ablass widersetzen, zu verbrennen.

Das war, wenn nicht die Ursache, doch die erste Veranlassung der Reformation. Ein Hirt sah, daß die Schafe seiner Heerde auf einen Weg geriethen, wo sie verloren gehen mußten, und suchte sie davon abzuführen. In eine Reform der Kirche und der Welt dachte er nicht. Er hatte Rom und die Verderbniß daselbst gesehen, war aber nicht gegen Rom aufgetreten. Er ahnte einige Mißbräuche, unter denen die Christenheit litt, aber er dachte nicht daran, ihnen abzuhelpen, er wollte kein Reformator sein. ²⁾ Er hatte eben so wenig für die Reformation der Kirche, wie für seine eigene einen Plan, Gott wollte die Reform, Luther war sein Werkzeug. Das Heilmittel, das ihn vom eigenen Elend befreit, sollte auch die Christenheit vom Elend erlösen. Er blieb ruhig innerhalb des ihm angewiesenen

1) Coepi dissuadere populis et eos dehortari ne indulgentiariorum clamoribus aurem praeberent. Opp. lat. praef.

2) Haec initia fuerunt huius controversiae, in qua Lutherus nihil adhuc suspicans aut somnians de futura mutatione rituum. Melancthon V. Lutheri

Wirkungskreises und ging dahin, wohin ihn sein Herr berief. Er erfüllte in Wittenberg seine Pflichten als Professor, Prediger, Seelsorger: er saß in der Kirche, wo die Glieder der Kirche ihm ihr Herz ausschütteten. Da griff das Uebel ihn an, und der Irrthum suchte ihn auf. Er konnte seine Pflicht nicht erfüllen, sein an Gottes Wort gebundenes Gewissen empörte sich. Gott rief ihn, Widerstand war eine Pflicht, also auch ein Recht. Er mußte reden. So wurden die Ereignisse herbeigeführt, von dem Gotte, welcher es wollte, daß der Sohn eines Besitzers von Schmelzöfen die Christenheit wieder herstellen und „die versäuerte Lehre durch den Ofen gehen“ lasse, um sie zu reinigen, wie Mathesius sagt.¹⁾

Es bedarf wohl weiter keiner Widerlegung des von einigen Feinden Luthers nach seinem Tode erdachten lügnerischen Vorwurfs, daß der Wittenberger Doktor den Tezel und dessen Lehren nur aus Ordensneid angegriffen habe, weil der Handel den Dominikanern übertragen worden sei, anstatt der bisher damit beauftragt gewesenen Augustiner. Es ist gewiß, daß das Geschäft zuerst den Franziskanern angetragen war, die es aber ablehnten, und diese Thatsache genügt zur Widerlegung der von einem Schriftsteller dem andern nachgebeteten Fabel; auch versichert der Cardinal Pallavicini selbst, es sei falsch, daß man jemals den Augustinern dieses Geschäft übertragen habe.²⁾ Wir haben den Seelenkampf Luthers kennen gelernt, dieser erklärt sein Verfahren zur Genüge. Er mußte die Lehre, welcher er sein Glück verdankte, öffentlich verkündigen. Wenn man im Glauben ein Gut für sich gefunden, so will man es auch andern mittheilen. Auch hat man jetzt die bei den großen Revolutionen des 16ten Jahrhunderts kindischen und unwürdigen Erklärungen aufgegeben, man sieht ein, daß es eines mächtigeren Hebels bedurfte, die Welt aufzuheben, daß die Reformation nicht allein in Luther, sondern im ganzen Jahrhundert lag.

Luther fühlte sich durch Gehorsam gegen die göttliche Wahrheit und aus Liebe zu den Menschen berufen, zu predigen und

1) Mathesius, C. 10.

2) Falsum est consuevisse hoc munus injungi Eremitanis S. Augustini, pag. 14.

seine Zuhörer, wie er selbst sagt, „säuberlich“ zu warnen. Sein Fürst hatte für die Wittenberger Schloßkirche besondern Ablass vom Papste erhalten, und einige von den Hieben auf den Ablass des Inquisitors mochten auch auf den churfürstlichen fallen; aber er wollte lieber in Ungnade sein, denn wenn er den Menschen zu gefallen suchte, wäre er kein Diener Christi.

Der gläubige Diener am Worte sprach zum Wittenberger Volke: „Aus keiner Schrift kann man bewähren, daß göttliche Gerechtigkeit etwas Pein oder Genugthuung begehre von dem Sünder, denn allein seine ernstliche und wahre Reue und Bekehrung, mit Fürsatz, hinfürder das Kreuz Christi zu tragen und gute Werke zu üben. — Es ist ein großer Irrthum, daß Jemand meine, er wolle genug thun für seine Sünden, so doch Gott dieselben allezeit umsonst aus unschätzlicher Gnade verzeihet. Die Christenheit fordert wohl etwas, also mag und soll sie auch dasselbe nachlassen. Ablass wird zugelassen um der unvollkommenen und faulen Christen willen, die sich nicht wollen kecklich üben in guten Werken, denn Ablass fordert niemand zum Bessern, sondern duldet seine Unvollkommenheit.“

Dann besprach er den Vorwand für diesen Ablass. „Wiel sicherer und besser thäte der, der lauter um Gottes willen gäbe zu dem Gebäude St. Peter, denn daß er Ablass dafür nähme. — So sprichst Du, so würde ich nimmermehr Ablass suchen? Antworte ich, das habe ich schon oben gesagt, daß mein Rath ist, daß niemand Ablass löse. Laß die faulen Christen Ablass suchen, gehe Du für Dich. Man sollte alle Christen davon ziehen und zu den Werken, die da nachgelassen, reizen.“

Zum Schlusse sprach er von seinen Gegnern: „Ob etliche mich nun wohl einen Ketzer schelten, denen solche Wahrheit sehr schädlich ist im Rasten, so achte ich doch solch Geplärre nicht groß, sintemal das nicht thun, denn etliche finstre Gehirne, die die Biblia nie gerochen, die christliche Lehre nie gelesen, ihre eigene Lehre nie verstanden, sondern in ihren löcherichen und zerrissenen Opinionen viel nahe verwesen. Gott gebe ihnen und uns den rechten Sinn! Amen.¹⁾“ So trat der Doktor von der Kanzel ab, die Zuhörer erstaunten über seine kühne Rede.

1) Luth. Opp. XVII.

Diese Predigt wurde gedruckt und machte tiefen Eindruck. Tenzel entgeguete und Luther antwortete wieder, doch diese Schriften erschienen erst im Jahre 1518.

Das Allerheiligenfest rückte heran. Dabei berichten Chronikenschreiber jener Zeit einen Umstand, der für die Geschichte nicht sehr erheblich immerhin zu ihrer Charakteristik beiträgt. Es ist ein Traum des Kurfürsten, der im Grunde Wahrheit war, wenn auch die Berichterstatter einzelnes hinzugefügt haben dürften. Seckendorf berichtet ihn und meint, die Besorgniß, es würden manche Gegner behaupten, daß Luthers Lehre auf Träumen fuße, habe vielleicht manche Geschichtschreiber veranlaßt, ihn zu verschweigen.¹⁾

Kurfürst Friedrich von Sachsen war auf seinem Schlosse zu Schweinitz, 6 Stunden von Wittenberg. Am 31. Oktober Morgens saß er in Gegenwart seines Kanzlers beim Herzog Hans, seinem Bruder, der damals Mitregent war und nach seinem Tode allein regierte.

„Ich muß Dir einen heute Nacht geträumten Traum erzählen“, sagte er, „dessen Bedeutung ich wissen möchte. Er ist mir so fest eingeprägt, daß ich ihn nicht vergessen könnte, und wenn ich tausend Jahre lebte; ich habe ihn dreimal geträumt, immer mit neuen Umständen.“

Ist es ein guter oder ein böser Traum?

„Gott allein weiß das.“

Beruhige Dich, aber erzähle ihn.

„Ich legte mich gestern Abend sehr ermüdet nieder, schlief gleich nach dem Gebete ein und schlummerte ungefähr andert-halb Stunden, worauf ich erwachte und vielen Gedanken nachhing. Ich dachte darüber nach, wie ich das Allerheiligenfest feiern wollte, betete für die armen Seelen im Fegfeuer und bat Gott mich, meinen Rath und mein Volk nach der Wahrheit zu führen. Darauf schlief ich wieder ein und träumte, Gott schicke

1) Er steht auch bei Lösscher 1, 46. Tenzel, Anf. u. Fortg. der Reformation. — Junkers Ehrenged. S. 148. — Lehmann, Besch. des Meissn. Erzgeb., und in einer Handschrift des weimarschen Archivs nach Spalatins Erzählung. Nach dieser zur letzten Jubelfeier der Reformation 1817 veröffentlichten Handschrift gebe ich den Traum.

mir einen Mönch, den wirklichen Sohn des Apostels Paulus. Alle Heiligen begleiteten ihn auf Gottes Geheiß, um ihn bei mir zu beglaubigen und zu erklären, daß er keine List ersinnen, sondern daß all sein Thun nach Gottes Willen sein werde. Sie baten mich um gnädige Erlaubniß, daß er an die Schloßkirche zu Wittenberg etwas anschreibe, was ich ihm durch den Kanzler gewährte. Der Mönch fing nun an zu schreiben in so großen Buchstaben, daß ich sie von Schweinitz aus erkennen konnte. Seine Feder war so groß, daß sie bis nach Rom reichte, durch die Ohren eines dort ruhenden Löwen (Leo X.) drang und die dreifache Krone auf dem Haupte des Papstes erschütterte. Alle Kardinäle und Fürsten eilten herbei, sie zu stützen, selbst ich und Du Bruder wollten es; ich streckte den Arm aus, aber in dem Augenblick erwachte ich mit ausgestrecktem Arme, empört über den Mönch, der seine Feder nicht besser zu halten verstand. Ich beruhigte mich bald, es war nur ein Traum.

Ich war nur halb wach und schlief auch gleich wieder ein. Der Traum kehrte wieder. Der von der Feder belästigte Löwe brüllte fürchterlich, so daß die Stadt Rom und alle Heiligen herzuеilten, nach der Ursache zu fragen. Der Papst forderte zum Kampfe gegen diesen Mönch auf, und zwar namentlich mich, weil er sich in meinem Lande befinde. Ich erwachte wieder, betete ein Paternoster, bat Gott um Erhaltung seiner Heiligkeit und schlummerte wieder ein.

Da kam es mir vor, als ob alle Reichsfürsten (auch wir beide) nach Rom zögen und dort die Feder zu zerbrechen arbeiteten; aber sie wurde immer stärker, als ob sie vom Bösen wäre und wir ermatteten in unserer Anstrengung. Da frug ich den Mönch (denn ich war bald in Rom, bald in Wittenberg), woher er die Feder habe und wie sie so stark sein könne. „Die Feder, erwiederte er, gehört einer hundertjährigen böhmischen Gans, ¹⁾ einer meiner Schullehrer hat sie mir gegeben. Die Kraft kommt daher, weil man ihr die Seele nicht nehmen kann und ich wundere mich selbst darüber.“ Möglicherweise vernahm ich einen lauten

1) Johannes Hus. Dieser Umstand ist vielleicht später hinzugesetzt, um auf die, im ersten Buche angeführte Aeußerung von Hus anzuspielen.

Schrei, aus der Feder des Mönchs wuchsen viele andere Federn hervor; da erwachte ich zum drittenmale und es war Tag.

„Was meinen Sie dazu, Herr Kanzler?“ frug Herzog Hans.

„Eure Liebden kennen das Sprüchwort, daß Träume von jungen Mädchen, Gelehrten und hohen Herren eine verborgene Bedeutung haben. Doch wird dieser Traum erst dann verstanden werden, wenn er sich irgendwie erfüllt hat. Wir wollen auf Gott vertrauen und ihm alles anheim stellen.“

„Das ist auch meine Meinung, Herr Kanzler“, erwiderte Herzog Hans, „wir sollen uns nicht den Kopf zerbrechen, die Bedeutung des Traumes zu erforschen. Gott lenkt alles zu seinem Ruhme.“

„So walte der getreue Gott“, schloß der Kurfürst das Gespräch. „Ich werde den Traum nie vergessen, aber ich behalte ihn für mich. Die Zeit wird schon zeigen, ob ich recht gethan habe.“

So verging, wie die weimarer Handschrift berichtet, der Morgen des 31. Oktober in Schweinitz; wir betrachten nun den Abend in Wittenberg und kehren auf den Boden der Geschichte zurück.

5.

Allerheiligentag. — Die Thesen. — Ihre Kraft. — Mäßigung. — Vorsichtung. — Brief an Albrecht. — Gleichgültigkeit der Bischöfe. — Verbreitung der Thesen.

Luthers Worte hatten keinen nachhaltigen Eindruck gemacht, Tezel setzte unbekümmert seinen Handel und seine gottlosen Reden fort.¹⁾ Sollte Luther diesen empörenden Mißbrauch in Stillschweigen dulden? Als Hirt hatte er die ermahnt, die sich seiner Seelsorge anvertraut hatten, als Prediger hatte er von der Kanzel das Wort der Warnung ertönen lassen. Nun mußte er noch als Theologe reden, und zwar nicht zu einigen Seelen im Beichtstuhl, oder zur Gemeinde der Wittenberger Gläubigen in

1) Cujus impiis et nefariis concionibus incitatus Lutherus studio pietatis ardens edidit propositiones de indulgentiis. Melanchthon V. Luth.

der Kirche, sondern zu allen, die gleich ihm Lehrer des göttlichen Wortes waren. Sein Entschluß war gefaßt.

Er wollte die Kirche nicht angreifen, den Papst nicht anklagen, vielmehr war es seine Ehrfurcht vor dem Papste, die es nicht zuließ, daß er über Unmaßungen schwieg, durch die man diesen kränkte. Er wollte den Papst gegen verwegene Menschen, welche dessen ehrwürdigen Namen bei ihrem schimpflichen Handel mißbrauchten, in Schutz nehmen. Luther dachte an keine Revolution, welche den Primat Roms umstürze, sondern hoffte den Papst und die Katholicität als Verbündete gegen unverschämte Mönche zu erblicken.¹⁾

Das Allerheiligentest hatte für Wittenberg eine sehr große Bedeutung, besonders für die vom Kurfürsten erbaute und mit Reliquien erfüllte Kirche; man nahm dann die mit Silber, Gold und Edelsteinen überladenen Reliquien heraus und zeigte sie dem von solcher Pracht geblendeten Volke.²⁾ Wer an dem Tage die Kirche besuchte und beichtete, erhielt bedeutenden Ablass. Deshalb zogen immer sehr viele nach Wittenberg.

Luther trat entschlossen am Abende des 31. Oktober 1517 an die Kirche, wohin alle diese Pilger zogen, und schlug 95 Thesen oder Propositionen gegen die Lehre vom Ablasse an die Thüre an. Der Kurfürst, Staupitz, Spalatin, Keiner, auch nicht die genauesten Freunde hatten etwas davon vorher erfahren.³⁾

Luther erklärte in einer Art von Einleitung, er habe diese Thesen aus Barmherzigkeit, um die Wahrheit an's Tageslicht zu bringen, abgefaßt. Er erklärte sich bereit, sie auf der Universität am andern Tage gegen alle zu vertheidigen. Sie erregten großes Aufsehen, man las und wiederholte sie. Die Pilger, die Universität, die ganze Stadt geriethen in Bewegung.

Hier einige der Propositionen, welche von der Mönchsfeder geschrieben und an die Thüre der Wittenberger Kirche angeschlagen waren:

1) Et in iis certus mihi videbar, me habiturum patronum papam, cujus fiducia tunc fortiter nitebar. *Luth. opp. lat. Praef.*

2) Quas magnifico apparatu populis publice ostendi curavit. *Cochlaeus pag. 4.*

3) Quum hujus disputationis nullus etiam intimorum amicorum fuerit consens. *Luth. Opp. I. p. 186.*

1. Da unser Meister und Herr Jesus Christus spricht, thut Buße, will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete oder unaufhörliche Buße sein soll.

2. Und kann und mag solch Wort nicht vom Sakrament der Buße, das ist von der Beichte und Genugthuung, so durch der Priester Amt geübt wird, verstanden werden.

3. Jedoch will er nicht allein verstanden haben die innerliche Buße, ja die innerliche Buße ist nichtig und keine Buße, wo sie nicht äußerlich allerlei Tödtungen des Fleisches wirkt.

4. Währet derselben Reu und Leid, d. i. wahre Buße, so lange einer Mißfallen an ihm selber hat, nämlich bis zum Eingang in das ewige Leben.

5. Der Papst will und kann nicht einige andere Pein erlassen, außerhalb derer, die er seines Gefallens oder laut der Kanonum, d. i. päpstlicher Satzungen, aufgeleget hat.

6. Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein in so fern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei, oder aber daß er's thue in denen Fällen, die er ihm vorbehalten hat. Welche Fälle, so sie verachtet würden, bliebe die Schuld ganz und gar unaufgehoben oder verlassen.

8. Canones poenitentiales, d. i. die Satzungen, wie man beichten und büßen soll, sind allein den Lebendigen auferlegt, und sollen, nach laut derselbigen Satzungen, den jetzt Sterbenden nicht auferlegt werden.

21. Die Ablassprediger irren, die da sagen, daß durch des Papstes Ablass der Mensch von aller Pein los und selig werde.

25. Gleiche Gewalt wie der Papst hat über das Fegfeuer durchaus und insgemein, so haben auch ein jeder Bischof und Seelsorger in seinem Bisthum und Pfarre insonderheit oder bei den Seinen.

27. Die predigen Menschentand, die da fürgeben, daß, sobald der Groschen in den Kasten geworfen klinget, von Stund an die Seele aus dem Fegfeuer fahre.

28. Das ist gewiß, alsbald der Groschen im Kasten klinget, daß Gewinnst und Geiz kommen, zunehmen und größer

werden. Die Hülfe aber oder die Fürbitte der Kirche steht allein in Gottes Willen und Wohlgefallen.

32. Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die vermeinen, durch Ablassbriefe ihrer Seeligkeit gewiß zu sein.

35. Die lehren unchristlich, die fürgeben, daß die, so da Seelen aus dem Fegfeuer oder Beichtbriefe wollen lösen, keiner Reu noch Leides bedürfen.

36. Ein jeder Christ, so wahre Reue und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, die ihm auch ohne Ablassbrief gehört.

37. Ein jeder wahrhaftiger Christ, er sei lebendig oder todt, ist theilhaftig aller Güter Christi und der Kirche, aus Gottes Geschenk, auch ohne Ablassbriefe.

38. Doch ist des Papstes Vergebung und Austheilung mit nichts zu verachten. Denn, wie ich gesagt habe, ist seine Vergebung eine Erklärung göttlicher Vergebung.

40. Wahre Reue und Leid sucht und liebet die Strafe, aber die Mildigkeit des Ablasses entbindet von der Strafe, und daß man ihm gram wird, zum wenigsten, wenn dazu Gelegenheit fürfället.

42. Man soll die Christen lehren, daß es des Papstes Gemüth und Meinung nicht sei, daß Ablasslösen mit irgend einem Werke der Barmherzigkeit in etwas sollte zu vergleichen sein.

43. Man soll die Christen lehren, daß der den Armen gibt oder leihet den Dürftigen, besser thut, denn daß er Ablass löset.

44. Denn durch das Werk der Liebe wächst die Liebe und der Mensch wird frömmere, durch den Ablass aber wird er nicht besser, sondern allein sicherer und freier von der Pein der Strafe.

45. Man soll die Christen lehren, daß der, so seinen Nächsten siehet darben und des ungeachtet Ablass löset, der löset nicht des Papstes Ablass, sondern ladet auf sich Gottes Ungnade.

46. Man soll die Christen lehren, daß sie, wenn sie nicht übrig reich sind, schuldig sind, was zur Nothdurft gehört, für ihr Haus zu behalten, und mit nichts für Ablass zu verschwenden.

47. Man soll die Christen lehren, daß das Ablasslösen ein frei Ding sei und nicht geboten.

48. Man soll die Christen lehren, daß der Papst, wie mehr er eines andächtigen Gebets bedarf, also desselben mehr begehre, denn des Geldes, wenn er Ablass austheilet.

49. Man soll die Christen lehren, daß des Papstes Ablass gut sei: sofern man sein Vertrauen nicht darauf setzet, dagegen aber nichts schädlicheres, denn so man dadurch Gottesfurcht verliert.

50. Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablassprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß er sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbauet werden.

51. Man soll die Christen lehren, daß der Papst, wie er schuldig ist, also auch seines eigenen Geldes, wenn auch schon St. Peters Münster dazu sollte verkauft werden, den Leuten austheilen würde, welche doch etliche Ablassprediger jezund selbst um's Geld bringen.

52. Durch Ablassbriefe vertrauen selig zu werden, ist nichtig und erlogen Ding, obgleich der Commissarius, ja der Papst selbst, seine Seele dafür zu Pfande wollt setzen.

53. Das sind Feinde Christi und des Papstes, die von wegen der Ablasspredigt das Wort Gottes in andern Kirchen zu predigen ganz und gar verbieten.

55. Des Papstes Meinung kann nicht anders sein, denn so man das Ablass (so das Geringste ist) mit einer Glocke, einem Gepränge und Ceremonieen begehret, daß man dagegen und viel mehr das Evangelium (welches das Größte ist) mit hundert Glocken, hundert Geprängen und Ceremonieen ehren und preisen sollte.

62. Der rechte wahre Schatz der Kirche ist das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnaden Gottes.

65. Derhalben sind die Schätze des Evangelii Netze, da man vorzeiten die reichen, wohlhabenden Leute mit gefischt hat.

66. Die Schätze aber des Ablasses sind die Netze, damit man jeziger Zeit den Reichthum der Menschen fischet.

67. Der Ablass, den die Prediger für die größte Gnade ausrufen, ist freilich für große Gnade zu halten, denn er großen Gewinnst und Genuß trägt.

68. Und ist doch solch Ablass wahrhaftig die allergeringste Gnade, wenn man's gegen der Gnade Gottes und des Kreuzes Gottseligkeit hält oder vergleicht.

71. Wer wider die Wahrheit des päpstlichen Ablasses redet, der sei ein Fluch und vermaledeiet.

72. Wer aber wider des Ablasspredigers muthwillige und freche Worte Sorge trägt oder sich bekümmert, der sei benedeiet.

76. Dagegen sagen wir, daß des Papstes Ablass nicht die allergeringste tägliche Sünde könne hinwegnehmen, so viel die Schuld derselben belanget.

79. Sagen, daß das Kreuz, mit des Papstes Wappen herrlich aufgerichtet, vermöge so viel als das Kreuz Christi, ist eine Gotteslästerung.

80. Die Bischöfe, Seelsorger und Theologen, die da gedenken, daß man solche Worte vor dem gemeinen Mann reden darf, werden Rechenschaft dafür geben müssen.

81. Solche freche und unverschämte Predigt und Ruhm vom Ablass macht, daß es auch den Gelehrten schwer wird, des Papstes Ehre und Würde zu vertheidigen für derselben Verläumdung oder ja für den scharfen, listigen Fragen des gemeinen Mannes.

86. Als nämlich: warum bauet jetzt der Papst nicht lieber St. Peters Münster von seinem eigenen Geld, denn von der armen Christen Geld, weil doch sein Vermögen sich höher erstreckt, denn keines reichen Crassi Güter.

92. Mögen derhalben alle die Prediger hinfahren, die da sagen zu der Gemeine Christi: Friede, Friede, und ist kein Friede.

94. Man soll die Christen vermahnen, daß sie ihrem Haupte Christo durch Kreuz, Tod und Hölle nachzufolgen sich befeßigen.

95. Und also mehr durch Trübsal in's Himmelreich zu gehen, denn daß sie durch Vertröstung des Friedens sicher werden.

So wurde das Werk begonnen. In diesen Thesen Luthers lag der Keim der Reformation. Die Mißbräuche des Ablasses waren darin angegriffen und dieses machte den größten Eindruck, aber diesem Angriffe lag ein Prinzip zu Grunde, das zwar die Aufmerksamkeit der Menge weniger auf sich zog, aber das Gebäude des Papstthums stürzen mußte. Die evangelische Lehre

von der freien umsonst gegebenen Vergebung der Sünden war darin zum erstenmale öffentlich bekannt. Das Werk mußte zunehmen. Offenbar mußte, wer an die vom Wittenberger Lehrer verkündigte Sündenvergebung glaubte, wer solche Buße, Bekehrung und Heiligung hatte, deren Nothwendigkeit er predigte, den menschlichen Satzungen entgehen, die Bindeln und Fesseln Roms aufgeben und die Freiheit der Kinder Gottes erwerben. Vor dieser Wahrheit mußten alle Irthümer vergehen. Durch sie war das Licht in Luthers Seele gedrungen, durch sie sollte die ganze Kirche erleuchtet werden. Eine klare Erkenntniß dieser Wahrheit hatte den früheren Reformatoren gefehlt, weshalb ihre Bemühungen keine Früchte trugen. Luther erkannte später selbst an, daß er durch die Verkündigung von der Rechtfertigung durch den Glauben die Art an die Wurzel des Baumes gelegt habe. „Wir greifen die Lehre an in den Gesellen des Papstthums. Hus und Wiclef haben nur ihr Leben angegriffen, wenn man die Lehre angreift, so wird die Gans am Krage gegriffen. Alles kommt vom Worte, so der Papst genommen und verfälscht hat. Ich habe über den Papst gesiegt, weil meine Lehre nach Gott und die seine eine Teufelslehre ist.“¹⁾

Auch wir haben in unsern Tagen diese Hauptlehre von der Rechtfertigung durch den Glauben vergessen, wenn auch in andrer Weise als unsre Ahnen. Ein Zeitgenosse, Harms zu Kiel, sagt: „Zu Luthers Zeiten kostete die Vergebung der Sünden zum mindesten Geld, heut zu Tage vergibt sich ein jeder selbst umsonst die Sünde.“ Diese beiden Verirrungen gleichen einander. Vielleicht haben wir mehr als das 16. Jahrhundert Gott vergessen. Der Grundsatz von der Rechtfertigung aus Gottes Gnaden, welcher zur Reformationzeit die Kirche der großen Finsterniß entzog, kann allein unser Geschlecht erneuern, die Zweifel und Schwankungen beenden, den an ihm nagenden Egoismus vernichten, Sittlichkeit und Gerechtigkeit unter den Völkern wiederherstellen, kurz, die Welt mit Gott, von dem sie sich getrennt hat, verbinden.

1) *Lutheri Opp.* XX. p. 1369.

Aber so wie Luthers Thesen durch die darin ausgesprochene Wahrheit Kraft hatten, so besaßen sie diese ebenso sehr durch den Glauben dessen, der sich als ihren Vertheidiger hingestellt hatte. Er hatte das Schwert des Wortes muthig ergriffen, er hatte im Glauben an die Macht der Wahrheit gehandelt, hatte gefühlt, im Vertrauen auf Gottes Verheißungen könne man, nach weltlichem Ausdrucke, schon etwas wagen. „Wer etwas Gutes thun will (sagt er über dieses kühne Unternehmen), der thue es im Vertrauen auf die Güte der Sache, ja nicht auf Hülfe und Trost von den Menschen. Er fürchte weder die Menschen noch die ganze Welt. Denn das Wort lügt nimmermehr: Es ist gut zu vertrauen auf den HErrn. Wer auf ihn vertraut, wird nicht zu Schanden werden. Wer aber nicht im Vertrauen auf Gott etwas wagen will oder kann, unternehme lieber nichts.“¹⁾ Luther schlug seine Thesen an die Allerheiligenkirche, und zog sich dann in die stille Zelle voll Frieden und Freude über eine im Namen des HErrn für die ewige Wahrheit vollbrachte That zurück.

Die Thesen waren kühn, aber der Mönch zweifelte noch nicht an der Autorität des päpstlichen Stuhls. Indem er die Lehre vom Ablasse angriff, hatte er indessen mehrere Irrthümer aufgedeckt, deren Enthüllung dem Papste unlieb seyn mußte, da diese früher oder später einen Angriff gegen seine Suprematie veranlassen konnte. Luther sah damals nicht so weit, empfand aber die Kühnheit seines Verfahrens und meinte deshalb, so weit es die Achtung vor der Wahrheit gestatte, die Verwegenheit desselben mäßigen zu müssen. Er legte seine Thesen als zweifelhafte Propositionen vor, über die er die Ansichten der Gelehrten zu wissen wünschte, und fügte nach damaligem Gebrauche eine feierliche Erklärung hinzu, daß er nichts sagen oder behaupten wolle, was nicht in der heiligen Schrift, den Kirchenvätern und den Rechten und Decretalen des römischen Stuhls begründet sey.

Luther hat sich später, wenn er auf die unermesslichen und unerwarteten Folgen dieses muthigen Angriffs hinblickte, oft über sich selbst verwundert und nicht gefaßt, woher er den Muth genommen habe. Eine unsichtbare und mächtigere Hand als die

1) *Lutheri Opp. Lips. VI. p. 518.*

seine leitete ihn, und führte den Herold der Wahrheit auf einen ihm noch verborgen gehaltenen Weg, vor dessen Schwierigkeiten er vielleicht zurückgeschreckt wäre, wenn er sie im voraus gekannt und allein aus eignem Antriebe gehandelt hätte. „Ich bin durch Zufall, nicht freiwillig oder absichtlich in diese Verwirrung gerathen, ich rufe Gott als Zeugen an, der alle Herzen prüft.“¹⁾

Luther hatte den Quell dieser Mißbräuche kennen gelernt, da man ihm ein mit dem Wappen des Erzbischofs von Mainz und Magdeburg versehenes Büchlein gebracht hatte, welches die Regeln bei dem Absatze des Ablasses enthielt. Also dieser junge Prälat, dieser elegante Fürst hatte die Marktschreierei vorgeschrieben oder doch genehmigt. Luther sah in ihm nur einen Herrn, den er fürchten und verehren müsse.²⁾ Da er nicht in's Blaue greifen, sondern auf diejenigen wirken wollte, welche die Kirche zu verwalten hatten, so schickte er ihm ein frei- und demüthiges Schreiben zu, und zwar an demselben Tage, an welchem er die Thesen anschlug. Er schrieb:

„Hochwürdigster in Gott Vater, Durchlauchtigster Kurfürst, halten mir gnädiglich zu gut, daß ich, unter Menschen der geringste,³⁾ so vermessen bin, an Euer Hochwürden zu schreiben. Der Herr Iesus ist mein Zeuge, daß mir nicht unbewußt, wie gering und verachtet ich bin, daher ich auch eine lange Zeit her mein Schreiben verzogen habe. Euer Hochwürden wolle indeß ein gnädiges Auge auf mich, der ich Erde und Aschen bin, haben, und mein Begehren Eurer bischöflichen Sanftmuth nach gnädiglich vernehmen.

„Es wird im Land umhergeführt der päpstliche Ablass unter Euer Kurfürstlichen Gnaden Namen. Daran ich nicht so fast strafe und beschuldige der Ablassprediger groß Geschrei, daß ich nicht gehört habe, als den falschen Verstand, welchen das arme, einfältige, grobe Volk daraus schöpft, das sich be-

1) Casu enim non voluntate nec studio, in has turbas incidi; Deum ipsum testor. (Lutheri Opp lat. Praef.)

2) Aufschrift des Briefs (Epp. I. p. 68.) Domino suo et pastori in Christo venerabiliter metuendo.

3) Faex hominum.

reden läßt, wenn es Ablassbriefe löst, seiner Seligkeit gewiß und sicher zu sein.

„Lieber Gott, solcher Gestalt werden die armen Seelen unter Euer Hochwürden Sorge, lieber, frommer Vater, zum Tode nicht zum Leben unterwiesen, und wird von euch eine gar strenge und schwere Rechenchaft, die immer wächst und größer wird, für diese Seelen gefordert werden. Derhalben hab' ich solches länger nicht schweigen können. Denn der Mensch wird durch keines Bischofs Amt oder Werk seiner Seligkeit versichert. Der Gerechte wird kaum erhalten, enge und schmal ist der Weg, der zum Leben führet. Warum machen denn die Ablassprediger durch falsche Fabeln das Volk sicher ohne alle Furcht?

„Der Ablass allein soll ausgerufen und hoch gerühmet sein, so doch aller Bischöfe fürnemlich und einig Amt ist, daß das Volk das Evangelium und die Liebe Christi lerne, denn Christus hat nirgend befohlen, den Ablass zu predigen, aber er hat nachdrücklich vorgeschrieben, das Evangelium zu predigen. Welche Gefahr und Schrecken muß nun ein Bischof gewarten, da das Evangelium geschwiegen muß bleiben, und ihm also vielmehr am Ablass, denn am heiligen Evangelium gelegen ist!

„Hochwürdigster Vater in Gott, in der Instruktion der Commissarien, unter Euer Kurfürstlichen Gnaden Namen ausgegangen (ohne Zweifel ohne euer Wissen) wird angezeigt, daß der Ablass sei der theuerste Schatz, dadurch der Mensch Gott versöhnet wird, und daß denen, die Seelenbriefe lösen, Reue nicht von nöthen sei.

„Was soll und kann ich anders thun, Hochwürdigster Bischof und Durchlachtigster Kurfürst, denn daß ich Euer Hochwürden bitte durch den Herrn Ihesum Christum, Euer Kurfürstl. Gnaden wollte ein Auge väterlicher Sorge auf diese Sache haben und dieselbe Instruktion allerding wegzuthun, und den Ablasspredigern eine andre Weise zu predigen befehlen, daß nicht dermaleins sich einer herfürthue und beide den Ablasspredigern und dem Büchlein widerspreche und es

widerlege zur höchsten Schmach Eurer Durchlauchtigsten Hoheit."

Luther legte dem Erzbischofe die Thesen bei, mit der Bitte in einer Nachschrift, sie zu lesen, um sich zu überzeugen, welch ein ungewiß Ding die Lehre vom Ablasse sei.

Es war also Luthers Wunsch, daß die Hüter der Kirche erwachten und den sich ausbreitenden Nebeln abhülften. Dieses Schreiben eines Mönchs an einen der höchsten Fürsten der Kirche und des Reichs ist erhaben und würdig, und niemals ist mehr im Geiste der Vorschrift, gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, verfahren worden. So handeln keine stürmischen Revolutionsmänner, welche die Herrscher verachten und die Würdenträger schmähen. Es ist der Gewissensschrei eines Christen und Seelsorgers, welcher alles ehrt, aber vor allem Gott fürchtet. Alle Bitten waren indessen vergeblich, der junge Albrecht dachte an seine Vergnügungen und ehrgeizigen Pläne und beantwortete ein so edles Schreiben gar nicht. Der Bischof von Brandenburg, ein gelehrter und frommer Mann, dem Luther auch seine Thesen schickte, antwortete, er greife die Kirche zu sehr an, er würde sich selbst vielen Verdruß zuziehen, die Sache sei über seine Kräfte, „er solle still halten, es wäre eine große Sache.“) Die Kirchenfürsten horchten nicht auf die Stimme Gottes, welche sich durch Luther eben so kräftig als eindringlich vernehmen ließ. Sie wollten die Zeichen der Zeit nicht verstehen und waren von der Blindheit geschlagen, die schon so manche Mächte und Würden in den Untergang gestürzt hat. „Beide meinten, wie Luther später sagte, der Papst werde mächtiger sein als ein armer Bettler wie ich.“

Aber Luther konnte besser als die Bischöfe den schlimmen Einfluß des Ablasses auf Sitten und Lebensweise des Volks beurtheilen, weil er mit diesem stets in Berührung war, indeß die Bischöfe nur ungetreue Berichte erhielten. Die Bischöfe versagten ihm, Gott fehlte ihm nicht. Das Oberhaupt der Kirche, das im Himmel thront und dem alle Gewalt auf Erden gegeben ist, hatte den Boden gelockert und das Samenkorn in die Hand sei-

1) Mathesius, S. 13.

ues Dieners gelegt: er trieb den Samen der Wahrheit und bald verbreitete sich dieser über die ganze Kirche.

Am andern Tage zeigte sich Niemand um die Luther'schen Propositionen anzugreifen. Tezels Handel war allzuverrufen als daß ein anderer als dieser selbst oder einer der Seinigen den Handschuh hätte aufheben mögen. Doch sollten die Thesen weiter dringen als unter das Gewölbe eines Universitätssaales. Raum waren sie an die Thüre der Wittenberger Schloßkirche angeschlagen, als auf den schwachen Schall dieser Hammerschläge in ganz Deutschland ein solcher Schlag erfolgte, daß auch die Grundfesten des stolzen Rom erschüttert, die Mauern und Thore des Papstthums bedroht, die Helden desselben verworren und erschreckt und viele Tausende aus dem Schlafe des Irthums erweckt wurden. ¹⁾

Die Thesen verbreiteten sich mit Blitzesschnelle. Noch vor Ablauf eines Monats waren sie in Rom. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber berichtet: ²⁾ „In zwei Wochen waren sie durch ganz Deutschland, in einem Monate beinahe in der ganzen Christenheit verbreitet, als ob die Engel Boten gewesen und sie allen Menschen zugetragen hätten. Das Aufsehen, das sie machten, ist unglaublich.“ Bald wurden sie in das Holländische und Spanische übersetzt und ein Reisender verkaufte sie in Jerusalem. „Alle klagten über den Ablass,“ sagt Luther, „und da alle Bischöfe und Doktoren geschwiegen und kein Mensch die Schelle anbinden wollte, wurde der arme Luther ein berühmter Doktor, weil endlich, wie man sagte, einer gekommen war, der es gewagt hatte. Aber ich liebte diesen Ruhm nicht, und das Lied wollte meiner Stimme zu hoch werden.“

Viele von den Pilgern, die zum Allerheiligensfeste nach Wittenberg gekommen waren, brachten anstatt des Ablasses die Thesen des Augustinermönchs zurück. Sie verbreiteten sie, man las, überdachte, erklärte sie; „in alle hohen Schulen und Klöster kam die Disputation.“ ³⁾ Alle frommen Mönche, welche um

1) Walther, Nachr. v. Luther, S. 45.

2) Myconius hist. ref. p. 25.

3) Matthesius, S. 13.

ihres Seelenheils willen in's Kloster gegangen waren, alle redlichen Männer freuten sich über das einfache und treffende Bekenntniß der Wahrheit, und wünschten von Herzen, Luther möge das begonnene Werk fortsetzen. Erasmus, ein glaubwürdiger Mann und großer Nebenbuhler des Reformators, schrieb an einen Cardinal: „Je reiner die Sitten, je evangelischer die Frömmigkeit, desto weniger Widerstand gegen Luther. Sein Leben wird selbst von denen gelobt, die seinen Glauben verwerfen. Die Welt hatte Ueberdruß einer Lehre, in welcher so viele kindische Fabeln und menschliche Satzungen waren und durstete nach dem lebendigen, reinen, verborgenen Wasser aus den Andern der Evangelisten und Apostel. Luthers Geist war durch Anlage und Eifer dazu befähigt.“ ¹⁾

6.

Reuchlin. — Erasmus. — Fleck. — Vibra. — Der Kaiser. — Der Papst. — Myconius.
— Besorgnisse. — Abelmann. — Ein alter Priester. — Der Bischof. — Der Kurfürst.
— Die Erfurter. — Luthers Antwort. — Verwirrung. — Luthers Beweggrund.

Will man den verschiedenen aber wunderbaren Eindruck kennen lernen, den Luthers Thesen in Deutschland machten, so muß man sie bis in das Cabinet des Gelehrten, in die Zelle des Mönchs, in den Palast des Fürsten, wohin sie drangen, verfolgen.

Reuchlin erhielt sie als er eben vom schweren Kampfe gegen die Mönche ermattet war. Die Kraft des neuen Kämpfers in diesen Thesen belebte den niedergeschlagenen Geist des alten Streiters für die Wissenschaften und erfreute wieder sein betrübtes Gemüth. Nachdem er sie gelesen, schrieb er: „Gott Lob, daß sie jetzt einen Mann gefunden haben, der ihnen so viel zu schaffen machen wird, daß sie mein Alter in Frieden lassen werden.“

Der kluge Erasmus befand sich in den Niederlanden, als sie zu ihm gelangten. Er freute sich über den muthigen Ausdruck

1) Ad hoc praestandum mihi videbatur ille, et natura compositus et accensus studio. (Erasm. Epp. Campegio Cardinali. I. p. 650.)

seiner geheimen Wünsche für die Beseitigung der Mißbräuche, er lobte den Verfasser, ermahnte ihn aber zu mehr Mäßigung und Klugheit. Als einige die Hefigkeit Luthers tadelten, bemerkte er: „Gott hat den Menschen einen Arzt geschickt, der in's Fleisch schneidet, weil die Krankheit sonst unheilbar wäre.“ Als später der Kurfürst von Sachsen ihn über Luthers Sache um Rath fragte, erwiderte er lächelnd: „Es wundert mich nicht, daß er so viel Aufsehen erregt hat, denn er hat zwei unverzeihliche Fehler begangen, er hat die Tiara des Papstes und den Bauch der Mönche angegriffen.“¹⁾

Der Doktor Fleck, Prior im Kloster Steinlausitz, las schon lange keine Messe mehr, ohne den Grund dafür anzugeben. Eines Tages fand er im Refektorium des Klosters Luthers Thesen, er nahm sie, las sie, und hatte kaum einige derselben gelesen als er sich vor Freuden nicht mäßigen konnte und ausrief: „Ho, ho! der wird's thun, er kommt, auf den wir so lange gewartet haben. Alle Welt wird von diesem Weißenberg (Anspielung auf Wittenberg) Weisheit holen und bekommen.“²⁾ Er schrieb an Luther und bat ihn, den ehrenvollen Kampf muthig fortzusetzen; dieser nennt ihn einen Mann der Freude und des Trostes.

Auf dem alten, berühmten Bischofsstuhl zu Würzburg saß damals, wie die Zeitgenossen bezeugen, ein frommer, redlicher und weiser Mann, Lorenz von Bibra, der schon einmal erwähnt ist. Als ein Edelmann ihm mittheilte, daß seine Tochter für's Kloster bestimmt sei, antwortete er: „Verheirathet sie lieber. Habt ihr Geld dazu nöthig? Ich will es euch leihen.“ Der Kaiser und viele Fürsten achteten ihn hoch, er bedauerte die Noth der Kirche, namentlich der Klöster. Auch zu ihm gelangten die Thesen, er las sie mit großer Freude und sprach sich öffentlich für Luther aus. Später schrieb er an den Kurfürsten Friedrich, man solle den frommen Doktor Martin nicht wegziehen lassen, denn es geschehe ihm Unrecht, und der über dieses Zeugniß erfreute Kurfürst theilte dieses dem Reformator in einem eigenhändigen Schreiben mit.

1) Müller's Denkw. IV. 256.

2) Mathesius S. 13.

Kaiser Maximilian, Vorgänger Karls V., las die Thesen mit Bewunderung und erkannte die Bedeutung dieses Mannes: er sah ein, dieser unbekannte Augustiner könne ein mächtiger Verbündeter im Kampfe Deutschlands gegen Rom werden. Er ließ dem Kurfürsten durch einen Rath sagen: daß er uns den Mönch Luther fleißig bewahre, es möchte sich zutragen, daß man sein bedürfe.¹⁾ Später frug er auf dem Reichstage den kurfürstlichen Rath Pseffinger: „was macht euer Augustiner? Seine Propositionen sind wahrlich nicht zu verachten; er wird den Mönchen viel zu schaffen machen.“²⁾

Im Vatican wurden die Thesen nicht so unfreundlich aufgenommen als man hätte erwarten sollen. Leo X. beurtheilte sie mehr als Freund der Wissenschaften denn als Papst. Er hatte so viel Unterhaltung davon, daß er den ernststen Inhalt derselben übersah, und als Sylvester Priester, der Magister des heiligen Palastes, welchem die Prüfung der Bücher oblag, ihm mit Luther als mit einem Ketzer zu verfahren anrieth, antwortete er: „der Bruder Martin Luther habe einen ausgezeichneten Geist und das sei nichts als Mönchsneid.“³⁾

Auf wenige Menschen machten Luthers Thesen einen so großen Eindruck als auf den Annaberger Schüler, welchen Tezel unbarmherzig abgewiesen hatte. Myconius war in's Kloster gegangen, in der Nacht vor dem Eintritte träumte ihm, er sehe ein ungeheures Feld voll reifer Kornähren. „Mähe ab,“ rief die Stimme seines Führers, und da er sich als ungeübt entschuldigte, zeigte ihm dieser einen Schnitter, der mit unbeschreiblicher Thätigkeit arbeitete. „Folge ihm und ahme ihm nach,“ sagte der Führer. Myconius sehnte sich wie Luther nach Heiligkeit und ergab sich im Kloster allen Nachtwachen, Fasten, Kasteiungen und Menschenwerken, verzweifelte indessen bald, an's Ziel zu gelangen. Er gab die Studien für Handarbeiten auf, band Bücher

1) Mathesius S. 15.

2) Schmidt, Brand. Reform. Gesch. S. 124.

3) Che frate Martino Luthero aveva un bellissimo ingegno e che coteste erano invidie fratesche. (Brandelli, Dominicaner, Zeitgenosse Leo's, hist. trag. part. 3.)

ein, drechselte, fertigte andre Arbeiten, doch auch diese äußere Thätigkeit konnte sein beunruhigtes Gewissen nicht befriedigen. Gott hatte zu ihm geredet, er konnte nicht mehr in den alten Schlummer versinken. Dieser qualvolle Zustand dauerte mehrere Jahre. Manche meinen, die Reformatoren hätten einen leichten Weg gehabt, und nach Abwerfung der kirchlichen Praxis sei ihnen nur Annehmlichkeit und Bequemlichkeit zu Theil geworden. Man weiß nicht, daß sie nur durch innere Kämpfe, welche tausendmal mühseliger sind, als die Uebungen, denen knechtische Gemüther sich leicht unterwerfen, zur Wahrheit gelangten.

Endlich kam das Jahr 1517, Luthers Thesen waren gedruckt, durcheilten die Christenheit und gelangten auch in das Kloster, wo sich der Annaberger Schüler damals befand, dort las er in einer Ecke verborgen mit einem andern Mönche, Johann Voit, die Schrift Luthers durch.¹⁾ Diese Wahrheit hatte er schon von seinem Vater gehört, die Augen gingen ihm auf, er fühlte die Stimme in sich, die der in ganz Deutschland erschallenden entgegenklang, und großer Trost durchdrang sein Herz. „Offenbar ist Luther,“ dachte er, „der mir im Traume gezeigte Schnitter, der mir die Aehren zu sammeln gelehrt hat.“ Er verbreitete Luthers Lehren, was die Mönche mit Schrecken bemerkten und ihn angriffen, so wie sie Luther und dessen Kloster anfeindeten. „Dieses Kloster,“ sagte Myconius, „gleichet dem Grabe des Herrn, man will verhindern, daß Jesus Christus wieder auferstehe, aber es wird ihnen fehlschlagen.“ Als seine Vorgesetzten merkten, daß er sich nicht überzeugen lasse, untersagten sie ihm allen Verkehr nach außen auf anderthalb Jahre, gestatteten ihm weder Absendung noch Annahme von Briefen und bedrohten ihn mit ewiger Haft. Doch nahte auch ihm die Stunde der Befreiung. Er wurde später Pfarrer in Zwickau und sprach sich zuerst in einer thüringischen Kirche gegen das Papstthum aus. Da konnte er, nach eigenem Geständnisse, mit dem ehrwürdigen Vater Luther bei der Ernte des Evangeliums arbeiten. Jonas nannte ihn einen Mann, der da konnte, was er nur wollte.

1) *Melchior Adam, Vita Myconii.*

Gewiß waren Luthers Thesen noch für viele andere ein Lebenszeichen, sie zündeten in vielen Zellen, Hütten und Palästen neues Licht an. Wer um guter Tage, um Ehre und Ansehens willen in's Kloster gelaufen war, schalt auf Luther, wie Matheßius sagt, aber die Mönche, welche in Gebet, Fasten und Kasteiung lebten, dankten Gott, als sie den Schrei des Adlers hörten, von dem Magister Johann Huß geweissagt hatte. Das Volk nahm die Schrift mit Freuden an, indem es zwar der theologischen Frage fern stand, aber mit Wohlgefallen die Auflehnung gegen Bettler und faule Mönche erblickte. Ganz Deutschland war von den kühnen Propositionen ergriffen, doch ahnten einige der Zeitgenossen des Reformators die großen Folgen derselben und die mannigfach zu erwartenden Hindernisse, so daß sie ihre Besorgnisse nicht verheimlichten und sich nur mit Zagen freuten.

Der treffliche Augsburger Domherr, Bernhard Adelmann, schrieb seinem Freunde Virkheimer: „Ich fürchte, daß der würdige Mann endlich dem Geize und Einflusse der Ablassanhänger nachgeben muß. Seine Vorstellungen haben so wenig gewirkt, daß der Bischof von Augsburg, unser Primas und Metropolitanebischof, ¹⁾ im Namen des Papstes einen neuen Ablass für die Peterskirche ausgeschrieben hat. Mögen die Fürsten ihm beistehen, möge er Gott nicht versuchen, denn man müßte doch sehr geisteschwach sein, wenn man die ihm drohende Gefahr übersähe.“ Adelmann freute sich über das Gerücht, Heinrich VIII. habe Luthern nach England berufen, dort könne er die Wahrheit ungestört lehren. So meinten manche, die evangelische Lehre bedürfe des fürstlichen Schutzes, als ob sie nicht ohne solchen Schutz voranschreite und durch diesen oft geschwächt und gehemmt würde.

Der berühmte Geschichtschreiber Albrecht Kranz lag in Hamburg auf dem Sterbebette als er die Thesen erhielt. „Du hast Recht, Bruder Martin,“ rief er aus, „aber es wird dir nicht gelingen. Armer Mönch, gehe in deine Zelle und sprich: Gott sei mir gnädig!“ ²⁾

1) Totque uxorum vir, fügt er hinzu. Heumann Document. litterar. p. 167.

2) Frater abi in cellam et dic: miserere mei. Lindner, Luthers Leben. S. 93.

Ein alter Priester zu Hörter in Westphalen hatte die Thesen gelesen und sagte kopfschüttelnd: „Lieber Bruder Martin, wenn du dieses Fegfeuer und diese Papierkrämer stürzest, so bist du ein großer Herr!“ Erbenius schrieb unter diese Worte ein Jahrhundert später folgende Zeilen:

Thät' er leben in unsern Tagen,
Was würde der gute Priester sagen?“ 1)

Viele Freunde Luthers fürchteten, andere mißbilligten dessen Verfahren.

Der Bischof von Brandenburg hätte diesen in seiner Diöcese ausbrechenden Streit gern unterdrückt, und versuchte es durch Milde. „Ich finde,“ ließ er durch den Abt von Lehnin an Luther mittheilen, „in den Thesen über den Ablass nichts gegen die katholische Wahrheit, und mißbillige selbst jene unbesonnenen Erlasse, aber schreibe nicht mehr darüber aus Liebe zum Frieden und aus Achtung vor deinem Bischofe.“ Luther erstaunte, daß ein großer Bischof und ein hoher Abt ihn so demüthig begrüßten; in der ersten Bewegung des Herzens antwortete er: „Ich bin es zufrieden, ich mag lieber gehorsam seyn, als, wenn ich es könnte, Wunder verrichten.“ 2)

Der Kurfürst sah den Anfang eines allerdings zulässigen, aber in seinen Folgen unberechenbaren Kampfes sehr ungern, er wünschte ganz besonders die Aufrechthaltung des Friedens, und dieses kleine Feuer konnte einen großen Brand verursachen, der Mönchsstreit große Zwietracht, Zerwürfnisse, unter den Völkern bewirken. Er machte Luthern mehrere male bemerklich, daß er die Sache sehr beklage. 3)

Luther fand in seinem Orden, ja sogar im eigenen Kloster zu Wittenberg manche Tadler. Der Prior und Subprior erschrocken über Tezels Geschrei. Zitternd eilten sie in Bruder

1) Quid vero nunc si viveret,
Bonus iste clericus diceret?

2) Epp. I, 71.

3) Suumque dolorem saepe significavit, metuens discordias majores. Melanchthon, V. Luth.

Merle d'Aubigné. I.

Martins Zelle und baten, er möge ihren Orden nicht mit Schande bedecken, schon freuten sich die andern Orden, namentlich die Dominikaner, darüber. Luther war gerührt, beherrschte sich aber bald und erwiederte, wenn die Sache von Gott sei, so müsse man sie gehen lassen, sonst werde sie fallen, die Sache gehe aber noch voran, und so es Gott gefalle, werde sie auch ihr Ziel erreichen.¹⁾

Auch anderwärts griff man ihn an. In Erfurt beschuldigte man ihn der Heftigkeit und des Hochmuths bei seinem Verwerfen der entgegengesetzten Ansichten. Man macht denen, welche mit der festen Ueberzeugung durch das Wort Gottes auftreten, immer solche Vorwürfe. Auch Uebereilung und Leichtsinns wurden ihm zugeschrieben.

„Ich soll bescheiden sein,“ schrieb Luther, „und sie treten die Bescheidenheit in ihrem Urtheile über mich mit Füßen. Wir sehen immer den Splitter im Auge des andern, nicht den Balken in unserm eigenen. Die Wahrheit gewinnt nicht durch meine Bescheidenheit, verliert nicht durch meine Verwegenheit. Ich möchte wissen, welche Irrthümer ihr und eure Theologen in meinen Thesen gefunden habt. Wer kann eine neue Idee vorbringen, ohne einen Anschein von Hochmuth, ohne Beschuldigung der Streitslust? Wenn die Demuth selbst etwas neues ersünne, so würde sie von den Andersgesinnten gleich des Hochmuths beschuldigt sein.²⁾ Weshalb sind Christus und alle Martyrer getödtet worden? Weil sie stolze Verächter der Weisheit ihrer Zeit geschienen und neue Ansichten ausgesprochen, ohne die Organe der alten Meinung demüthiglich um Rath zu fragen. Mögen die Weisen unsrer Zeit nicht so viele Demuth oder Scheinheiligkeit von mir fordern, daß ich sie, ehe ich das schreibe, was mir zu sagen die Pflicht befiehlt, um Rath früge. Nicht Menschenklugheit kann's thun, sondern Gottes Rath. Ist das Werk von Gott, wer kann es hemmen, ist es nicht von ihm, wer kann es befördern? Nicht mein Wille, nicht der eure, nicht der unsrige, nur dein Wille, Vater unser, der du bist im Himmel!“

1) *Lutheri*, Opp. L. VI. p. 518.

2) *Lutheri*, Epp. I, p. 73.

Welcher Muth, welche edle Begeisterung, welches Gottvertrauen, welche für alle Zeiten gültige Wahrheit liegt in diesen Worten!

Die von allen Seiten auf ihn einstürmenden Vorwürfe und Beschuldigungen machten indessen einen Eindruck auf sein Gemüth, da er sich in seinen Hoffnungen getäuscht sah. Er hatte erwartet, die Oberhäupter der Kirche, die ausgezeichnetsten Gelehrten des Volks würden sich ihm öffentlich anschließen, aber dem war nicht so. Die am meisten Wohlgesinnten äußerten im ersten Augenblick ein Wort des Wohlwollens, aber viele, die er bisher hoch verehrt hatte, tadelten ihn laut. Er stand allein gegen Rom, ¹⁾ allein am Fuße des alten, gewaltigen Gebäudes, dessen Grundlagen tief in die Erde drangen, dessen Mauern hoch in die Wolken ragten und auf das er verwegen einen Schlag geführt hatte. Er wurde niedergeschlagen. Zweifel, die er überwunden zu haben meinte, drängten sich ihm mächtiger auf. Er bebt zurück vor dem Gedanken, die ganze Kirche gegen sich zu haben, sich der Autorität, der Stimme zu entziehen, welcher Völker und Jahrhunderte demüthig gehorcht hatten, die Kirche anzugreifen, die er von Kindheit an als die Mutter der Gläubigen zu verehren gewohnt war — es war ein Streben über menschliche Kräfte hinaus, ²⁾ — es kostete ihn viele Mühe — doch die Reformation drang durch.

Er selbst beschreibt den Kampf in seinem Innersten sehr genau: „Ich habe diese Sache mit großer Furcht und großem Zagen begonnen. Ich ärmstes Brüderlein, damals mehr einem Leichnam als einem Menschen gleich, widersetzte mich der päpstlichen Majestät, vor welcher nicht allein die Könige der Erde und die ganze Welt zitterten, nein, wenn ich so sagen darf, auch Himmel und Hölle, die einem Wink ihrer Augen gehorchen mußten. Kein Mensch weiß, was ich in den ersten zwei Jahren gelitten habe, wie niedergeschlagen, wie verzweifelt ich oft gewesen bin. Das wissen die hochmüthigen Geister nicht, welche den Papst später mit großer Verwegenheit angegriffen haben,

1) Solus primo eram. *Lutheri*, Opp. lat. in praef.

2) Consilium immunis audaciae. *Pallavicini*, I., 17.

und die ihm bei aller Gewandtheit nicht schädlich gewesen wären, wenn nicht zuvor Jesus Christus durch mich, sein schwaches und unwürdiges Werkzeug, diesem eine unheilbare Wunde beigebracht hätte. Sie sahen zu und ließen mich in der Gefahr allein, ich aber war nicht so freudig, ruhig und sicher, denn ich wußte damals manches nicht, was ich jetzt, Gott sei Dank, weiß. Allerdings hatten einzelne fromme Christen an meinen Propositionen großes Wohlgefallen gefunden, aber ich konnte sie nicht als Organe des heiligen Geistes anerkennen, ich sah nur auf den Papst, die Kardinäle, die Bischöfe, die Theologen und Juristen, die Mönche und Priester. Von dort her erwartete ich das Wehen des Geistes. Nachdem ich durch die Schrift alle Gegenbeweise überwunden, überwand ich endlich mit großer Schwierigkeit und Besängstigung unter Christi Beistand die Behauptung, daß man die Kirche anhören müsse, da ich die päpstliche Kirche als die wahre Kirche betrachtet hatte, mit mehr Aufrichtigkeit und Ehrfurcht als jene schimpflichen, ehrlosen Wichte, die aus Feindschaft gegen mich dieser so sehr beistehen. Hätte ich den Papst verachtet, wie jene, die ihn mit den Lippen so sehr loben, so hätte ich gefürchtet, die Erde würde sich eröffnen und mich lebendig verschlingen, wie Korah und alle die bei ihm waren.“¹⁾

Solch ein Kampf gereicht ihm zur Ehre! Die Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit seiner Gesinnung zeigt sich deutlich. Diese im Innern und von außen her erlittenen Anfälle sind ehrenvoller für ihn, als eine Unererschrockenheit ohne solchen Kampf. Die Wahrheit und Göttlichkeit seines Werks erhellen daraus. Die Ursache, das Prinzip desselben war im Himmel. Wer kann noch behaupten, die Reformation sei eine politische Angelegenheit gewesen? Sie war keine Wirkung menschlicher Politik, sondern göttlicher Macht. Von menschlichen Leidenschaften getrieben wäre Luther seinen Besorgnissen unterlegen: seine Verehrung und Gewissenhaftigkeit hätten das in seiner Seele entbrannte Feuer ausgelöscht und es hätte auf die Kirche nur einen vergänglichen Schein geworfen, wie viele fromme und eifrige Männer, deren Namen zu uns gelangt sind. Die Zeit Gottes war da, das Werk

1) Luther, Epp. I, p. 49.

mußte vorwärts, die Befreiung der Kirche sollte eintreten. Luther sollte die vollkommene Befreiung, die große Entwicklung, die dem Reiche Jesu Christi verheißen sind, mindestens vorbereiten. Er empfand die Wahrheit der herrlichen Verheißung: Die Erzkornen werden müde, die jungen Männer fallen kraftlos dahin, aber die auf den Herrn harren, haben neue Kraft und ihnen wachsen die Flügel wie den Adlern. Die göttliche Macht, welche das Herz des Wittenberger Lehrers erfüllt und ihn in den Kampf getrieben hatte, führte ihn bald zu seinem ersten Entschlusse zurück.

7.

Tezels Angriff. — Luthers Antwort. — Gute Werke. — Luther und Spalatin. — Studium der Schrift. — Scheurl und Luther. — Luther und Staupitz. — Luther und sein Volk. — Ein neues Kleid.

Ladel, Schüchternheit, Stillschweigen der Freunde hatten auf Luther entmuthigend gewirkt, die Angriffe seiner Feinde bewirkten das Gegentheil. So geschieht es oft: die Gegner der Wahrheit meinen, durch ihre Hefigkeit sich zu nützen, und thun nur Gottes Werk.¹⁾ Tezel hob den ihm hingeworfenen Handschuh mit schwacher Hand auf. Zuerst antwortete er auf Luthers Predigt, die für das Volk, was die Thesen für die Gelehrten, gewesen war. Er widerlegte die Predigt Schritt für Schritt nach seiner Weise und zeigte an, seinen Gegner auf der Frankfurter Universität durch Thesen umfassender widerlegen zu wollen. Dann wird man erkennen," schrieb er als Antwort auf den Schluß von Luthers Predigt, „wer ein Ketzer, Abtrünniger, Irrlehrer, frecher Verläumder ist. Dann wird es vor Aller Augen klar werden, wer ein finsternes Gehirn, wer die Bibel nie gerochen, die christliche Lehre nie gelesen, seine eigene Lehre nie verstanden hat. Um meine Propositionen zu verfechten, bin ich bereit, Stock und Kerker, Wasser und Feuer zu erdulden."

1) Hi furores Tezelii et ejus satellitum imponunt necessitatem Luthero de rebus iisdem copiosius disserendi et tuendae veritatis. *Melanchthon*, V. L.

Bei dieser Schrift Tezels fällt es auf, daß sein Deutsch ein ganz anderes, als das lutherische ist, mehrere Jahrhunderte scheinen dazwischen zu liegen, denn Tezel ist oft schwer verständlich, indeß Luthers Sprache fast die jetzt gebräuchliche ist. Eine Vergleichung ihrer Schriften zeigt, daß Luther der Schöpfer der deutschen Sprache ist, und wenn dieses auch nicht das größte, so ist es doch ein hohes Verdienst.

Luther antwortete, ohne Tezel zu nennen, wie dieser ihn nicht genannt hatte, aber wenn die Namen auch nicht genannt waren, so kannte man sie doch allgemein in Deutschland. Tezel suchte die Reue, die Gott fordert, mit der von der Kirche zur Wertherhöhung ihres Ablasses auferlegten Buße zu vermischen. Luther bemühte sich, diesen Punkt aufzuhellen und schrieb darüber in seiner malerischen Sprache:

„Um zu vermeiden viele Worte laß ich fahren und befehle dem lieben Winde, der auch müßiger ist, die übrigen vergeblichen Worte, wie die Pappenblumen, nehme allein für mich seine Gründe und Ecksteine seines Klettenbaues.

„Die Buße, die der heilige Vater auflegt, kann nicht die sein, so im Wort Christi aufgelegt ist, denn die der heilige Vater auflegt, kann er ablegen, und wenn beide Bußen eins wären, so ließe er die Genugthuung nach, die Christus auflegt und zerbräche Gottes Gebot... Daß er mich nur allein übel handelte, und einen Reher, Abtrünnigen, Uebelredner und nach aller Lust seiner Unlust nannte, wollte ich gern haben und ihm nimmer feind werden, ja freundlich für ihn bitten. Das ist aber in keinem Wege zu leiden, daß er die Schrift, unsern Trost (Röm. 15, 4.) nicht anders behandelt, denn wie die Sau einen Habersack.“

Luther gebraucht öfters Ausdrücke, die für unsere Zeit herb und zu gewöhnlich scheinen. Damals war es anders und in diesen, dem heutigen Sprachgebrauch unangemessenen Worten liegt eine Kraft und Richtigkeit, daß man die Schärfe derselben vergißt. Er fährt fort:

„Die Gegner sagen: wer Ablass löset, thut besser, als wer Almosen gibt einem Armen, der nicht in der letzten Noth ist. Nun hinfürder ist nicht schrecklich zu hören, wie Türken unsere

Kirchen und Kreuze verunehren, wir haben bei uns hundertmal ärgere Türken, die uns das einige Heiligthum, das Wort Gottes, das alle Dinge heiligt, so gar lästerlich zu nichte machen. Wer diesem Widerleger folget, der habe acht darauf, daß er nicht eher speise den Hungrigen, kleide den Nackten, sie kommen denn in die letzte Noth, daß ihnen die Seele ausgehet und seiner Wohlthat nimmer bedürfen.“

Das Eifern Luthers für die guten Werke verdient mit seinen Aeußerungen über die Rechtfertigung durch den Glauben verglichen zu werden. Wer das Christenthum nur in etwas kennt und erfahren hat, bedarf keines neuen Beweises für eine schon deutlich von ihm erkannte Wahrheit, daß man, je mehr man der Rechtfertigung durch den Glauben zugethan ist, die Nothwendigkeit der Werke desto mehr erfaßt, und dieselben zu verrichten sich bestrebt, indeß die Nachlässigkeit in der Lehre vom Glauben nothwendigerweise auch eine Vernachlässigung der Werke erzeugt. Luther, vor ihm Paulus, nach ihm Howard, beweisen Ersteres, alle glaubensleeren Menschen, deren es in der Welt genug gibt, das Letztere.

Dann geht Luther auf Tezels Schimpfreden über und vergilt Gleiches mit Gleichem. „So nun solche Widerleger mich so überaus lästerlich schelten, muß mir zu Muth sein, als wenn mich ein grober Esel anschreiet, ja fröhlich bin ich und sollte mir leid sein, daß mich solche Leute einen frommen Christen schälten.“ Wir dürfen auch Luthers Schwächen nicht verbergen, dazu gehört seine Neigung zu groben Späßen. Der Reformator war ein großer Mann, ein Mann Gottes, aber er war ein Mensch und kein Engel, auch kein vollkommener Mensch. Wer kann das von ihm verlangen?

Nun forderte er die Gegner zum Kampfe heraus. „Hie bin ich zu Wittenberg Doktor Martinus Luther, und ist etwa ein Ketzermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu reißen verdünkt, den lasse ich wissen, daß er habe sicher Geleit, offne Thore, freie Herberge und Kost durch gnädige Zusagung des löblichen und christlichen Fürsten, Herzogs Friedrich, Kurfürst von Sachsen. Er wird Ketzerei nimmer schützen wollen.“¹⁾

1) *Lutheri Opp.* Leipz. XVII, p. 132.

Luther hatte offenbar den Muth nicht verloren. Er stützte sich auf Gottes Wort und dieser Felsen hält im Sturmwinde aus. Aber Gott half ihm auch sonst bei seiner Treue. Auf die große Freude, mit welcher Luthers Thesen aufgenommen worden waren, war bald ein dumpfes Stillschweigen gefolgt. Vor den Verleumdungen und Schmähungen Tezels und der Dominikaner hatten sich die Gelehrten schüchtern zurückgezogen. Die bisher den Mißbrauch des Ablasses laut tadelnden Bischöfe hatten, als diese angegriffen wurden, den Angriff als unangemessen gemißbilligt, ein nur zu oft vorkommender Widerspruch. Die Mehrzahl der Freunde des Reformators waren in Aengsten, mehrere waren geflohen. Aber als der erste Schrecken vorüber war, fand eine entgegengesetzte Bewegung der Geister statt. Der Wittenberger Mönch war eine Weile in der Kirche allein geblieben, aber bald umgab ihn ein großer Kreis von Freunden und Bewunderern.

In dieser ganzen Krisis war ihm einer, wenn auch schüchtern, treu geblieben, und tröstete ihn durch seine Freundschaft und Unterstützung. Es war dies Spalatin. Ihr Briefwechsel wurde nicht unterbrochen. „Ich danke Dir“, sagte er in Bezug auf einen von diesem erhaltenen Freundschaftsbeweis; „aber was verdanke ich Dir nicht alles?“ ¹⁾ Am 11. November 1517, elf Tage nach der Veröffentlichung der Thesen, in einem Augenblicke, da die Gährung der Geister gewiß groß war, sprach Luther seine Dankbarkeit in solcher Weise aus. Es ist lehrreich, wie in demselben Briefe der starke Mann, der so muthig gehandelt hatte, die Quelle seiner Stärke angibt. „Wir können nichts aus uns selbst, wir vermögen alles durch die Gnade Gottes. Alle Unwissenheit ist für uns unüberwindlich, nicht für die Gnade Gottes. Je mehr wir aus uns selbst zur Weisheit streben, desto mehr nähern wir uns der Thorheit. Es ist nicht wahr, daß diese unüberwindliche Unwissenheit den Sünder entschuldigt, denn sonst gäbe es keine Sünde in der Welt.“

Luther hatte seine Propositionen weder dem Fürsten noch den Hofleuten zugesandt: der Kaplan scheint darüber seine Ver-

1) *Lutheri Epp.* I, p. 74.

wunderung ausgesprochen zu haben. „Ich habe“, schreibt Luther, „meine Thesen dem durchlauchtigen Fürsten und den Seinigen nicht eher zusenden wollen, bis diejenigen, welche darin gemeint sind, sie erhalten hätten, damit sie nicht meinten, ich hätte sie auf Befehl, oder um seiner Gunst willen oder aus Abneigung gegen den Mainzer Erzbischof herausgegeben. Ich höre, daß schon welche an dergleichen denken. Jetzt kann ich ruhig beschwören, daß sie ohne Vorwissen des Herzogs Friedrich erschienen sind.“¹⁾

Spalatin tröstete und stand seinem Freunde bei. Luther erwiderte auf alle Fragen des bescheidenen Kaplans. So frug ihn dieser, und man hört diese Frage noch heut zu Tage, in welcher Weise die heilige Schrift am Besten studirt werden könne. „Bisher“, antwortete Luther, „hast Du, trefflicher Spalatin, nur über Dinge, die in meiner Macht sind, angefragt. Aber Dich bei dem Studium der heiligen Schrift anzuleiten, übersteigt meine Kräfte. Willst Du aber durchaus mein Verfahren kennen lernen, so will ich es Dir nicht verheimlichen. Es ist vor allem gewiß, daß man die heilige Schrift weder durch Studium noch durch den Geist erfassen kann, deshalb mußt Du zuerst mit dem Gebete beginnen. Bitte zum Herrn, er möge Dir in seiner großen Barmherzigkeit das wahre Verständniß seines Wortes geben. Das Wort Gottes wird uns vom Urheber dieses Wortes ausgelegt, wie er gesagt hat, daß Gott sie alle unterweisen wird. Hoffe nichts von Deiner Arbeit, Deinem Verstande, vertraue allein auf Gott und den Einfluß des Geistes. Glaube meiner Erfahrung.“²⁾ Hieraus erhellt, wie Luther in den Besitz der Wahrheit, die er predigte, gelangt war. Nicht, wie einige meinen, im Vertrauen auf eine hochmüthige Vernunft, nicht, wie andere behaupten, von gehässigen Leidenschaften hingerissen. Er schöpfte aus der reinsten, heiligsten, erhabensten Quelle, aus Gott selbst, den er demüthig, vertrauensvoll und im Gebete befragt. Wenige unserer Zeit ahmen ihm nach und deshalb verstehen ihn so wenige. Diese Worte Luthers sind allein

1) *Lutheri Epp.* Ibid. p. 76.

2) *Luth. Epp.* I, p. 88. vom 18. Januar.

schon bei jedem ernstern Gemüthe eine Rechtfertigung der Reform.

Auch tröstete ihn die Freundschaft ehrenwerther Laien. Christoph Scheuerl, der treffliche Stadtschreiber der freien Reichsstadt Nürnberg, gab ihm besondere Beweise seiner Freundschaft,¹⁾ und solche sind dem von allen Seiten angegriffenen Menschen doppelt angenehm. Der Nürnberger Stadtschreiber suchte seinem Freunde neue Freunde zu verschaffen und forderte ihn auf, einem damals bekannten Nürnberger Juristen, Hieronymus Ebner, eine Schrift zu widmen. „Du stellst“, erwiderte Luther, „meine Arbeiten sehr hoch, ich schätze sie sehr gering. Doch habe ich Deinem Wunsche nachkommen wollen. Ich habe gesucht. Aber in meinem ganzen Vorrathe, den ich nimmer so arm gefunden, habe ich nichts entdeckt, welches von einem so kleinen Manne, als ich, einem so großen Manne zu widmen nur im mindesten werth gewesen wäre.“ So spricht Luther in edler Bescheidenheit und vergleicht sich so mit dem Doktor Ebner, dessen Name verschollen ist. Die Nachwelt hat ein anderes Urtheil gefällt.

Luther hatte seine Thesen auch nicht an Scheurl geschickt, worüber der Nürnberger Stadtschreiber sich verwunderte. „Ich wollte“, bemerkte Luther, „keine solche Verbreitung der Thesen, und wünschte nur mit wenigen in meiner Nähe lebenden Männern über sie zu disputiren. Hätten diese sie verworfen, so hätte ich sie vernichtet, ihre Billigung hätte den Druck meinerseits veranlaßt. Da sie nun aber einmal gedruckt, wiederaufgelegt, über alle Erwartung verbreitet sind, so muß ich nur dieses Erzeugniß bedauern, denn wenn auch die Wahrheit, die ich allein gesucht habe, dem Volke bekannt werden muß, so muß man es doch in anderer Art unterweisen. Es sind darin auch für mich zweifelhafte Propositionen und wenn ich an das Aufsehen, das sie gemacht haben, gedacht hätte, so hätte ich manches ausgelassen, anderes mit weit größerer Zuversicht behauptet.“²⁾ Später war

1) Luth. Epp. I, 79. vom 11. Dezember 1517: Litterae tuae animum tuum erga meam parvitatem candidum et longe ultra merita benevolentissimum probaverunt.

2) Luth. Epp. I., p. 95.

Luther anderer Ansicht und meinte, er habe damals noch nicht genug gesagt. Doch erhellt Luthers Aufrichtigkeit aus den an Scheurl geäußerten Besorgnissen, es wird eingestanden, daß ihn kein vorgefaßter Plan und kein Parteigeist, sondern allein das Streben nach der Wahrheit geleitet habe. Als er diese gefunden hatte, drückte er sich anders aus: „In meinen früheren Schriften habe ich demüthiglich dem Papste viele, sogar sehr wichtige Dinge eingeräumt, die ich jetzt als höchste Gotteslästerung verabscheue und verwünsche.“¹⁾

Auch noch andere Laien gaben ihm damals Freundschaftsbeweise, der berühmte Maler Albrecht Dürer schickte ihm ein Geschenk, vielleicht ein Gemälde, wofür er diesem besonders danken läßt.²⁾

So empfand Luther an sich selber die Wahrheit des göttlichen Wortes: der treue Freund bleibt alle Zeit und tritt auf wie ein Bruder in der Noth. Aber er handelte so auch für andere. Der Kurfürst hatte eine neue Steuer ausgeschrieben und wollte, wie es hieß, noch eine ausschreiben, wahrscheinlich auf Anrathen des Raths Pfeffinger, den Luther oft scharf angriff. Der Doktor trat gleich in den Riß. „Eure Durchlaucht mögen die Bitte eines armen Bettlers nicht gering achten. Ich bitte Euch im Namen Gottes, schreibt keine neue Steuer aus. Es hat mir wie vielen andern euch treu ergebenden Dienern wehe gethan, daß die letzte dem guten Ruf und der Beliebtheit Eurer Durchlaucht geschadet hat. Gott hat Euch hohen Verstand verliehen, Ihr seht in diesen Dingen wohl weiter als ich und alle Eure Unterthanen. Aber es ist vielleicht Gottes Wille, daß ein kleiner Verstand einen großen unterweise, damit kein Mensch auf sich selbst vertraue, sondern allein auf Gott unsern HErrn, der zu unserm Besten Euren Körper gesund und Eure Seele für die ewige Seligkeit bereit erhalte. Amen.“ Das Evangelium gibt den Königen die Ehre, und versichert die Sache des Volks. Es predigt der Nation ihre Pflichten, erinnert den Fürsten an die Rechte, welche dieses besitzt. Wenn die Stimme eines Christen wie Luther

1) Luth. Opp. lat. Witt. Praef.

2) Luth. Epp. I, p. 95.

im Cabinette eines Herrschers erschallte, so wäre sie oft ausreißender Ersatz für eine ganze Versammlung von Gesetzgebern. In demselben Briefe voll ernster Ermahnungen an den Kurfürsten bittet er ihn, oder erinnert ihn vielmehr an ein versprochenes neues Kleid. Diese Freiheit Luthers, da er doch den Kurfürsten verletzt zu haben befürchten konnte, machte diesem und dem Reformator Ehre. „Wenn Pseffinger es besorgen soll, so möge er es in Wirklichkeit, nicht durch Freundschaftserklärungen thun. Er kann schöne Worte weben, aber es wird kein gutes Tuch daraus.“ Luther meinte, er habe sich durch seine guten Rathschläge sein Hoffleid verdient, aber zwei Jahre darauf hatte er es noch nicht erhalten, und bat wieder darum.¹⁾ Offenbar stand Friedrich gar nicht sehr zu Luthers Verfügung.

8.

Disputation zu Frankfurt. — Tezels Thesen. — Drohungen. — Knipstrows Opposition. — Luthers Thesen werden verbrannt. — Die Mönche. — Luthers Ruhe. — Man verbrennt Tezels Thesen. — Luthers Verdruß. — Besuch des Bischofs.

So hatten sich die Geister von ihrem ersten Schrecken erholt. Luther selbst war gemeint, seinen Worten die ihnen zuerkannte Bedeutsamkeit abzuspochen. Neue Umstände konnten die allgemeine Aufmerksamkeit ablenken und dieser Angriff auf die römische Lehre wie viele andere vorübergehen. Aber Roms Anhänger verhinderten einen solchen Ausgang, sie schürten die Flamme, anstatt sie zu erstickern.

Tezel und die Dominikaner erwiederten den gegen sie gerichteten Angriff mit Stolz, sie wollten den kühnen Mönch vernichten, der ihren Handel gestört hatte und die Gunst des Papstes erringen. Deshalb stießen sie einen Schrei der Wuth aus; den vom Papste befohlenen Ablass angreifen galt als eine Antastung des Papstes, und alle Mönche und Theologen ihrer Schule wurden zur Hülfe gerufen.²⁾ Tezel sah wohl ein, daß er allein ge-

1) Luth. Epp. I. p. 77. 78. 283.

2) Suum senatum convocat: monachos aliquot et theologos sua sophistica utrunque tinctos. Melanchth., V. Luth.

gen einen Gegner wie Luther zu schwach sei. Von der Anfeindung des Doctors in Verlegenheit aber nicht minder in Wuth gebracht, verließ er die Gegend von Wittenberg und zog nach Frankfurt an der Oder, wo er schon im November 1517 eintraf. Die Universität dieser Stadt war wie die Wittenberger eine neue Stiftung, aber von der entgegengesetzten Partei. Conrad Wimpina, ein alter Nebenbuhler Pollichs von Mellerstadt, ein beredter Mann und ausgezeichnete Theologe, lehrte dort und betrachtete den Doctor und die Wittenberger Hochschule mit neidischem Blicke, da ihr Ruf ihm schadete. Tezel hat ihn um eine Antwort auf Luthers Thesen und Wimpina schrieb zwei Reihen von Anti-Thesen, von denen die erste den Ablass, die zweite das päpstliche Ansehen vertheidigen sollte.

Am 20. Januar 1518 fand die lange vorbereitete, oft angekündigte Disputation statt, auf welche Tezel so große Hoffnungen setzte. Von allen benachbarten Klöstern waren die Mönche einberufen, über 300 waren zugegen; Tezel verlas seine Thesen. In der 56sten erklärte er: „Wer da sagt, daß die Seele nicht eher könne ausfahren, als bis der Groschen auf dem Boden des Kastens klingt, der irrt.“¹⁾

Aber besonders machte er Propositionen geltend, denen gemäß, um mit dem Apostel zu reden, der Papst im Tempel Gottes wie Gott saß. Dieser unverschämte Krämer mochte sich mit seinem ganzen Unwesen und Unfug unter den Mantel des Papstes flüchten.

So erklärte er sich bereit, vor der zahlreichen Versammlung folgende Sätze zu vertheidigen:

„3. Man soll die Christen lehren, daß der Papst nach der Hoheit seiner Gewalt sey über die ganze allgemeine Kirche und Concilia, und daß man seinen Satzungen in aller Unterthänigkeit soll gehorsam sein.

4. Man soll die Christen lehren, daß der Papst allein Macht habe, zu erörtern und zu schlichten in Sachen christlichen Glaubens, daß er auch allein Gewalt habe und sonst niemand, der heiligen Schrift Sinn nach seinem Sinn zu deuten, und alle

1) Positiones fratris Jo. Tezelii, *Luth. Opp.* I. p. 94.

Worte und Werke der andern entweder zu rechtfertigen, oder zu verdammen.

5. Man soll die Christen lehren, daß des Papstes Urtheil in Sachen, so christlichen Glauben angehen und zur Seligkeit des menschlichen Geschlechts nöthig sind, in keinem Wege irrig sein könne.

6. Man soll die Christen lehren, daß man in Sachen des Glaubens mehr auf die Ansicht des Papstes, wie sie aus seinen Urtheilen erhellt, bauen soll, als auf die Ansicht aller Gelehrten, ob sie diese aus der heiligen Schrift ableiten.

8. Man soll die Christen lehren, daß, wer die Ehre und Würde des Papstes angreift, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig und verdammt werde.

17. Man soll die Christen lehren, daß alle Satzungen in Glaubenssachen durch den apostolischen Stuhl beschlossen unter die christlichen wahrhaftigen Artikel zu rechnen seien, ob sie schon im Canon der heiligen Schrift und in den alten Doktoren nicht begriffen gefunden werden.

44. Man soll die Christen lehren, daß die, so bezeugen mit Worten, Thaten oder Schriften, daß sie ihre kezerischen Propositionen nicht widerrufen wollen, obwohl die, denen es befohlen und daran gelegen ist, wider sie eitel Bann regneten und hagelten, für halsstarrige Kezer zu achten und Jedermann zu meiden sind.

48. Man soll die Christen lehren, daß die, so der Kezer Irrthum beschirmen und durch ihre Gewalt aufhalten, daß sie in des Richters Gewalt, sie zu verhören, nicht gestellt werden, für verbannt, und so sie nicht in einem Jahre davon abstecken, nach dem Rechte für ehrlos zu achten sein sollen, auch auf mancherlei Weise allen Menschen zum Schrecken grausam gestraft werden.

50. Derhalben, die da wollen von den Theilen der Buße, sonderlich aber von der Beichte, die mit dem Munde, und von der Genugthuung, die mit dem Werke geschieht, von Gott und dem Evangelio angezeigt und eingesetzt und von den Aposteln in Schwung gebracht und von der ganzen Kirche approbirt und gehalten (und doch wider das alles vom Widersacher unchrist-

lich, doch vergeblich in seinem deutschen Sermon angehalten) auch von dem vollkommenen Ablass und Gewalt des höchsten römischen Bischofs so viel Papier und Bücher voll placken oder ja leichtfertig öffentlich von derselben predigen oder disputiren, oder denen, so solches predigen und schreiben, anhangen und an ihren Schriften Gefallen haben, ins Volk und in die Welt ausbreiten oder von denselben in Werken oder zum Theil vor Leuten unverschämt oder verächtlich reden, sollen sich fürchten, daß sie nicht in obgenannter Sprüche Strafe verfallen und dadurch sich und andere in Gefahr des ewigen Verderbens und schwerer zeitlicher Schmach begeben. Denn ein jeglich Thier, welches den Berg anrührt, soll gesteinigt werden.“

Man sieht, daß Tezel nicht allein gegen Luther auftrat: wahrscheinlich dachte er bei der 48sten These an den Kurfürsten von Sachsen. Der Dominikaner ist überall zu erkennen und die Androhung schwerer Strafen gegen die Widersacher war das Argument eines Inquisitors, auf welches man nicht gut antworten konnte. Die 300 Mönche, welche Tezel versammelt hatte, rissen die Augen auf und bewunderten seine Sätze. Die Theologen der Universität fürchteten als Beschützer der Ketzerei zu gelten oder waren Anhänger Wimpinas und griffen die seltsamen Thesen nicht frei genug an.

Diese ganze so sehr ausposaunte Sache sollte nur eine Spiegelfechterei sein, aber unter den anwesenden Studenten gab es einen zwanzigjährigen, Namens Johannes Knipstrow. Er hatte Luthers Thesen gelesen und sie der heiligen Schrift gemäß befunden. Er war entrüstet, daß die Wahrheit öffentlich mit Füßen getreten werde, ohne nur einen Vertheidiger zu finden, und erhob seine Stimme, zum Erstaunen der ganzen Versammlung, gegen Tezel. Der arme Dominikaner war auf solchen Widerstand nicht vorbereitet und gerieth in Verwirrung, so daß er den Kampfplatz nach einigen Worten verließ und ihn an Wimpina abtrat. Dieser widerstand kräftiger, aber Knipstrow brachte ihn so in die Enge, daß Wimpina, um einen ihm so unangemessen scheinenden Streit zu beendigen, als Präsident die Disputation schloß und Tezeln zur Belohnung für seine herrlichen Debatten den Doktorhut ertheilte. Wimpina wollte den jungen Red-

ner los sein, er schickte ihn in das Kloster Pyritz in Pommern mit dem Auftrage, ihn scharf zu bewachen. Aber das aufgehende Licht wurde von den Ufern der Oder abgewendet, um später in Pommern hell zu scheinen.¹⁾ Gott benutzte nach Wohlgefallen die Schüler, um die Lehrer zu schanden zu machen.

Um seine Niederlage wieder gut zu machen, nahm Tezel zum letzten Beweisgrunde Roms und der Inquisitoren, das heißt zum Feuer, seine Zuflucht. Er ließ auf dem Markte einer Frankfurter Vorstadt eine Kanzel und einen Scheiterhaufen errichten, wohin er mit seinen Inquisitionen-Insignien in feierlicher Procession zog. Auf der Kanzel ließ er alle seine Wuth los, schleuderte Blitze und schrie mit gewaltiger Stimme, der Ketzer Luther müsse verbrannt werden. Dann nahm er die Thesen und den Sermon des Doktors und verbrannte sie.²⁾ Er konnte das besser, als seine Thesen in Schutz nehmen, Widerstand fand er nicht, sein Sieg war vollständig. Der unverschämte Dominikaner kehrte triumphirend nach Frankfurt zurück. Wenn die mächtigen Parteien besiegt sind, flüchten sie sich zu Demonstrationen, die man ihnen als Trost in ihrer Schande verzeihen muß.

Tezels zweite Thesen bildeten einen wichtigen Zeitabschnitt der Reformation, indem sie einen andern Gegenstand aufbrachten. Sie verlegten den Streit vom Ablassmarkte in die Säle des Vaticans, richteten ihn von Tezel auf den Papst. An die Stelle des verächtlichen Krämers, den Luther ergriffen hatte, trat die geheiligte Person des Oberhauptes der Kirche. Luther erstaunte darüber, er hätte es wahrscheinlich später selbst gethan, aber seine Feinde ersparten ihm diesen Uebergang. Es handelte sich nun nicht mehr um einen verrufenen Handel, sondern um Rom, und der Schlag, welcher Tezels Laden umwerfen wollte, erschütterte den Thron des königlichen Priesters bis in die Grundfesten.

1) Spiser, Geschichte Dr. Luthers. Beckmann, notitia Univ. Francofurt, VIII.

2) Fulmina in Lutherum torquet vociferatur ubique hunc haereticum igni perdendum esse, propositiones etiam Lutheri et concionem de indulgentiis publice conjecit in flammis. Melancthon, V. Luth.

Die römische Schaar folgte dem Signale Tezels. Die Mönche erhoben ihre Stimme vor Wuth, daß ein gefährlicherer Gegner, als Erasmus und Reuchlin, gegen sie aufgetreten war. Auf allen Kanzeln der Dominikaner erschallte der Name Luther, die Leidenschaften des Volkes wurden in Anspruch genommen, man nannte den muthigen Doktor einen Wahnsinnigen, einen Verführer, einen Besessenen. Seine Lehre wurde als die schrecklichste Ketzerei verschrieen. Wartet nur noch 14 Tage, nur höchstens vier Wochen, hieß es, und der arge Ketzer wird verbrannt sein. Wenn es von den Dominikanern abgehangen hätte, so wäre dem sächsischen Doktor das Loos des Huß und Hieronymus zu Theil geworden, aber Gott wachte über ihn. Sein Leben sollte vollenden, was Hussens Tod begonnen hatte, ein jeglicher dient dem Worte des Herrn in seiner Weise. Mehrere erklärten, die ganze Universität Wittenberg sey ketzerisch und ehrlos.¹⁾ „Nieder mit dem Verbrecher und allen seinen Anhängern,“ hieß es; an einigen Orten wurde das Volk dadurch aufgewiegelt, auf die Anhänger der Meinungen der Reformation die Aufmerksamkeit gelenkt und wo die Mönche die Macht besaßen, wurden die Freunde des Evangeliums die Wirkungen des Hasses bald gewahr. So erfüllte sich für die Reformation die Prophezeiung des Heilandes: „Man wird euch um meiner willen verfolgen.“ Die entschiedenen Schüler des Evangeliums erleben dies immer in der Welt.

Als Luther Tezels Thesen und den auf sie folgenden allgemeinen Angriff erfuhr, wuchs sein Muth, er fühlte, man dürfe solchem Gegner nicht nachgeben und sein unerschrockener Geist entschloß sich rasch dazu. Ihre Schwäche zeigte ihm seine Kraft und gab ihm Selbsterkenntniß.

Doch ergab er sich den sonst menschlichen Gefühlen, des Hochmuths in keiner Weise. „Es ist mir schwieriger“, schrieb er an Spalatin, „meine Feinde nicht zu verachten und so gegen Christum zu sündigen, als sie zu besiegen. Sie wissen von menschlichen und göttlichen Dingen so wenig, daß es eine Schande ist, gegen sie anstreiten zu müssen. Aber ihre Unwissenheit gibt ihnen die unbegreifliche Frechheit und die eiserne Stirn.“ Was

1) Luth. Epp. I, 92.

Merle d'Aubigné. I.

unter diesen allgemeinen Anfeindungen sein Herz am meisten stärkte, war die innere Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Sache. „Erstaune nicht,“ schrieb er zu Anfang des Jahres 1518 an Spalatin, „daß man mich so sehr beschimpft. Ich höre diese Schmähungen mit Freuden. Verfluchte man mich nicht, so glaubte ich nicht, daß meine Bestrebungen von Gott sind. Christus ist zu einem Zeichen gesetzt, dem man widersprechen wird. Ich weiß, daß von Anbeginn der Welt das Wort Gottes so gewesen, daß, wer es in die Welt hat bringen wollen, wie die Apostel, alles hat aufgeben und des Todes gewärtig sein müssen. Wäre dem nicht so, so wäre es nicht das Wort Jesu Christi.“¹⁾ Die Helden dieser Welt kennen keinen solchen Frieden inmitten aller Unruhe: Männer an der Spitze einer Regierung, einer Partei unterliegen der Last ihrer Arbeiten und Sorgen, nur der Christ gewinnt im Kampfe neue Kräfte, weil er eine geheimnißvolle Quelle der Ruhe und des Muthes kennt, von welcher der, vor dessen Augen das Evangelium verschlossen ist, nichts weiß.

Nur über eins war Luther besorgt, daß sein muthiger Widerstand Zwietracht hervorrufen würde. Er wußte, daß ein Wort eine ganze Welt anzünden könne. Er sah Fürsten gegen Fürsten, vielleicht auch ein Volk gegen das andere. Sein deutsches Herz betrübt sich darüber, seine christliche Liebe erschrack. Er hätte den Frieden gewünscht, aber er mußte reden, denn so wollte es der Herr. „Den Zwiespalt zwischen solchen Fürsten zu veranlassen, fürchte ich sehr,“ schrieb er.²⁾

Er schwieg noch über Tezels Propositionen vom Papste. Als leidenschaftlicher Mann würde er sich ungestüm auf die seltsame Lehre gestürzt haben, hinter welcher sein Gegner sich verbergen wollte, aber er unterließ es. Sein Harren, sein Stillschweigen, seine Zurückhaltung sind so ernst und feierlich, daß man die Gesinnung wohl erkennen kann: er wartete, aber nicht aus Schwäche, denn er traf desto stärker.

1) In kräftiger Weise sagt er: morte emtum est (verbum dei) mortibus vulgatum, mortibus servatum, mortibus quoque servandum aut referendum est.

2) *Luth. Epp. I, p. 93.*

Tezel hatte nach dem Auto da fé in Frankfurt an der Oder seine Thesen nach Sachsen geschickt, um dort gegen die Lutherischen als Gegengift zu dienen. Von Halle kam ein Bote nach Wittenberg, dort im Auftrage des Inquisitors dieselben zu verbreiten. Die Studenten der Universität, entrüstet über die Verbrennung der Thesen ihres Lehrers durch Tezel, erfuhren kaum die Ankunft des Boten, als sie ihn aufsuchten, umringten, in ihn drangen, erschreckten. „Wie kannst du dergleichen hierher bringen?“ sagten sie. Einige kauften ihm Abdrücke ab, Andere nahmen ihm welche weg und so waren alle 800 Abdrücke, die er bei sich führte, in Beschlag genommen; dann schlugen sie ohne Vorwissen des Fürsten, des Senats, des Rectors, Luthers oder sonst eines Professors an das Brett der Universität Folgendes an: „Wer der Verbrennung und dem Leichenzuge der Tezel'schen Thesen beiwohnen will, hat sich um zwei Uhr auf dem Markte einzufinden.“

Um zwei Uhr versammelten sie sich in Menge und verbrannten unter lautem Jubel die Propositionen des Dominikaners. Ein Exemplar entging dem Brande und Luther schickte es später an Lange nach Erfurt. Diese edelmüthige aber unbefonnene Jugend befolgte den alttestamentlichen Grundsatz: Auge um Auge, Zahn um Zahn, der aber kein christlicher ist. Aber da die Doktoren und Professoren in Frankfurt ein solches Vorbild gaben, ist es kaum zu verwundern, daß ihnen die jungen Wittenberger Studenten folgten. Die Nachricht von dieser akademischen Hinrichtung verbreitete sich über ganz Deutschland und machte großes Aufsehen. Luther bedauerte es sehr.

„Es thut mir leid,“ schrieb er an seinen alten Lehrer Tordocus in Erfurt, „daß ihr geglaubt habt, ich hätte die Tezel'schen Thesen verbrennen lassen. Haltet ihr mich für so unvernünftig? Aber was sollte ich thun? Alle glauben Allen Alles über mich. 1) Kann ich die Zungen der Welt fesseln? mögen sie sagen, vernehmen, sehen und behaupten, was ihnen gefällt. Ich handle, so lange der Herr mir Kraft verleiht, und mit Gottes Beistand fürchte ich nichts.“ „Was daraus werden mag,“ schrieb er an Lange, „weiß ich nicht, nur daß meine gefährliche

1) Omnes omnibus omnia credunt de me. *Luth. op. I. p. 108.*

Stellung sich dadurch verschlimmert." Doch erhellt daraus, wie sehr die jungen Männer für Luthers Sache eingenommen waren. Es war dieses ein wichtiges Zeichen, denn eine Anregung der Jugend ergreift bald das ganze Volk.

Tezels und Wimpinas Thesen gewannen keine große Achtung, doch blieben sie nicht ohne Wirkung, weil sie den Streit vergrößerten, den Riß im Mantel der Kirche erweiterten, Fragen von höchster Bedeutung in die Debatte warfen. Die Häupter der Kirche sahen näher zu und sprachen sich eifrig gegen den Reformator aus. „Ich weiß nicht, wem Luther vertraut," sagte der Bischof von Brandenburg, „wenn er die Macht der Bischöfe so zu verletzen wagt." Da der neue Umstand neue Schritte nöthig machte, kam der Bischof selbst nach Wittenberg; aber er fand Luther voll der inneren Freude eines guten Gewissens und kampfbereit. Der Bischof erkannte, daß der Augustinermönch einer höheren Macht, als der seinigen, gehorchte, und kehrte zornig nach Brandenburg zurück. Im Winter 1518 saß er vor dem Kamine und sagte zu seiner Umgebung: „Ich will nicht ruhig schlafen, bis ich nicht Martinum wie dieses Holz in's Feuer geworfen habe," und warf dabei ein Scheit Holz in's Feuer. Die Revolution des 16ten Jahrhunderts sollte eben so wenig durch die Oberhäupter der Kirche vollzogen werden, als die des ersten vom Sanhedrin und von den Synagogen zu Stande gebracht war. Im 16ten Jahrhunderte widersezten sich diese Oberhäupter der Kirche gegen Luther, die Reformation, deren Diener, wie einst gegen Jesus Christus, gegen das Evangelium, die Apostel, wie zu allen Zeiten nur zu oft gegen die Wahrheit. „Die Bischöfe," schreibt Luther in seinem Berichte über den Besuch des Bischofs von Brandenburg, „sehen allmählig ein, daß sie gleich mir hätten handeln sollen, und schämen sich. Sie nennen mich hochmüthig und frech, und ich bin es allerdings. Aber sie sind nicht die Leute darnach, zu wissen, was Gott ist oder was wir sind." ¹⁾

1) Quid vel Deus vel ipsi sumus. Luth. Ep. I., p. 224.

9.

Prierio. — Roms System. — Der Dialog. — System der Reformation. — Antwort an Prierio. — Das Wort, der Papst und die Kirche. — Hochstraten. — Die Mönche. — Luther erwidert. — Eß. — Die Schule. — Die Obelisken. — Luthers Gesinnung. — Die Asterisken. — Bruch.

Schon war ein mächtigerer Gegner als Tezel gegen Luther aufgestanden. Rom hatte geantwortet. Aus den Mauern des heiligen Palastes war die Erwiderung gekommen. Leo X. wollte sich nicht mit Theologie befassen. „Es ist ein Mönchsstreit,“ hatte er gesagt, „es ist am besten, sich nicht darein zu mischen.“ Und ein andermal: „Ein voller trunkener Deutscher hat die Thesen geschrieben, wenn er nüchtern ist, spricht er anders.“¹⁾ Ein römischer Dominikaner, Sylvester Mazolini von Prierio, oder Prierias, Magister des heiligen Palastes, dem das Amt eines Censors oblag, hatte in seiner Stellung die Thesen des sächsischen Mönchs in Italien zuerst kennen gelernt.

Ein römischer Censor und die lutherischen Thesen! Welch' ein Zusammentreffen! Die Freiheit des Wortes, der Prüfung, des Glaubens stieß in der Stadt Rom an die Macht an, welche das Monopol der Intelligenz in Händen zu haben, den Mund der Christenheit nach Belieben öffnen und schließen zu können meinte. Die christliche Freiheit der Kinder Gottes kämpfte mit dem päpstlichen Despotismus der römischen Sklaven; sie versinnbildlichte sich in den ersten Tagen der Reformation im Kampfe von Luther und Prierio.

Der römische Censor, Generalprior der Dominikaner, der den Auftrag hatte, zu bestimmen, was die Christenheit sagen oder verschweigen, wissen oder nicht wissen sollte, beeilte sich, eine Antwort zu verfassen, die er Leo X. widmete. Er sprach darin von deutschen Mönchen verächtlich und äußerte mit römischer Selbstzufriedenheit, es wäre seltsam, wenn dieser Martin eine eiserne Nase oder eine eiserne Stirne hätte, daß man sie nicht zerschlagen könnte. Dann griff er in dialogischer Form die Thesen an, verspottete, beschimpfte, bedrohte sie.

1) *Lutheri opp.* W. XXII. p. 1337.

Dieser Kampf zwischen dem Wittenberger Augustiner und dem römischen Dominikaner erhob sich über das Grundprinzip der Reform: welche Autorität ist für die Christen untrüglich? Das kirchliche System lautet nach einem seiner unabhängigsten Organe: ¹⁾

„Das Wort der heiligen Schrift ist todt, ohne den Geist der Auslegung, welcher allein deren verborgenen Sinn aufschließt. Diesen Geist haben nicht alle Christen, sondern die Kirche, d. h. die Priester. Es ist eine verwegene Behauptung, derjenige, welcher der Kirche verheissen hat, bis an der Welt Ende bei ihr zu bleiben, könne sie der Macht des Irrthums überlassen. Man mag vielleicht meinen, die Lehre und Verfassung der Kirche seien nicht mehr so, wie man sie in den heiligen Büchern findet. Allerdings, aber die Veränderung ist nur eine scheinbare, mehr in Bezug auf die Form als auf den Gehalt. Diese Veränderung ist sogar ein Fortschritt. Die belebende Kraft des göttlichen Geistes hat dem, was in der Schrift nur Idee war, Wirklichkeit verliehen, hat die Umrisse des Wortes verkörpert, die ersten Skizzen vollendet und das Werk, dessen erste Züge sich in der Bibel befinden, zu Stande gebracht. Man muß also den Sinn der heiligen Schrift so auffassen, wie ihn die vom heiligen Geiste geleitete Kirche festgesetzt hat.“ Hier gingen die katholischen Lehrer auseinander. „Die allgemeinen Concilien,“ behauptete Gerson mit vielen Andern, „sind die Vertreter der Kirche.“ „Der Papst,“ sagten Andre, darunter Priorio, „ist der Hüter des Geistes der Auslegung, und keinem Menschen steht es zu, die Schrift anders zu verstehen, als es der römische Papst bestimmt hat.“

Diese Lehre setzte der Magister des heiligen Palastes der entstehenden Reformation entgegen. Er äußerte über die Macht der Kirche und des Papstes, Ansichten, über welche die schamlosesten Schmeichler der römischen Kurie erröthet sein würden. Gleich zu Anfang seiner Schrift erklärte er: „Wer sich nicht auf die Lehre der römischen Kirche und des römischen Papstes,

1) J. Gerson, propositiones de sensu literalī S. Scripturac. Opp. tom. I

als auf die untrügliche Quelle des Glaubens, von welcher die heilige Schrift Kraft und Ansehen erhält, stützt, ist ein Reher.“ Dann suchte er in einem Dialog, in welchem Luther und Sylvester sich unterhalten, die Propositionen des Doktors zu widerlegen. Die Ansichten des sächsischen Mönchs waren dem römischen Censor ganz neu; Prierio zeigte, daß er dessen Herzens- triebe und die Beweggründe des Ganzen nicht erkannt hatte. Er maß den Lehrer der Wahrheit mit dem kleinen Maße der römischen Lakaien. „Lieber Luther,“ schrieb er, „wenn der Papst, unser Herr, dir ein gutes Bisthum und einen vollkommenen Ablass zur Ausbesserung deiner Kirche gäbe, würdest du sanfter auftreten und den Ablass unterstützen, den du jetzt anschwärzest.“ Der auf Eleganz der Sitten so stolze Italiener gebraucht zu Zeiten die gröbsten Ausdrücke: „Die Hunde beißen,“ sagt er zu Luther, „dein Vater ist gewiß ein Hund gewesen.“ Am Schlusse wunderte sich der Dominikaner, gegen den aufrührerischen Mönch so huldreich gewesen zu sein und zeigte dem Gegner die grimmigen Zähne des Inquisitors. „Die römische Kirche,“ sagte er, „hat im Papste die Spitze der geistlichen und weltlichen Macht, sie kann die Abtrünnigen mit dem weltlichen Arme zwingen und braucht die Ausgelassenen nicht durch Beweise zu widerlegen.“

Diese Worte aus der Feder eines Würdenträgers der römischen Kurie hatten Bedeutsamkeit, doch schüchtern sie nicht ein. Luther meinte oder schien zu meinen, dieser Dialog sei nicht von Prierio, sondern von Ulrich von Hutten oder einem andern Mitverfasser der Briefe der Dunkelmänner, der aus satyrischer Laune, um Luther gegen Prierio aufzubringen, diese Albernheiten zusammengeworfen habe. ¹⁾ Er wollte sich von der römischen Kurie fern halten, doch war nach einiger Zeit des Stillschweigens sein Zweifel gehoben, wenn er gar einen solchen gehabt hat, und in zwei Tagen war eine Antwort vollendet. ²⁾

1) Convenit, inter nos esse personatum aliquem Sylvestrum ex obscuris viris, qui tantas ineptias in hominem inferit ad proyocandum me erga eam. Epp. I, p. 87 vom 14. Januar.

2) Tom. I. Will. lat. p. 170.

Die Bibel hatte den Reformator gebildet und die Reformation begonnen. Luther bedurfte nicht des Zeugnisses der Kirche, um zu glauben. Sein Glaube war aus der Bibel, von innen und nicht von außen gekommen. Er war zu fest überzeugt, daß die evangelische Lehre auf Gottes Wort gegründet sei, so daß jede äußere Autorität für ihn unnütz war. Luther eröffnete durch diese Erfahrung eine neue Zukunft für die Kirche. Der lebendige Quell, welcher für Luther strömte, sollte zum Strome werden, an dem die Völker sich erquickten.

Zum Verständnisse des Wortes mußte der heilige Geist Beistand leisten, so äußerte sich die Kirche und hatte in so weit Recht. Aber ihr Irrthum bestand darin, daß sie den heil. Geist als das Monopol einer gewissen Kaste betrachtete und ihn ausschließlich in Versammlungen, Kollegien, in eine Stadt, in ein Conclave eingeschlossen wählte. Der Wind weht, wo er will, hatte der Sohn Gottes vom Geiste Gottes gesagt; und anderswo: alle sollen von Gott unterwiesen werden. Das Verderben der Kirche, der Ehrgeiz der Päpste, die Leidenschaften der Concilien, die Zwistigkeiten des Klerus und die Verschwendungen der Prälaten hatten den heiligen Geist, das Wehen der Demuth und des Friedens von den Priesterwohnungen vertrieben. Er hatte die Versammlungen der Hochmüthigen, die Paläste der Kirchenfürsten verlassen und sich zu einfältigen Christen und bescheidenen Priestern zurückgezogen. Er hatte die herrschende Hierarchie geflohen, welche die Armen mit Füßen trat und sie oft auf's Blut quälte, den stolzen und unwissenden Klerus, dessen Häupter nicht die Bibel, sondern das Schwert zu führen verstanden: er war bald bei verachteten Sekten, bald bei den Männern des Wissens zu finden. Die heilige Wolke hatte die prächtigen Basiliken und hochmüthigen Cathedralen verlassen und sich auf dunkle Stätten gesenkt, wo demüthige Menschen wohnten, oder auf die Gemächer, welche stille Zeugen gewissenhafter Thätigkeit waren. Die Kirche war durch ihre Liebe zu Macht und Reichthum entartet, durch den feilen Gebrauch von der Lehre des Lebens vor dem Volke entehrt. Sie verkaufte das Heil, um die Schätze zu füllen, welche durch Ueppigkeit und Ausschweifung vergeudet wurden; alle Achtung vor ihr war verloren gegangen

und verständige Männer legten auf ihr Zeugniß keinen Werth mehr. Sie verachteten eine so erniedrigte Autorität und kehrten sich freudig zum göttlichen Worte und dessen untrüglichen Ansehen, als der alleinigen Zuflucht in so allgemeiner Unordnung.

Die Zeit war vorbereitet. Die kühne That, durch welche Luther den Stützpunkt der größten Hoffnungen des Menschenherzens versetzte und ihn mit mächtiger Hand von den Mauern des Vaticans auf den Felsen des göttlichen Wortes stellte, wurde mit Begeisterung aufgenommen. Diese Aufgabe stellte sich der Reformator in seiner Antwort an Prierio.

Er läßt die vom Dominikaner zum Anfange des Dialogs aufgestellten Fundamente bei Seite und sagt: „Ich will nach deinem Vorbilde auch einige Fundamentalsätze aufstellen.“

„Der erste ist das Wort Pauli: Aber so auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen, anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht.

„Der zweite ist die Aeußerung Augustins zu Hieronymus: Ich erweise nur den kanonischen Schriften die Ehre, fest zu glauben, daß sie sich nicht geirrt haben; bei allen andern glaube ich nicht, was sie sagen, bloß weil sie es sagen.“

Luther stellt also mit fester Hand die wesentlichen Prinzipien der Reformation auf, das Wort Gottes, das ganze Wort Gottes, nichts als das Wort Gottes. „Wenn du diese Punkte richtig begreifst,“ fährt er fort, „so siehst du ein, daß dein ganzer Dialog von Grund aus umgeworfen ist, denn du hast nur Worte und Ansichten des heiligen Thomas angeführt.“ Er greift die Lehrsätze des Gegners an und erklärt offen, daß nach seiner Ansicht Päpste und Concilien irren können. Er tadelt die Schmeicheleien der römischen Höflinge, welche dem Papst beide Gewalten einräumen, und meint, die Kirche sei thatsächlich nur in Christo, stellvertretungsweise nur in den Concilien. Dann geht er zu Prierio's Voraussetzung über und sagt. „Du urtheilst nach dir selbst, wollte ich Bischof werden, so hielte ich keine Reden, die in euern Ohren so übel klingen. Oder meinst du, ich wisse nicht, wie man in Rom zu Bisthümern und Pfründen gelangt? Singen nicht die Kinder auf allen Straßen Roms

das bekannte Lied: Rom ist jetzt schände gesunken.“¹⁾ Diese Lieder hatten in Rom vor der Wahl eines der letzten Päpste viele Verbreitung gehabt. Doch spricht Luther von Leo voll Hochachtung: „Wir haben an ihm gleichsam einen Daniel in Babylon, seine Unschuld hat schon oft sein Leben gefährdet.“ Endlich antwortet er auf Prierios Drohungen: „Du sagst, der Papst sei zugleich Papst und Kaiser und könne mit dem weltlichen Arme bezwingen. Dürtest du nach Mord? Ich versichere dir, daß die Prahlereien und Drohungen aus deinem Munde mich nicht schrecken. Wenn ich umkomme, so lebt doch Christus, mein und unser Aller Herr. Amen.“

So errichtet Luther mit fester Hand gegenüber dem ungetreuen Altare des Papstthums den Altar des allein heiligen, allein untrüglichen Wortes Gottes, vor dem jedes Knie sich beugen soll, auf dem er sein Leben zu opfern sich bereit erklärt.

Prierio gab eine Entgegnung heraus, dann ein drittes Buch „über die juridische und unbestreitbare Wahrheit der römischen Kirche,“ in welchem er sich (Buch 3., Kap. 12.) auf das Kirchenrecht stützte und erklärte, wenn auch der Papst die Völker mit sich zum Teufel führte, so dürfe man ihn doch nicht richten oder absetzen! Der Papst sah sich genöthigt, ihm endlich Stillschweigen aufzulegen.

Gleich darauf trat ein neuer Gegner, wieder ein Dominikaner, auf. Jakob Hochstraten, Inquisitor zu Köln, von dem wir schon wissen, daß er gegen Reuchlin und die Freunde der Wissenschaften gekämpft hatte, zitterte bei Luthers Kühnheit. Der mönchische Obscurantismus und Fanatismus mußte den Mann angreifen, der diesen den Todesstoß geben sollte. Als die ursprüngliche Wahrheit verloren zu gehen begann, gestaltete sich das Mönchthum; seitdem hatten Mönche und Irrthümer gleich sehr zugenommen. Das Werkzeug ihres Sturzes war erschienen, aber ohne schweren Kampf wollten diese gewaltigen Streiter das Schlachtfeld nicht räumen. So lange er lebte, fochten sie gegen ihn; in Hochstraten ist dieser Kampf besonders personificirt.

1) Quando hanc pueri in omnibus plateis urbis cantant: Denique nunc facta est . . . foedissima Roma. *Luth. Opp. lat. I. p. 183.*

Hochstraten und Luther — der freie, starke Christ und der wilde Sklave mönchischen Aberglaubens! Hochstraten wüthet, fordert den Tod des Ketzers, durch die Flammen soll Rom siegen. „Es ist Hochverrath gegen die Kirche, wenn ein so schändlicher Ketzler noch eine Stunde länger lebt. Errichtet den Scheiterhaufen für ihn!“ In vielen Landen folgte man diesen mörderischen Rathschlägen, die Stimmen vieler Martyrer legten in den ersten Zeiten der Kirche aus den Flammen das Zeugniß der Wahrheit ab. Aber Schreck und Feuer wurden gegen Luther vergeblich gefordert, bei ihm lagerte der Engel des HErrn und schützte ihn.

Luther erwiderte kurz aber kräftig. „Geh“, sagte er am Schlusse, „wahnsinniger Mörder, der du das Blut deiner Brüder trinkst, ich wünsche, daß du mich nie einen gläubigen Christen nennest, aber mich immer als Ketzler verschreien mögest. Versiehst du das, blutdürstiger Mensch, Feind der Wahrheit! Und wenn deine Wuth etwas gegen mich zu unternehmen wagt, so verfare vorsichtig und wähle die Zeit dazu. Gott kennt meine Absichten, wenn er mir das Leben fristet. Meine Hoffnung und mein Harren werden mich, so Gott will, nicht täuschen.“¹⁾ Hochstraten schwieg still.

Noch ein empfindlicherer Angriff traf den Reformator. Doktor Eck, der berühmte Lehrer zu Ingolstadt, der Befreier des Freundes Luthers, Urbans Regius, hatte die berühmten Thesen erhalten und war zwar nicht für die Mißbräuche des Ablasses; aber als Doktor der Schule und nicht der Bibel kannte er die Scholastiker genauer, als das Wort Gottes. Prierio war für Rom, Hochstraten für die Kirche aufgetreten, Eck vertrat die Schule. Die seit fünf Jahrhunderten in der Christenheit herrschende Schule wich nicht vor den ersten Angriffen des Reformators, sondern erhob sich stolz, um den zu erdrücken, welcher solche Verachtung gegen sie sprudelte. Eck und Luther, die Schule und das Wort, wurden noch mehr als einmal handgemein: damals aber begann der Kampf.

Eck fand in mehreren Behauptungen Luthers Irrthümer, und an der Wahrhaftigkeit seiner Ueberzeugung dürfen wir nicht

1) Luth. Opp. Leipz. XVII. p. 140.

zweifeln. Er vertheidigte die scholastischen Ansichten eben so sehr mit Begeisterung, als Luther die Erklärungen des Wortes Gottes. Es mochte ihm auch leid thun, seinem alten Freunde entgegenzutreten zu müssen; doch leuchtet aus der Art des Angriffs hervor, daß Leidenschaft und Eifersucht seinem Entschlusse nicht fremd waren.

Er nannte seine Bemerkungen gegen Luthers Thesen Obeliskten. Um den Schein zu retten, veröffentlichte er sein Werk nicht, sondern theilte es vertraulich seinem Vorgesetzten, dem Bischofe von Eichstädt, mit. Aber durch eine Nachlässigkeit des Bischofs oder des Doktors wurden die Obeliskten bald verbreitet. Link, ein Freund Luthers und Prediger in Nürnberg, erhielt ein Exemplar und schickte es gleich dem Reformator zu. Eck war ein ganz anderer Gegner als Tezel, Prierio, Hochstraten, je gelehrter und scharfsinniger seine Schrift, desto gefährlicher war sie. Er bemitleidete seinen „schwachen“ Gegner und wußte, daß Mitleid mehr Unheil anstiftet als Zorn. Er deutete an, Luthers Propositionen verbreiteten das böhmische Gift, röchen nach Böhmen und warf durch diese böswilligen Anspielungen alle an Huß und an den Abtrünnigen in dessen Vaterlande haftende Ungunst auf Luther.

Die Böswilligkeit dieser Schrift entrüstete Luther, aber der Gedanke, daß sie von einem ehemaligen Freunde herrühre, betrübt ihn noch mehr. Auf Kosten der Anhänglichkeit seiner Freunde sollte er die Wahrheit vertheidigen! Luther schüttete sein Herz und seine Trauer in einem Brief an Egranus, Pfarrer zu Zwickau, aus. „Man nennt mich“, schreibt er, „in den Obeliskten einen giftigen Menschen, einen Böhmen, einen Ketzer, Empörer, Tollkühnen, Frechen — kleinere Schmähungen, als schlaftrunken, schwach, unwissend, Verächter des Papstes, übergehe ich. Die bittersten Schmähungen finden sich in der Schrift. Doch ist ihr Verfasser ein ausgezeichnete Mann, voll wissenschaftlichen Geistes, voll geistreicher Wissenschaft und was mich am meisten schmerzt, früher durch große, neulich mit mir geschlossene Freundschaft enge mit mir verbunden: es ist Johann Eck, Doktor der Theologie, Kanzler zu Ingolstadt, ein durch seine Werke berühmter Mann. Wenn ich Satans Absichten nicht

kennte, so würde ich über die Muth erstaunen, mit welcher er die frischeste angenehmste Freundschaft zerreißt, ohne mich zu benachrichtigen, ohne mir ein Wort darüber zu schreiben.¹⁾“

Das Herz thut ihm weh, sein Muth ist nicht gesunken. Er rüstet sich zum Kampfe. „Freue Dich, Bruder“, sagt er zu Egranus, der auch von einem leidenschaftlichen Gegner angegriffen worden war, „freue dich, mögen alle diese fliegenden Blätter dich nicht erschrecken. Je wüthender meine Gegner, desto mehr rücke ich vorwärts. Ich lasse die Sachen, die da hinter mir sind, zurück, damit sie diese anbellern und wende mich zu denen vor mir, damit sie später auch diese anbellern.“

Er empfand die Gehässigkeit seines Betragens und suchte sich in einem Briefe an Karlstadt zu entschuldigen, in welchem er Luther ihren „gemeinschaftlichen Freund“ nennt. Er warf die ganze Schuld auf den Bischof von Eichstädt, auf dessen Wunsch er die Arbeit gefertigt zu haben erklärte: er habe die Obelisken nicht herausgeben wollen, er würde sonst die Freundschaftsverhältnisse zu Luther mehr berücksichtigt haben. Anstatt öffentlicher Befehdung wünschte er einen Angriff Luthers auf die Frankfurter Theologen. Der Ingolstädter Professor, der den ersten Schlag gewagt, dachte bald ängstlich an die Kraft seines unbesonnenen Weise angegriffenen Gegners. Er wäre dem Kampfe gern ausgewichen, aber es war zu spät.

Alle diese schönen Redensarten machten auf Luther keinen Eindruck, doch war er zu schweigen gesonnen: „Ich will diesen für einen Cerberus passenden Kuchen geduldig verschlucken.“²⁾ Aber seine Freunde waren anderer Ansicht, sie drangen in ihn und zwangen ihn endlich, so daß er auf die Obelisken durch Asterisken erwiederte, indem er, mit einem Witze über das Wort, dem fahlen Roste der Spieße des Ingolstädter Doktors die glänzende Helle der Sterne des Himmels entgegensetzte. In diesem Werke behandelte er seinen neuen Gegner gelinder, als die früheren, aber seine Entrüstung leuchtete überall hervor.

1) Luth. Ep. I, p. 100.

2) Volui tamen hanc ossam Cerbero dignam absorbere patientia. Ibid.

Er wies nach, daß sich im Chaos der Obeliskten von heiliger Schrift, von Kirchenvätern und kirchlichen Canonibus nichts fände, alles sey höchst scholastisch, nichts als Meinungen und leere Träumereien, eben das, gegen welches Luther aufgetreten war. In den Asteriskten herrscht ein reges Leben. Der Verfasser bedauert den Menschen, ist über die Sache entrüstet. Er bekennt abermals den in der Antwort an Prierio aufgestellten Grundsatz: „Der Papst ist ein Mensch, er kann irren. Aber Gott ist die Wahrheit und kann nicht irren.“ Dann wendet er gegen den Doktor ein argumentum ad hominem an und sagt: „Es ist eine Unverschämtheit in der aristotelischen Philosophie etwas zu lehren, das sich aus den Schriften dieses Verfassers nicht nachweisen läßt. Du wirst das zugeben. Um wie viel unverschämter ist die Verwegenheit in der Kirche, vor Christen etwas zu behaupten, was Gott nicht gelehrt hat. 1) Aber wo steht in der Bibel, daß der Schatz der Verdienste Christi in den Händen des Papstes liege?“

Noch bemerkt er: „Wenn man mir böswilliger Weise böhmische Ketzerei vorwirft, so trage ich diese Schmach um Jesu Christi willen geduldig. Ich lebe an einer berühmten Universität, in einer geachteten Stadt, in einem beträchtlichen Bisthume, in einem mächtigen Herzogthume, wo alle orthodox sind und wo so ein böser Ketzler gewiß nicht geduldet würde.“

Luther gab die Asteriskten nicht heraus, er theilte sie nur Freunden mit: sie sind erst später gedruckt worden. 2)

Dieser Bruch zwischen dem Ingolstädter und dem Wittenberger Doktor erregte Aufsehen in Deutschland. Sie hatten gemeinschaftliche Freunde, Scheurl, durch den die Freundschaft geknüpft zu sein scheint, war beängstigt, da er die Reform im Umfange der ganzen deutschen Kirche durch die ausgezeichnetsten Organe derselben durchgeführt wünschte, und nun bekämpften sich von vorn herein die bedeutendsten Männer der Zeit. Luther trat mit neuen Sätzen hervor. Er vertrat die alten — welch'

1) Asterisci. Opp. lat. I., p. 145. 150. 155. 156.

2) Quum privatis dederim Asteriscos meos non sit ei respondendi necessitas. Luth. Epp. I. p. 126.

ein Zerwürfniß stand zu befürchten! Würden nicht Beide eine zahlreiche Schaar von Anhängern um sich versammeln, zwei feindliche Lager sich im Reiche bilden?

Scheurl versuchte eine Ausöhnung Eck's und Luthers. Dieser erklärte, er sei gern dazu bereit, er liebe den Geist, bewundere die Gelehrsamkeit des Mannes und die Schrift des ehemaligen Freundes habe ihn mehr betrübt als erzürnt. „Ich bin zum Kriege und zum Frieden bereit, aber ich ziehe den Frieden vor. So thue das Deine, bedaure es, daß der Teufel diesen Anfang der Zwietracht gewollt und freue Dich, daß Christus in seiner Barmherzigkeit ihn unterdrückt hat.“ Er schrieb an Eck einen freundschaftlichen Brief, aber Eck gab keine Antwort, ließ auch mündlich nichts von sich hören.¹⁾ Die Versöhnung war nicht mehr möglich, der Kampf nahm zu, Eck's Stolz und unversöhnlicher Geist zerriß bald die letzten Fäden der Freundschaft, die sich immer mehr gelockert hatten.

10.

Schriften für das Volk. — Vater Unser. — Dein Reich komme. — Dein Wille geschehe. — Unser Brod. — Prebigt über die Buße. — Die Vergebung kommt von Christo.

Der Streiter für das Wort Gottes hatte gleich bei seinem Eintritte in die Schranken so schwere Kämpfe auszusechten. Aber diese Streitsachen mit den Höhepunkten der Gesellschaft, diese akademischen Disputationen sind für den Christen unerheblich. Die menschlichen Doktoren meinen den schönsten Sieg errungen zu haben, wenn sie einige Blätter und einige Salons mit dem Gewäsche ihrer Systeme erfüllen, dieser weltliche Erfolg genügt ihnen, da es sich mehr um Selbstliebe oder Parteisache, als um das Wohl der Menschheit handelt, so daß ihre Arbeiten nur ein Rauch sind, der erst blendet, dann spurlos vor-

1) Quod ad me attinet, scripsi ad eum ipsum has ut vides amicissimas et plenas litteras humanitate ad eum. — Nihil neque litterarum neque verborum me participem fecit. Brief an Scheurl vom 15. Juni 1518. Epp. I, p. 125.

überzieht. Sie haben den Massen kein Feuer gereicht, sie haben das Menschengeschlecht nur berührt.

Anderß ist es um den Christen, ihm ist es am Erfolge in der Gesellschaft oder auf der Akademie nicht gelegen, aber wohl am Heile der Seelen. Er vernachlässigt die glänzende Fecterei, in die er sich mit den Streitern der Welt behaglich einlassen könnte, und zieht die stillen Arbeiten vor, welche in die Hütten des Landes, in die Wohnungen des Volks Licht bringen. So handelte Luther oder vielmehr, nach dem Gebote des HErrn, that er das eine ohne das andere zu unterlassen. Er bekämpfte die Inquisition, die Universitätskanzler, die Magister des heiligen Palastes und bemühte sich gleichzeitig der Menge gesunde Religionsbegriffe einzulößen. Deßhalb gab er damals mehrere volksthümliche Schriften heraus, wie die schon früher erwähnten, zwei Jahre zuvor in der Wittenberger Kirche gehaltenen Predigten über die zehn Gebote und seine Auslegung des Gebets des HErrn für einfältige und unwissende Laien.¹⁾ Wer möchte nicht hören, wie der Reformator damals zum Volke sprach? Wir führen deßhalb einige von den Worten an, die er das Land zu durchlaufen ausschickte, wie er in der Vorrede der zweiten Schrift sagt.

Das Gebet, diese innerlichste Handlung des Herzens, ist ein Punkt, bei welchem eine Reformation des Lebens und der Wahrheit beginnen mußte, Luther war unausgesetzt darauf bedacht. Die Kraft der Sprache wuchs so zu sagen während dem er schrieb unter seiner Feder.

„Die Weise des Gebets ist, daß man wenig Worte mache, aber viele und tiefe Meinungen und Sinne. Je weniger Worte, je besser Gebet. Wenig Worte und viel Meinung ist christlich, viel Worte und wenig Meinung ist heidnisch.

„Das Gebet im Schein und leiblich ist das äußerliche Mummeln und Plappern mit dem Munde ohne alle Aht. Denn das scheint vor den Leuten, aber das geistliche und wahrhaftige Gebet ist die innerliche Begierde, seufzen und verlangen aus Herzensgrunde. Das erste macht Heuchler und falsche sichere

1) Luth. Opp. Leipz. VII, p. 1086.

Geister, das andere macht Heilige und furchtsame Kinder Gottes.

Dann geht er zu den ersten Worten des Gebets des Herrn „Vater unser“ über und sagt: „Es ist kein Name unter allen Namen, der uns mehr geschickt mache gegen Gott, den Vater. Es wäre nicht so lieblich und tröstlich, wenn wir sprächen: Herr, oder Gott, oder Richter. Derohalben es auch Gott am allerbesten gefällt, denn nicht eine lieblichere Stimme ist, als des Kindes zum Vater.

„Der Du bist in dem Himmel. Der bekennt, daß er einen Vater hat und denselben im Himmel, erkennt sich im Elend und verlassen auf Erden. Daraus denn folgen muß ein herzlich Sehnen gleich wie einem Kinde, das aus seines Vaters Land unter fremden Leuten in Elend und Jammer lebt. Als sprach' es: Ach Vater Du bist im Himmel, ich dein elend Kind auf Erden im Elend weit von Dir, in allerlei Fährlichkeit, in Jammer und Noth.

„Geheiligt werde Dein Name. Wer zornig, neidisch ist, flucht, afterredet, verunheiligt den göttlichen Namen, in welchem er getauft ist, diese thun nicht anders, denn als wenn ein Priester einer Sau aus dem heiligen Kelch zu trinken gäbe, oder faulen Mist daraus schöpfte.

„Zu uns komme Dein Reich. Sie sammeln Güter, bauen prächtig, suchen alles, was die Welt vermag zu geben und beten dies Gebet mit dem Munde, und sind gleich den bleiernen Orgelpfeifen, die plärren und schreien fast in der Kirche und haben doch weder Wort noch Verstand.“

Weiterhin greift er die damals so sehr verbreitete Lust zu Wallfahrten an: „Einer lauft gen Rom, der zu St. Jakob, einer bauet eine Kapelle, der stiftet dies, der das, aber zu dem rechten Punkt wollen sie nicht greifen, das ist, daß sie inwendig sich selbst Gott zu eigen gäben und sein Reich würden. Alle Tugend mag niemand über Land oder über Meer holen, sondern es muß im Herzen aufgehen.

„Es ist erschrecklich zu hören, wenn wir sagen: Dein Wille geschehe; wo sieht man, daß in der Kirche dieser Wille geschieht? Daher kommt es, daß ein Bischof wider den andern,

eine Kirche wider die andere, Pfaffen, Mönche, Nonnen fecten, hadern, kriegen und an allen Orten Unfriede ist. Und doch eine jegliche Partei spricht, sie habe einen guten Willen, rechte Meinung, und also Gott zu loben und zu ehren eitel teuflisch Werk treiben?

„Warum sagen wir Unser Brod? Weil wir nicht das gemeine Brod bitten, das auch die Heiden essen und Gott allen Menschen ungebeten gibt, sondern unser Brod, die wir sind Kinder des himmlischen Vaters.

„Und was ist nun das Brod Gottes? Es ist niemand denn Jesus Christus unser Herr selbst, wie er sagt: ich bin das lebendige Brod, das vom Himmel herabgestiegen ist, daß es die Welt lebendig mache (Joh. 6.). Darum lasse sich niemand mit Worten oder Schein irre machen, alle Predigt und Lehren, die uns nicht fürbringen und fürbilden Jesum Christum, die sind nicht das tägliche Brod und Nahrung unserer Seelen.

„Was hilft's, daß uns ein Brod bereitet ist und doch uns nicht gegeben wird und wir sein nicht genießen können? Das gehet gleich zu, als wenn ein köstlich Mahl bereitet wäre und wäre niemand, der das Brod zutheilte, die Speise brächte oder Trinken einschenkte. So mögen sie von dem Geruch oder Gesicht satt werden. Darum sollte man von Christo allein predigen.

„Sprichst Du: was ist denn Christum erkennen oder was bringt es? Antwort: Christum lehren und erkennen ist, wenn Du verstehst, was der Apostel (1. Kor. 1.) sagt: Christus ist uns von Gott gegeben, daß er soll sein uns eine Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung, Erlösung. Das verstehst Du, wenn Du erkennst, daß alle deine Weisheit eine verdammliche Thorheit, deine Gerechtigkeit eine verdammliche Ungerechtigkeit, deine Heiligkeit eine verdammliche Unreinigkeit, deine Erlösung eine elende Verdammung ist, und also empfindest, daß du für Gott und allen Creaturen ein Narr, Sünder, unreiner, verdammter Mensch billig seiest und das nicht mit Worten, sondern aus ganzem Herzen auch mit Werken erzeigest, daß dir kein Trost und Heil bleibe, denn daß Christus dir gegeben ist von Gott, an welchen du glauben und also sein genießen sollst, daß seine Gerechtigkeit allein dich behalte. Darum daß du sie anrufest und dich darauf

verlässest. Und der Glaube ist nicht anders, denn dies Brod essen, als er Joh. 6 sagt: Mein Vater gibt euch das wahre Brod vom Himmel.“

So blieb Luther seinem Vorsatze getreu, einem blinden von den Priestern nach Belieben gelenkten Volke die Augen zu öffnen. Seine bald in ganz Deutschland verbreiteten Schriften strömten ein neues Licht aus und streuten in den wohl vorbereiteten Boden den Samen der Wahrheit. Aber er dachte an die Fernen und vergaß nicht die in der Nähe waren.

Von allen Kanzeln der Dominikaner wurde der schändliche Ketzer verdammt. Luther, der Mann des Volkes, der, wenn er gewollt hätte, dasselbe mit wenigen Worten hätte aufwiegeln können, verschmähte solche Siege und dachte nur an die Belehrung seiner Zuhörer.

Sein immer mehr zunehmender Ruf, der Muth, mit welchem er in der beknechteten Kirche das Panier Christi aufpflanzte, verschaffte seinen Predigten immer größere Theilnahme. Der Andrang nahm täglich zu. Luther ging geradezu auf das Ziel los. Einmal predigte er in Wittenberg über die Buße und hielt eine später berühmt gewordene Predigt, in welcher er mehrere Grundlagen der evangelischen Lehre feststellte.

Er setzt zuerst die Vergebung der Menschen der himmlischen entgegen: „Es sind zwei Vergebungen, Vergebung der Pein und Vergebung der Schuld. Die erste versöhnt den Menschen mit der christlichen Kirche äußerlich. Die andere, der himmlische Ablass, versöhnet den Menschen mit Gott. Wo der Mensch nicht in sich selbst befindet und fühlet ein solch Gewissen und fröhlich Herz zu Gottes Gnaden, dem hilft kein Ablass, ob er schon alle Briefe und Ablass löset, die je gegeben sind.“

Dann fährt er fort: „Sie wollen zuvor gute Werke thun, ehe die Sünden vergeben sind, so doch wiederum zuvor die Sünden vergeben sein müssen, ehe gute Werke geschehen, und nicht die Werke treiben die Sünde aus, sondern die Austreibung der Sünde thut gute Werke. Denn gute Werke müssen geschehen mit fröhlichem Herzen und gutem Gewissen zu Gott, d. i. in der Vergebung der Schuld.“

Endlich gelangt er an das Hauptziel seiner Predigt, so auch der ganzen Reformation. Die Kirche hatte sich an Gottes

und des Wortes Stelle gesetzt, er weist dieses zurück und unterwirft alles dem Glauben an das Wort Gottes.

„Die Vergebung der Schuld stehet nicht weder in Papstes, Bischofs, Priesters, noch in irgend eines Menschen Amt und Gewalt auf Erden, sondern allein auf dem Wort Christi und Deinem eigenen Glauben. Denn er hat nicht wollen unsern Trost, unsere Seligkeit, unsere Zuversicht auf Menschenwort und That bauen, sondern allein auf sich selbst, auf seine Worte und That. Deine Reue und Werke mögen Dich trügen, aber Christus Dein Gott wird Dir nicht lügen noch wanken und der Teufel wird ihm seine Worte nicht umstoßen.“

„In der Vergebung einer Schuld thut ein Papst, Bischof, nichts mehr denn der geringste Priester, ja wo ein Priester nicht ist, eben so viel thut ein jeglicher Christenmensch, ob es schon ein Weib oder Kind wäre. Denn welcher Christenmensch zu Dir sagen kann: Dir vergibt Gott Deine Sünden in dem Namen Christi und Du kannst das Wort fassen mit einem festen Glauben, als spräche es Gott zu Dir, so bist Du gewiß in demselben Glauben absolvirt.“

„So Du nicht glaubest, daß wahr sei, daß Deine Sünden vergeben sind, so machst Du Deinen Gott zu einem Lügner und sprichst gerade, als wärest Du gewisser in Deinem Dünken, denn Gott in seinen Worten.“

„Die Gewalt, die Sünden zu vergeben, hat im alten Testament weder oberster noch unterster Priester gehabt, weder König noch Propheten, noch Jemand im Volke, aber im neuen Testament hat sie ein jeglicher Christenmensch. Also siehst Du, daß die ganze Kirche voll von Vergebung der Sünden ist. Wenn Dich in Deinem wunden Gewissen ein frommer Christenmensch tröstet, Mann, Weib, jung oder alt, so sollst Du das mit solchem Glauben annehmen, daß Du Dich solltest lassen vielmal tödten, ehe Du daran zweifelst, es sei also von Gott. Reue so viel mehr und thue genug, wie Du kannst, lasse nur diesen bloßen Glauben der unverdienten Vergebung, in Worten Christi zugesagt, vorgehen und Hauptmann im Felde bleiben.“¹⁾

1) Luth. Opp. (L.) XVII. p. 162.

So sprach Luther zu seinen erstaunten und hingerissenen Zuhörern. Alle Gerüste, welche von unverschämten Priestern zu ihrem eigenen Besten, Gott und die Menschenseele zu trennen, errichtet worden waren, stürzten um und der Mensch trat seinem Gott gegenüber. Das Wort von der Vergebung strömte lauter vom Himmel herab, ohne durch tausend verwässernde Kanäle zu fließen. Das Zeugniß Gottes wurde gültig, ohne daß Menschen ihr trügerisches Siegel darauf zu drücken brauchten. Das Monopol der Priesterkaste war vernichtet, die Kirche emancipirt.

11.

Befürchtungen seiner Freunde. — Reise nach Heidelberg. — Vibra. — Das kurfürstliche Schloß. — Bruch. — Die Paradoxen. — Disputation. — Die Zuhörer. — Bucer. — Brenz. — Schneck. — Unterhaltungen mit Luther. — Arbeiten dieser jungen Doktoren. — Wirkungen auf Luther. — Der alte Professor. — Das wahre Licht. — Ankunft.

Daß in Wittenberg angezündete Feuer mußte auch anderwärts lodern. Luther begnügte sich nicht damit, die evangelische Wahrheit an seinem Aufenthaltsorte der academischen Jugend oder der Gemeinde zu verkündigen, er wollte den Samen der heilsamen Lehre auch anderwärts austreuen. Der Augustinerorden mußte im Frühjahr 1518 sein Generalkapitel in Heidelberg halten und Luther wurde als einer der ausgezeichnetsten Ordensbrüder dahin berufen. Seine Freunde riethen ihm diese Reise nach Kräften ab, weil die Mönche überall, wo er durchreisen mußte, seinen Namen verhaßt gemacht hatten. Sie fügten den Schmähungen Drohungen hinzu und es bedurfte geringer Mühe, einen Volksauflauf zu veranlassen, dem er als Opfer gefallen wäre, oder, wenn man keine Gewalt gebrauchen wollte, konnte man ihn listig in einen Hinterhalt fallen lassen. 1) Aber die Besorgniß der nahen Gefahren vermochte niemals Luthern von der Erfüllung einer Pflicht abzuhalten. Er ließ den ängstlichen Vorstellungen seiner Freunde kein Gehör und verwies auf Den, auf den er vertraute und unter dessen Schutze er die Reise unternahm.

1) Luth. Epp. I, 98.

men wollte. Nach dem Osterfeste machte er sich zu Fuße am 13. April 1518 auf den Weg.¹⁾

Ein Führer, Namens Urban, war von ihm bis Würzburg gedungen, um die Reisebedürfnisse nachzutragen. Welche Fülle der Gedanken drängte sich diesem Diener des Herrn auf der Reise auf! In Weißenfels erkannte ihn der Pastor, dem er früher Freund gewesen war, als den Wittenberger Doktor und nahm ihn freundlich auf. In Erfurt schlossen sich ihm zwei andere Augustinermönche an. In Judenbach trafen sie den kurfürstlichen geheimen Rath, Degenhard Pffeffinger, der sie im Wirthshause bewirthete. „Es hat mir Freude gemacht“, schreibt Luther an Spalatin, „diesen reichen Herrn um einige Groschen zu verkürzen; ich nehme gern etwas von den Reichen zum Besten der Armen, besonders wenn diese Reichen meine Freunde sind.“ In Koburg kam er sehr ermüdet an. „Es geht Gott sei Dank alles gut, aber ich habe mich geirrt, als ich die Reise zu Fuß unternahm. Für diese Sünde bedarf ich indessen keines Ablasses. Die Zerknirschung ist vollkommen und die Genugthuung ganz. Ich bin sehr ermüdet und in dem Wagen ist kein Platz. Ist das nicht allzu viel Buße, Zerknirschung und Genugthuung?“²⁾

Der deutsche Reformator fand in dem Wagen keinen Platz und Keinen, der den seinigen abtreten wollte, so daß er trotz aller Müdigkeit von Koburg zu Fuße weiter ziehen mußte; am zweiten Sonntag nach Ostern traf er Abends in Würzburg ein, wo er seinen Diener entließ.

Dort hielt sich der Bischof von Vibra auf, welcher die Theesen mit Wohlgefallen aufgenommen hatte und dem Luther durch ein Schreiben des Kurfürsten von Sachsen empfohlen war. Der Bischof freute sich über die Aussicht, den tapfern Kämpen für die Wahrheit persönlich kennen zu lernen und beschied ihn zu sich in den bischöflichen Palast; er ging ihm entgegen, sprach freundlich mit ihm und bot ihm einen Führer bis Heidelberg an. Aber Luther hatte in Würzburg seine beiden Freunde, den Generalvicar Staupitz und Lange gefunden, die ihm einen Platz in

1) Pedester veniam. Ibid.

2) Luth. Epp. I, p. 104—106.

ihrem Wagen eingeräumt hatten, so daß er dem Bischofe dankte und am andern Tage die Stadt verließ. Drei Tage dauerte ihre Reise, am 21. April trafen sie in Heidelberg ein, wo Luther im Augustinerkloster abstieg.

Der Kurfürst von Sachsen hatte ihm ein Schreiben an den Pfalzgrafen Wolfgang, Herzog von Baiern, mitgegeben, auf dessen herrliches Schloß, dessen Lage noch jetzt von den Reisenden bewundert wird, Luther sich verfügte. Der Mönch aus der sächsischen Ebene genoß die schöne Lage, wo sich die beiden Thale, des Rheins und des Neckars, verbinden. Er übergab dem Hofintendanten, Jakob Simler, das Schreiben, welches dieser durchlas und sagte: „Ihr habt bei Gott einen köstlichen Credenz.“ Der Kurfürst nahm ihn sehr freundlich auf und lud ihn, sowie Staupitz und Lange, öfters zur Tafel. Ein so wohlwollender Empfang war für Luther sehr tröstlich. „Wir erfreuten einander durch angenehme Unterhaltung, aßen, tranken, besahen die Herrlichkeiten des kurfürstlichen Palastes, die Waffen, die Harnische, alle Merkwürdigkeiten dieses wahrhaft königlichen Schlosses.“ ¹⁾

Aber Luther hatte noch ganz andere Aufgaben: er mußte arbeiten, so lange es hell war. Auf einer Universität, welche auf West- und Süd-Deutschland großen Einfluß hatte, mußte er etwas schaffen, was die Kirchen dieser Gegenden erschütterte. Er schrieb Thesen, über die er öffentlich disputiren wollte, was zwar damals an der Tagesordnung war, nur daß diese, wenn sie nützen sollten, besondere Theilnahme der Gemüther erheischten. Auch war er überhaupt geneigt, die Wahrheit in paradoxer Form darzustellen. Die Professoren der Universität wollten ihren großen Hörsaal für diese Disputation nicht einräumen und man nahm einen Saal im Augustinerkloster. Am 26. April sollte der Kampf stattfinden.

Heidelberg nahm später das evangelische Wort an: man konnte schon bei dieser Kloster-Besprechung merken, daß sie Früchte tragen würde.

Luthers Ruf lockte Professoren, Hofleute, Bürger, Studenten in Menge herbei. Einige seiner Thesen mögen hier stehen,

1) Luth. Epp. I, p. 111.

er nannte sie Paradoxen und man würde sie heut zu Tage vielleicht eben so nennen, obschon es leicht wäre, die Paradoxen zu klaren Propositionen umzuarbeiten.

1. Das Gesetz Gottes ist eine heilsame Lehre des Lebens. Doch kann es dem Menschen nicht zur Gerechtigkeit verhelfen, es schadet ihm vielmehr.

3. Menschenwerke mögen noch so schön und gut sein, so sind sie doch dem Scheine nach nur Todsünden.

4. Gottes Werke mögen ungestaltet und böse scheinen, haben aber ein unsterbliches Verdienst.

7. Die Werke der Gerechten wären Todsünden, wenn sie nicht in frommer Furcht vor Gott selbst fürchteten, daß es solche wären. ¹⁾

8. Wer da sagt, daß die ohne Christum gethanen Werke todt, aber keine Todsünden seien, vergift in gefährlicher Weise die Furcht Gottes.

13. Der freie Wille ist nach dem Sündenfalle nur ein leeres Wort, und wenn der Mensch thut, was in seinen Kräften steht, so begeht er Todsünden.

16. Wer sich einbildet, durch die Leistung dessen, was er thun kann, zur Gnade zu gelangen, häuft eine Sünde auf die andere und ist doppelt strafbar.

18. Der Mensch muß ganz an sich verzweifeln, um der Gnade Christi theilhaftig zu werden.

21. Ein Theologe der Ehre nennt das Gute böß, das Böße gut, aber ein Theologe des Kreuzes spricht richtig von diesen Sachen.

22. Die Weisheit, welche die unsichtbare Vollkommenheit Gottes in seinen Werken erkennen lehrt, bläst den Menschen auf, blendet und verhärtet ihn.

23. Das Gesetz wirkt den Zorn Gottes, tödtet, verflucht, flagt an, richtet, verurtheilt, was nicht in Christo ist.

24. Aber diese Weisheit (22.) ist nicht schlecht, das Gesetz (23.) ist nicht zu verwerfen, nur daß der Mensch, welcher das

1) *Iustorum opera essent mortalia nisi pio Dei timore ab ipsismet justis ut mortalia timerentur. Luth. Opp. lat. I, 55.*

Wissen von Gott nicht unter dem Kreuze erlernt, das Gute zu Bösem wandelt.

25. Wer viele Werke verrichtet, ist nicht gerechtfertiget, sondern wer, ohne Werke, viel an Jesum Christum glaubt.

26. Das Gesetz sagt: Thue dieses! und es geschieht niemals. Die Gnade sagt: Glaube an diesen! und es ist schon alles geschehen.

28. Die Liebe Gottes findet nicht, sondern schafft das ihm Liebenswürdige, die Liebe des Menschen wird von dem ihm Liebwerthen erzeugt.¹⁾

Fünf Doktoren der Theologie griffen diese Thesen an, die sie mit Erstaunen über solche Neuigkeiten gelesen hatten. Diese Theologie schien ihnen seltsam, aber sie disputirten nach Luthers eigenem Zeugnisse mit einer Milde, die ihm Achtung einflößte, und mit Kraft und Scharfsinn. Luther bewies dagegen in seinen Antworten eine bewunderungswürdige Sanftmuth, unvergleichliche Geduld, die Einwürfe der Gegner anzuhören und die Lebhaftigkeit Pauli, die ihm entgegengesetzten Schwierigkeiten zu lösen. Seine kurzen, vom Worte Gottes durchdrungenen Antworten flößten allen Zuhörern Bewunderung ein. „Er gleicht in allem dem Erasmus“, sagten mehrere, „aber er übertrifft diesen darin, daß er offen bekennt, was Erasmus nur andeutet.“²⁾

Die Disputation nahte sich dem Ende. Luthers Gegner hatten sich ehrenvoll vom Schlachtfelde zurückgezogen. Der jüngste derselben, Doktor Georg Riger, kämpfte nur noch mit dem gewandten Ringer; über die kühnen Propositionen des Augustinermönchs erschrocken, denen er nichts entgegenzustellen fand, rief er furchtsam aus: „Wenn die Bauern das hörten, würden sie Dich steinigen und todt schlagen.“ Dabei erschallte ein allgemeines Gelächter der Zuhörer.

Niemals hatte man einer theologischen Disputation so aufmerksam zugehört. Die ersten Worte des Reformators hatten die Geister erweckt. Fragen, welche sonst gleichgültig betrachtet

1) Amor Dei non invenit sed creat suum diligibile, amor hominis fit a suo diligibili.

2) Bucer in Sculteti Annal. evangel. renovat. p. 22.

worden wären, fanden damals allgemeinen Anklang. Man las auf den Gesichtern mehrerer Anwesenden die neuen Ideen, welche die festen Behauptungen des sächsischen Mönchs in ihrem Geiste hervorriefen.

Drei junge Männer waren besonders ergriffen. Der eine, Martin Bucer, ein 27jähriger Dominikaner, schien, trotz der Vorurtheile seines Ordens, kein Wörtlein des Doktors einbüßen zu wollen. Er war aus einer kleinen elsässischen Stadt im 16. Jahre in ein Kloster gegangen, wo er bald solche Anlagen bewies, daß er bei den klügeren Mönchen große Hoffnungen erweckte.¹⁾ Sie meinten, er werde einst dem Orden zur Zier gereichen. Seine Oberen hatten ihn nach Heidelberg geschickt, um Theologie, Philosophie, Griechisch und Hebräisch zu studieren. Damals gab Erasmus mehrere Schriften heraus, welche Bucer eifrig las.

Bald erschienen die ersten Werke Luthers. Der elsässische Student verglich die Lehre des Reformators mit der heiligen Schrift und manche Sätze der päpstlichen Religion schienen ihm verdächtig. So verbreitete sich damals die Wahrheit. Der Pfalzgraf zeichnete den jungen Mann aus, der durch seine kräftige wohlklingende Stimme, die Anmuth seiner Sitten, die Beredsamkeit seiner Sprache und die Freimüthigkeit, mit welcher er die herrschenden Laster angriff, ein ausgezeichnete Prediger wurde. Er wurde Hofkaplan, und bekleidete dieses Amt, als Luthers Reise nach Heidelberg berichtet wurde. Wie sehr freute sich Bucer. Er eilte mit großem Eifer in den Saal des Augustinerklosters, mit Papier, Feder und Tinte versehen, um die Reden des Doktors niederzuschreiben. Indesß er Luthers Worte rasch aufzeichnete, schrieb Gott mit unauslöschlichen Zügen die großen Wahrheiten in sein Herz. Der erste Strahl der Lehre von der Gnade drang in jener denkwürdigen Stunde in sein Gemüth. Der Dominikaner wurde für Christus gewonnen.

Nicht weit von Bucer saß Johann Brenz, Brentius, 19 Jahre alt, Sohn eines Rathsherrn einer schwäbischen Stadt, und schon im 13. Jahre Student zu Heidelberg. Er war über-

1) Melch. Adam, Vita Buceri, p. 211.

aus fleißig, stand um Mitternacht auf und setzte sich an die Arbeit, woran er sich so sehr gewöhnte, daß er sein ganzes Leben lang nach dieser Zeit nicht mehr schlafen konnte. Später widmete er diese stillen Stunden dem Nachdenken über die heilige Schrift. Brenz bemerkte sehr frühe das neue Licht in Deutschland und nahm es mit liebevollem Gemüthe auf. Er las eifrig die Schriften Luthers und hörte ihm in Heidelberg mit besonderer Freude zu. Eine Proposition ergriff ihn vorzüglich, es war die 25ste: „Wer viele Werke verrichtet, ist nicht gerechtfertigt, sondern wer ohne Werke viel an Jesum Christum glaubt.“

Eine fromme Frau zu Heilbronn am Neckar, Gemahlin eines dortigen Rathsherrn, Namens Schnepf, hatte ihren Erstgeborenen wie Hanna dem HErrn gewidmet, indem sie wünschte, daß er sich der Theologie widme. Dieser Jüngling, 1495 geboren, machte rasche Fortschritte in den Wissenschaften, aber aus Vorliebe, Ehrgeiz oder Anhänglichkeit an den Vater studirte er Jurisprudenz. Die fromme Mutter sah mit Bedauern ihren Sohn Erhard eine andere Laufbahn als die von ihr gewünschte betreten, sie machte ihn darauf aufmerksam, drang in ihn und forderte ihn auf, an ihr am Tage seiner Geburt gemachtes Gelübde zu denken. Endlich unterlag Erhard Schnepf der Beharrlichkeit seiner Mutter und seine neuen Studien gefielen ihm bald so gut, daß er nicht mehr davon abzubringen war.

Er war ein genauer Freund von Bucer und Brenz, und sie blieben es ihr Leben lang, denn, sagt ein Biograph, die auf Liebe zu den Wissenschaften und zur Tugend begründeten Freundschaften nehmen nicht ab. Alle drei waren bei der Heidelberger Disputation zugegen. Die Paradoxen und der muthige Kampf des Wittenberger Doktors gaben ihm einen neuen Aufschwung. Er entsagte der eitlen Ansicht von den menschlichen Verdiensten und ergriff die Lehre von der umsonst erhaltenen Rechtfertigung des Sünders.

Am Tage darauf ging Bucer zu Luther. „Ich hatte,“ erzählt er, „eine freundliche Unterhaltung ohne Zeugen mit ihm, ein köstliches Mahl, nicht wegen der aufgetragenen Speisen, sondern wegen der besprochenen Wahrheiten. Was ich auch einwerfen mochte, immer erwiederte und erklärte der Doktor alles

mit vollkommener Deutlichkeit. D hätte ich nur Zeit Dir mehr darüber zu schreiben!"¹⁾ Luther war von Bucers Gesinnungen gerührt. „Er ist“, schreibt er an Spalatin, „der einzige Bruder, welcher gläubig ist, er erregt große Hoffnungen. Er hat mich einfach aufgenommen und eifrig mit mir gesprochen. Er verdient unser Vertrauen und unsere Liebe.“²⁾

Brenz, Schuepf und einige Andere waren von den neuen Wahrheiten, die sich in ihrem Geiste entwickelten, angetrieben und besuchten ebenfalls Luther, sprachen, unterhielten sich mit ihm, baten um Aufklärung nicht verstandener Punkte. Der Reformator erwiederte, gestützt auf seine Bibel; jedes Wort goß neues Licht auf sie aus, eine neue Welt eröffnete sich vor ihnen.

Nach Luthers Abreise lehrten diese hochherzigen Männer in Heidelberg. Was der Mann Gottes begonnen hatte, mußte fortgesetzt werden, die von ihm angezündete Fackel durfte nicht erlöschen. Da die Doktoren schwiegen, so mußten die Schüler reden. Brenz war noch sehr jung und erklärte schon, erst auf seinem eigenen Zimmer, dann, da der Raum zu klein wurde, im philosophischen Hörsaale den Matthäus. Die Theologen wurden über den großen Zulauf entrüstet. Er wurde darauf Geistlicher und las im Collegium der Domherren vom heiligen Geiste. Das in Sachsen entzündete Feuer schien auch in Heidelberg. Es war die Saatzeit für die Pfalz.

Aber nicht allein die Pfalz gewann durch die Heidelberger Disputation. Die muthigen Freunde der Wahrheit wurden bald große Kirchenlichter. Sie nahmen hohe Stellen ein und als solche Antheil an den Kämpfen der Reformation. Straßburg, später England, verdankten der Thätigkeit Bucers eine reinere Kenntniß der Wahrheit; Schuepf lehrte sie erst in Marburg, dann in Stuttgart, Tübingen und Jena. Brenz hatte lange in Heidelberg gelehrt, ging dann nach Halle, Schwaben und Thüringen. Wir finden diese drei Männer später wieder.

Luther selbst hatte durch die Disputation Fortschritte gemacht, er wuchs täglich in der Erkenntniß der Wahrheit. „Ich

1) Gerdesius monum. antiq.

2) Luth. Epp. I, p. 412.

„mache Fortschritte,“ sagt er, „indess ich schreibe und andere belehre, gehöre aber nicht zu denen, welche aus nichts plötzlich große und gelehrte Doktoren werden.“

Die große Theilnahme der studirenden Jugend an der Wahrheit erfreute ihn und tröstete ihn darüber, daß die alten Doktoren an ihren Meinungen so sehr hielten. „Ich hoffe sehr, daß, wie Christus, von den Juden verschmäht, zu den Heiden gegangen ist, so die wahre Theologie, von den alten mit eitlen und phantastischen Ansichten behafteten Herren verschmäht, von der neuen Generation angenommen werden wird.“¹⁾

Nach beendigtem Ordenskapitel wollte Luther nach Wittenberg zurückkehren. Der Pfalzgraf gab ihm ein Schreiben an den Kurfürsten vom 1. Mai, in welchem er bemerkt, Luther habe sich in der Disputation so geschickt gezeigt, daß die Universität Wittenberg viele Ehre dadurch gewinne. Man wollte seine Rückreise zu Fuß nicht gestatten. Die Nürnberger Augustiner brachten ihn nach Würzburg, von dort kam er mit den Brüdern dieser Stadt nach Erfurt, wo er gleich seinen alten Lehrer Jodocus besuchte. Dieser alte Professor war über den von seinem Schüler eingeschlagenen Weg sehr unzufrieden und hatte vor alle Sentenzen Luthers ein Θ gesetzt, mit welchem Buchstaben die Griechen die Verurtheilung ($\Theta\acute{\alpha}\nu\alpha\tau\omicron\varsigma$) andeuteten. Er hatte dem jungen Doktor Vorwürfe geschrieben, worauf dieser mündlich antworten wollte. Jodocus nahm ihn nicht an und erhielt ein Schreiben, worin es hieß: „Mit Ausnahme eines Licentiaten denkt die ganze Universität wie ich. Noch mehr: der Fürst, der Bischof, mehrere Prälaten erklären einstimmig, daß sie bisher Jesum Christum und das Evangelium nicht gekannt haben. Ich bin bereit, Deinen Tadel anzunehmen; selbst wenn er sehr hart wäre, würde er mir sanft scheinen. Schütte Dein Herz unbesorgt aus, laß Deinem Zorne freien Lauf. Ich will und kann Dir nicht zürnen. Gott und mein Gewissen sind dessen Zeuge!“

Der alte Doktor wurde von solchen Gesinnungen des Schülers gerührt und wollte zusehen, ob das verurtheilende Theta nicht auszulöschen wäre, sie wechselten Erklärungen, aber es

1) Luth. Epp. I, p. 112.

war vergeblich. „Ich habe ihm doch begreiflich gemacht“, meinte Luther, „daß alle ihre Sentenzen dem Thiere gleichen, das sich, wie man sagt, selbst verschlingt. Aber dem Tauben ist gut reden. Diese Doktoren halten an ihren kleinen Distinctionen fest, ob-
schon sie gestehen, keine Beweise zu haben, als die Andeutung der natürlichen Vernunft, welche für uns nur ein Chaos ist, da wir kein anderes Licht, als Jesum Christum, das wahre und einige Licht, verkünden.“

Luther verließ Erfurt im Wagen des Klosters und fuhr nach Eisleben, von wo ihn die Augustiner, stolz auf einen Doktor, der ihren Orden und ihre Stadt, wo er geboren war, so sehr zierte, auf ihre Kosten mit eigenen Pferden nach Wittenberg brachten; ein jeder wollte diesem außerordentlichen Manne, der täglich stieg, einen Beweis der Hochachtung und der Zuneigung geben.

Am Sonnabend nach Himmelfahrt traf er ein. Die Reise hatte ihm gut gethan und seine Freunde fanden ihn stärker und heiterer.¹⁾ Sie freuten sich über seine Berichte. Luther ruhte eine Zeit lang von den Anstrengungen der Reise und der Heidelberger Disputation aus, aber diese Ruhe war nur eine Vorbereitung auf schwerere Arbeiten.

1) *Luth. Epp. I, p. 110. 111.*

Viertes Buch.

Luther vor dem Segaten.

Mai bis December 1518.

1.

Buße. — Der Papst Leo X. — Luther an seinen Bischof. — Luther an den Papst. — Luther an den Generalvicar. — Rovere an den Kurfürsten. — Rede über den Bann, Einfluß und Kraft Luthers.

Endlich war die Wahrheit in der Christenheit siegreich aufgetreten. Die untergeordneten Organe des Papstthums waren überwunden: das Oberhaupt selbst mußte bekämpft werden. Luther griff Rom an.

Er nahm diesen Aufschwung nach seiner Rückkehr von Heidelberg. Man hatte seine ersten Thesen über den Ablass falsch verstanden, er beschloß, sie zu erklären. Der Ausbruch blinder Wuth bei seinen Feinden hatte ihm die Nothwendigkeit gezeigt, den aufgeklärteren Theil des Volks für die Wahrheit zu gewinnen; er nahm sich vor, sich an dessen Urtheil zu wenden und deßhalb die Grundlagen seiner neuen Ueberzeugungen zu enthüllen. Roms Entscheidung mußte doch erfolgen; er schickte deshalb seine Erklärungen unverzüglich dahin ab, bot sie einerseits den unparteiischen Männern des Volks, legte sie andererseits zu den Stufen des päpstlichen Thrones nieder.

Diese Erklärung der Thesen, welche er Resolutionen nannte,¹⁾ war sehr gemäßigt, die leidenschaftlichen Pillen waren gemildert, es erhellte daraus eine wahre Bescheidenheit. Aber seine Ueberzeugungen blieben unerschüttert, alle Propositionen, welche er der Wahrheit gemäß behaupten mußte, vertheidigte er muthig. Er wiederholte, dem wahrhaft reuigen Christen sei ohne Ablass die Sünde vergeben, der Papst könne wie der geringste Priester nur erklären, was Gott schon gethan habe, der vom

1) Luth. Opp. Leipz. XVII, p. 29—113.

Papste verwaltete Schatz der Verdienste der Heiligen sei ein Trugbild, die heilige Schrift sei die alleinige Glaubensregel. Ueber einige dieser Punkte wollen wir ihn selbst reden lassen.

Er setzt zuerst die Natur der wahren Buße auseinander und stellt diese Handlung Gottes, welche den Menschen erneuert, den Mummereien der römischen Kirche entgegen. „Das griechische *μετανοεῖν* bedeutet, thut Buße, ziehet einen andern Sinn und Verstand an, nehmet eine andere Gestalt desselben an, daß ihr nämlich nunmehr himmlisch gesinnt seid, die ihr bisher irdisch gesinnt gewesen. Christus ist ein Meister des Geistes und nicht des Buchstabens, seine Worte sind Geist und Leben, deswegen ist es nöthig, daß er eine solche Buße lehre, die im Geist und in der Wahrheit geschieht, nicht aber eine solche, welche von außen auch die allerhoffährigsten Heuchler thun können; eine solche Buße, sage ich, muß Christus lehren, die man bei allen Lebensarten thun kann, die der König in seinem Purpur, der Priester in seinem Schmuck, der Fürst in seiner Würde nicht weniger thun kann, als der Mönch oder der Bettler in seinen Ceremonien und Armuth, gleichwie Daniel und seine Gefellen mitten in Babylon gethan haben.“

Weiterhin findet man folgende kühne Worte: „Ich kehre mich daran nicht, was dem Papste wohlgefällt oder mißfällt, es ist ein Mensch gleichwie andere Menschen. Es sind viele Päpste gewesen, denen nicht allein Irrthümer und Laster, sondern auch abenteuerliche Dinge wohlgefallen haben. Ich höre den Papst als Papst, d. i. insofern er in den Canonibus und nach den Canonibus redet, oder mit einem Concilio eine Sache beschließt und ausmacht, nicht aber, wenn er nach seinem Kopfe redet, damit ich nicht etwa genöthigt werde, mit einigen, die Christum übel erkennen, zu sagen, des Julius II. entsetzliches Morden unter den Christen wären Wohlthaten eines frommen Hirten, die er den Schafen Christi erwiesen hätte.“

„Darüber muß ich mich gar sehr wundern, wer doch diese Glosse muß zuerst erfunden haben, daß zwei Schwerter bedeuten, eines ein geistliches und das andere ein materialisches oder eisernes Schwert, damit sie uns den Papst, der also mit beiderlei Gewalt bewaffnet ist, nicht zu einem liebreichen Vater, son-

dern zu einem fürstlichen Tyrannen machen mögen. Siehe, ob nicht der erzürnte Gott das Schwert, so wir haben haben wollen, gegeben und das Schwert, so wir nicht haben haben wollen, hinweggenommen hat. Also daß nirgends an keinem Orte der Welt grausamere Kriege und Niederlagen gewesen sind, als bei den Christen. Warum legt denn der artige Kopf, der die jetzt angeführte Glosse gemacht hat, nicht auch die zwei Schlüssel eben so subtil aus, daß der eine die Reichthümer der Welt, der andere aber die Reichthümer des Himmels schenke?

„Es ist unmöglich, daß einer ein Christ sei, der Christum nicht haben sollte. Hat er Christum, so hat er auch zugleich Alles, was Christi ist. Das ist die Fröhlichkeit unsres Gewissens, daß durch den Glauben unsere Sünden nicht unser werden, sondern Christi, auf welchen Gott alle unsre Sünden geworfen hat und er hat unsre Sünden getragen. Hinwiederum, alle Gerechtigkeit Christi wird unser, denn er legt seine Hand auf uns und er breitet seinen Mantel über uns und bedeckt uns als der hochgelobte Heiland in Ewigkeit.“

Bei solchen Ansichten über den Reichthum des Heils in Jesu Christo bedurfte es keines Ablasses mehr.

Luther griff das Papstthum an, sprach aber von Leo X. mit Ehrfurcht. „Unsre gegenwärtigen Zeiten,“ sagt er, „sind so unglücklich, daß auch große Leute der Kirche nicht können zu Hülfe kommen. Wir haben jetzt einen sehr guten Papst an Leo X., an dessen Gelehrsamkeit und Aufrichtigkeit alle Redlichgesinnten Vergnügen haben. Aber was kann dieser so angenehme und liebreiche Mann allein ausrichten? Er verdiente, daß er zu besseren Zeiten wäre Papst worden. Wir sind es werth, daß zu unsern Zeiten nur solche Päpste gemacht werden, dergleichen Julius II. und Alexander VI. gewesen.“

„Daß ich es kurz und getrost heraus sage, die Kirche hat eine Reformation vonnöthen, und das ist nicht das Werk eines einzigen Menschen, als der Papst ist, noch auch vieler Kardinäle, wie beides das zuletzt gehaltene Concilium ausgewiesen hat, sondern der ganzen Welt, ja ein Werk, das für Gott allein gehört. Die Zeit aber, wenn solche Reformation vor sich gehen wird, die weiß derjenige allein, der die Zeiten geschaffen hat.“

Der Damm hat einmal ein Loch gewonnen, und es stehet nicht bei uns, die ausbrechende Fluth aufzuhalten.“

Solche Ansichten sprach Luther vor den aufgeklärten Männern seines Vaterlandes aus. Das Pfingstfest nahte und zu dem Kirchenfeste, an welchem die Apostel von dem auferstandenen Jesu Christo das erste Zeugniß ihres Glaubens ablegten, gab Luther, ein neuer Apostel, diese lebensvolle Schrift heraus, in welcher er eine Auferstehung der Kirche sehnlichst wünschte. Am Sonnabend, den 22. Mai 1518, am Tage vor Pfingsten, schickte er dieselbe an seinen Vorgesetzten, den Bischof von Brandenburg, mit folgenden Worten: ¹⁾

„Ehrwürdigster Vater in Gott! Als vor einiger Zeit eine neue und bisher unerhörte Lehre vom apostolischen Ablass in diesen Landen sich zu verbreiten begann, verwunderten sich Gelehrte und Ungelehrte darüber, und Viele, die mir theils bekannt, theils von Angesicht unbekannt waren, baten mich um eine mündliche oder schriftliche Aeußerung über die Neuerung, ich will nicht sagen, Vermessenheit dieser Lehre. Ich schwieg anfänglich still. Aber endlich ging es so weit, daß die päpstliche Auctorität dadurch Gefahr lief.

„Was war zu thun? Ich mochte diese Lehren weder billigen noch verdammen, eröffnete aber eine Disputation über diesen wichtigen Punkt, bis die heilige Kirche selbst entschieden haben würde.

„Da sich Keiner zu dem Kampfe meldete, zu dem ich alle Welt eingeladen hatte, und da man meine Thesen nicht als bestreitbar, sondern als ausgemacht annahm, so muß ich eine Erklärung derselben herausgeben. Nimm also, gütigster Bischof, diese kindischen Gedanken an, die ich dir überreiche. Damit alle Welt erkenne, daß ich nicht aus Kühnheit verfare, so bitte ich Euer Hochwürden, Feder und Dinte zu nehmen und Alles, was Ihnen mißfällt, auszustreichen oder es gar in's Feuer zu werfen und zu verbrennen. Ich weiß, daß Jesus Christus meiner Arbeit und meiner Dienste nicht bedarf, und daß er auch ohne mich der Kirche eine gute Botschaft bringen kann. Die Bullen und

1) *Lutheri Epp.* I. p. 114.

Drohungen meiner Gegner schrecken mich nicht, im Gegentheil. Wären sie nicht so schamlos, so würde man nichts von mir hören, ich steckte mich in einen Winkel und studirte still für mich allein. Ist diese Sache nicht Gottes Sache, so soll sie auch nicht meine und keines Menschen Sache, sondern nichts sein. Lob und Ehre mögen dem zukommen, dem sie allein gebühret!"

Luther ehrte das Oberhaupt der Kirche, er setzte bei Leo X. Gerechtigkeit und aufrichtige Wahrheitsliebe voraus. Deshalb schrieb er ihm am Sonntage Trinitatis 1518 einen Brief, aus dem einige Stellen hier mitgetheilt werden müssen. 1)

„Dem allerheiligsten Vater Leo X., dem obersten Bischof, wünscht Bruder Martin Luther, Augustiner, ewiges Heil!

„Ich höre, allerheiligster Vater, daß gar ein böses Gerücht über mich gehe, daraus ich vernehme, daß etliche Freunde meinen Namen sehr übel vor Eurer Heiligkeit gemacht haben, daher ich als ein Ketzer, Abtrünniger, Meineidiger und weiß nicht wie viel und welcherlei Namen gescholten werde. Ich muß hören und sehen, davor mir grauet und mich entsetze. Wolle Eure Heiligkeit mich anhören, der ich ungeschickt und unerfahren, ja ein Kind bin.“

Luther erzählt den Ursprung der ganzen Sache und fährt fort: „Es gehet die Sage und Klage in allen Tabernen über den Geiz der Pfaffen, auch wird übel geredet von der Gewalt der Schlüssel und des höchsten Bischofs, wie die gemeine Rede zeuget, im ganzen deutschen Lande. Ich zwar, daß ich die Wahrheit bekenne, da ich solches hörte und erfuhr, entbrannte ich um Christi Ehre, wie mich dächte, oder, wer es so deuten will, das junge frische Blut erhitzte in mir.“

„Ich vermahnnte etliche Prälaten der Kirche. Etliche aber spotteten mein, denn das Schrecken E. Heiligkeit Namens drang. Da ließ ich einen Zettel ausgehen von Sprüchen vom Ablass.“

„Daher, heiligster Vater, ist angegangen ein solch groß Feuer, daß davon die ganze Welt, wie sie schreiben, entbrannt ist.“

„Nun was soll ich thun? Widerrufen kann und will ich

1) Lutheri Epp. I. p. 121.

nicht, und sehe doch, daß ich nur großen Meid und Haß dadurch erweckt, daß ich diese meine Disputation habe an den Tag gegeben. Zudem komme ich ganz ungern aus meinem Winkel auf den Platz hervor, absonderlich weil ich ungelehrt, unerfahren und solcher hohen Sachen zu gering bin, eben zu dieser güldenen Zeit, daß auch Cicero, wenn er jetzt lebte, schier sich in einen Winkel verbergen sollte. Aber die hohe Noth zwingt mich, daß ich Gans unter den Schwänen schnattern muß.

„Derhalben, auf daß ich auch meine Widersacher zum Theil verfühne, und Vieler Begehr und Verlangen erfülle, siehe, so gebe ich an Tag meine Gedanken. Ich gebe sie aber an den Tag, heiliger Vater, auf daß ich unter dem Schutz E. Heiligkeit Namens und Schatten ihrer Flügel desto sicherer sein möchte. Aus welcher Erklärung Alle, so sie anders wollen, verstehen werden, wie rein und einfältig ich die geistliche Obrigkeit, auch der Schlüssel Kraft und Würde gesucht und geehrt habe. Hätte ich meine Sache nicht ordentlicher Weise vorgebracht, wäre es unmöglich gewesen, daß der Durchlauchtigste Herr Friedrich, Herzog und Kurfürst zu Sachsen, weil er vor andern ein sonderlicher Liebhaber christlicher und apostolischer Wahrheit, einen solchen schädlichen Menschen, wie sie von mir reden und schreiben, an seiner Universität zu Wittenberg hätte gelitten.

„Derhalben, heiligster Vater, falle ich E. Heiligkeit zu Fuße und ergebe mich ihr sammt Allem, was ich bin und habe. E. Heiligkeit handle mit mir ihres Gefallens, bei E. Heiligkeit steht es, meiner Sache ab- oder zuzufallen, mir Recht oder Unrecht zu geben, mir das Leben zu schenken oder zu nehmen. Es gerathe nun wie es wolle, so will ich nicht anders wissen, denn daß E. Heiligkeit Stimme Christi Stimme sei, der durch sie handle und rede. Habe ich den Tod verschuldet, so weigre ich mich nicht zu sterben, denn die Erde ist des HErrn und was drinnen ist. Er sei gelobt in Ewigkeit, Amen. Welcher E. Heiligkeit bewahre ewiglich. Amen.

„Am Tage der heiligen Dreifaltigkeit 1518.

„Bruder Martin L u t h e r, Augustiner.“

Wie demüthig und wahr ist diese Besorgniß Luthers oder vielmehr das Geständniß, sein jugendlich warmes Blut habe sich

vielleicht zu schnell erhitzt. Man erkennt den aufrichtigen Mann, der nicht auf sich trozt und selbst bei den ganz dem Worte Gottes angemessenen Handlungen den Einfluß der Leidenschaften befürchtet. Das ist nicht die Sprache eines hochmüthigen Fanatikers. Luther wünschte Leo X. für die Sache der Wahrheit zu gewinnen, jeglichen Riß zu verhüten und die von ihm für nothwendig erklärte Reformation von oben herab in der Kirche entstehen zu lassen. Er ist nicht zu beschuldigen, daß er im Abendlande die Einheit zerstört habe, welche später von vielen Männern aller Parteien so sehr ersehnt worden ist. Er gab Alles hin, sie aufrecht zu erhalten, nur nicht die Wahrheit. Seine Widersacher, und nicht er, waren es, welche am Fuße des Kreuzes das Gewand des Herrn zerrissen, indem sie die Vollkommenheit und Genügsamkeit des Heils durch Jesum Christum anzuerkennen sich weigerten.

Nach diesem Briefe schrieb Luther an demselben Tage an Staupitz, seinen Freund und Generalvikar des Ordens, durch dessen Vermittelung er die Resolutionen und den Brief an Leo abzuschicken hoffte. 1)

„Ich bitte dich,“ schrieb er, „meine kindische Schrift von mir anzunehmen und sie dem frommen Papste Leo X. zu schicken. Nicht daß ich E. Ehrwürden in gleiche Gefahr zu führen gedächte, ich will allein auf meine Gefahr handeln. Christus mag zu sehen, ob dieser Handel ihn oder mich belange, ohne dessen Willen die Zunge des Papstes nicht reden kann, in dessen Hand auch der Könige Herz ist.“

„So fern aber meine zornigen Freunde belangt, die mir drohen, weiß ich nichts zu antworten als das Wort Neuchlins: Der Arme hat nichts zu befürchten, denn er hat nichts zu verlieren. Ich habe weder Gut noch Geld, begehre auch keines. Hab' ich gut Gerücht und Ehre gehabt, so mache der es nur zu Nichte ohne Unterlaß, der es angefangen hat. Der einige nitzige Leib, durch viel Unglück geschwächt, ist noch übrig: richten sie denselben hin durch List oder Gewalt, Gott zu Dienst, thun sie mir wahrlich einen sehr großen Schaden, verkürzen mir die

1) *Luth. Epp. I. p. 118.*

Zeit meines Lebens eine Stunde oder zwei. Ich lasse mir genügen, daß ich an meinem lieben Herrn Jesu Christo einen süßen Erlöser und treuen Hohenpriester habe. Den will ich loben und preisen, so lang ich lebe. So aber Jemand ihm nicht mit mir danken will, was geht es mich an?"

Diese Worte offenbarten unsers Luthers Herz!

Er blickte vertrauensvoll nach Rom, aber Rom hatte unterdessen schon Rachegedanken gehegt. Am 3. April hatte Cardinal Raphael de Rovere im Namen des Papstes an den Kurfürsten Friedrich geschrieben, daß man an dessen Rechtgläubigkeit zweifeln müsse und er deshalb Luthers Unterstützung verweigern möge. „Cardinal Raphael," schrieb Luther, „ließe mich gern durch den Kurfürsten Friedrich verbrennen.“¹⁾ Rom schärfte seine Waffen gegen Luther und wollte ihm zuerst bei seinem Beschützer schaden, denn wenn dieser Schirmherr sich vom Mönche zu Wittenberg abwandte, konnte er desto leichter die Beute Roms werden.

Die deutschen Fürsten legten hohen Werth darauf, als christliche Fürsten zu gelten: der leiseste Verdacht der Ketzerei erfüllte sie mit Besorgniß. Diese Gesinnung wurde von der römischen Kurie benutzt und da Friedrich überhaupt der Religion seiner Väter zugethan war, so machte Raphaels Schreiben einen lebhaften Eindruck auf ihn, doch verblieb er bei seinem Grundsatz, nichts zu übereilen. Er sah wohl ein, daß nicht immer der Stärkste Recht habe. Bei den Verhandlungen des Reichs mit Rom hatte er ein Mißtrauen gegen die eigennützigen Absichten der Kurie gewonnen und erkannt, man könne ein christlicher Fürst sein, ohne Sklave des Papstes sein zu müssen.

„Er war den falschen Ansichten abgeneigt, welche die Unterdrückung aller zarten Anfänge der Veränderungen anrathen. Er unterwarf sich Gott, und was ihm wahr schien, wollte er nicht vernichten.“²⁾ Er hatte die Macht dazu. Als Herr in seinem Staate genoß er überdies im Reiche eine Achtung, welche der des Kaisers gleichkam.

1) *Lutheri opp.* W. XV. p. 339.

2) *Melanchth. Vita Luth.*

Luther hatte offenbar gleich nach dem 7. Juli, an welchem Tage der Kurfürst Raphaels Brief erhielt, etwas davon erfahren, die Aussicht auf eine Excommunication, die aus diesem römischen Schreiben sich eröffnete, mochte ihn veranlassen, am 15. Juli die Wittenberger Kanzel zu besteigen und darüber zu predigen, was einen großen Eindruck hinterließ. Er unterschied den inneren und den äußeren Bann: ersterer schließe von der Gemeinde Gottes aus, der andre von den Ceremonieen der Kirche. „Gleichwie in der geistlichen Gemeinschaft keine Kreatur die Seele zu solcher Gemeinschaft bringen kann, oder, wenn sie geistlich abgesondert ist, wieder versöhnen, denn allein Gott selbst, also kann auch keine Kreatur dieselbige Gemeinschaft ihr nehmen oder sie von der Gemeinschaft Gottes absondern, als allein der Mensch selbst durch seine eigne Sünde und Missethat. — Selig und gesegnet ist der, welcher in unrechtem Bann stirbt, denn dieweil er um der Gerechtigkeit willen solche harte Strafe erduldet, wird er mit der ewigen Krone der Seligkeit begnadigt werden.“

Viele billigten diese kühne Sprache, Andre wurden noch erbitterter.

Aber Luther stand nicht mehr allein, und wenn auch sein Glaube nur des göttlichen Schutzes bedurfte, so hatte sich doch eine Schaar aufgestellt, ihn gegen seine Feinde zu vertheidigen. Das deutsche Volk hatte die Stimme des Reformators vernommen, die Blicke seiner Reden und Schriften erweckten und erhellten seine Zeitgenossen, die Kraft seines Glaubens stürzte in Feuerströmen auf die erkalteten Herzen, das von Gott dieser außerordentlichen Seele verliehene Leben theilte sich dem todten Körper der Kirche mit. Religiöser Enthusiasmus drang in die seit Jahrhunderten erstarrte Christenheit. Die Anhänglichkeit des Volks an den römischen Aberglauben nahm täglich ab, immer weniger Hände gaben Geld für den Ablass, Luthers Ruhm nahm zu. Ihm kehrte man sich zu, ihn begrüßte man mit Liebe und Ehrfurcht als den unerschrockenen Vertheidiger der Wahrheit und Freiheit.¹⁾ Die Tiefe seiner Lehre leuchtete nicht

1) *Rarescebat manus largentium: Luthero autem contraangebatur auctoritas, favor, fides, aestimatio, fama, quod tam liber ac erque videretur veritatis assertor.* Cochlaeus 7.

Jedem ein, der große Haufe wußte nur, der neue Doktor sei gegen den Papst aufgetreten, vor seinem mächtigen Worte wanke das Reich der Priester und der Mönche. Der Angriff war wie ein Feuer auf den Bergen, um einer Nation den Augenblick anzuzeigen, wann sie ihre Ketten zerreißen solle. Der Reformator dachte kaum daran, daß er schon so Großes geleistet habe, daß alle hochherzigen Männer des Volks ihn zu ihrem Führer einstimmig erkoren hätten. Aber für Viele war die Erscheinung Luthers von höherer Bedeutung. Er gebrauchte das Wort Gottes mit solcher Gewalt, daß es wie ein zweischneidiges Schwert in die Geister drang. In vielen Herzen entbrannte der lebhafteste Wunsch, die Gewißheit der Vergebung und des ewigen Lebens. Seit dem ersten Jahrhunderte der Kirche war in ihr kein solches Dürsten und Hungern nach Gerechtigkeit vorgekommen. Die Reden Peters des Eremiten und Bernhards hatten im Mittelalter auf die Völker gewirkt, so daß diese ein vergängliches Kreuz nahmen; Luthers Rede bewog seine Zeitgenossen zur Annahme des wahrhaften Kreuzes, der heilbringenden Wahrheit. Das die Kirche drückende Gerüste hatte Alles verdumftet, die Form hatte das Leben vernichtet: Luthers mächtige Rede wehte belebend über den Boden der Christenheit. Anfänglich wurden Gläubige und Ungläubige von Luthers Schriften hingerissen: letztere, weil die später erst festgestellten positiven Lehren nicht ganz darin entwickelt waren, die Gläubigen aber, weil sie den Keim derselben in dem lebendigen Glauben fanden, welcher sich mächtiglich darin aussprach. Der Einfluß dieser Schriften war unermesslich, Deutschland, die Welt wurde bald voll von ihnen. Ueberall herrschte ein inneres Bewußtsein, daß keine Sekte, sondern eine neue Geburt der Kirche und der Gesellschaft bevorstehe. Die, welche damals aus dem Wehen des Geistes Gottes entstanden, schlossen sich dem Manne an, der dessen Organ war. Die Christenheit theilte sich in zwei Lager, die Einen fochten mit dem Geiste gegen die Form, die Andern mit der Form gegen den Geist. Auf Seiten der Form stand allerdings der ganze Schein der Gewalt und Größe, für den Geist waren Ohnmacht und Minderzahl, aber die Form ist ohne Geist ein hohler Körper, den der erste Hauch umbläst, und der Schein

der Macht erbittert nur gegen sie, beschleunigt nur ihr Ende. Das einfache Wort der Wahrheit hatte aber für Luther ein mächtiges Heer gewonnen.

2.

Reichstag zu Augsburg. — Der Kaiser an den Papst. — Der Kurfürst an Rovere. — Luther nach Rom geschieden. — Luthers Ruhe. — Vermittlung der Universität. — Päpstliches Breve. — Luthers Unwille. — Der Papst an den Kurfürsten.

Luther bedurfte eines solchen Heers, denn die Großen regten sich, Reich und Kirche vereinigten ihre Anstrengungen, den lästigen Mönch bei Seite zu schieben. Ein starker und muthiger Fürst auf dem Kaiserthron hätte diese religiösen Bewegungen benützen und auf Gottes Wort wie auf die Nation gestützt dem alten Kampfe gegen das Papstthum neuen Aufschwung geben können. Aber Maximilian war zu alt und zu allen Opfern für den Endzweck seines Lebens, die Größe seines Hauses, die Wahl seines Enkels, bereit. Kaiser Max hielt damals einen Reichstag zu Augsburg: sechs Kurfürsten waren persönlich zugegen, alle deutschen Staaten waren vertreten, von Frankreich, Ungarn, Polen waren Gesandte eingetroffen. Diese Fürsten und Gesandten traten dort mit großer Pracht auf. Der Türkenkrieg war einer der Gegenstände, welcher den Reichstag beschäftigte, und der Legat Leo's X. forderte besonders dazu auf. Die Stände kannten den schlechten Gebrauch, den man bisher von ihrer Steuer gemacht hatte, und erklärten dem weisen Rathe des Kurfürsten Friedrich gemäß, sie würden die Sache in Erwägung ziehen, wobei sie neue Beschwerden gegen Rom anbrachten. Eine damals in lateinischer Sprache erschienene Flugschrift zeigte den deutschen Fürsten die nahe Gefahr. „Ihr wollt“, hieß es darin, „den Türken vertreiben. Das ist löblich, aber ihr irrt euch wohl in seiner Person. Ihr müßt ihn in Italien und nicht in Asien auffuchen.“¹⁾

Der Reichstag war ferner von einer sehr wichtigen Angelegenheit in Anspruch genommen. Maximilian wünschte, daß sein

1) Schröckh, Kirch. Gesch. nach der Reform. I, Seite 156.

Enkel Karl, König von Spanien und Neapel, zum römischen Könige und Nachfolger in der Kaiserwürde ernannt werde. Der Papst kannte seine Interessen allzu gut, als daß er den Kaisersthron von einem Fürsten bestiegen sehen mochte, dessen Macht ihm in Italien Gefahr bringen konnte. Der Kaiser meinte, die meisten Kurfürsten und Stände für sich gewonnen zu haben, aber Friedrich stellte sich ihm entschieden entgegen. Vergebens bat der Kaiser, vergebens die Minister und besten Freunde des Kurfürsten, dieser blieb unerschütterlich und zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er von einem Entschlusse, dessen Richtigkeit er einmal erkannt hatte, abzugehen nicht geneigt sei. Der Plan des Kaisers scheiterte.

Nun suchte dieser Fürst das Wohlwollen des Papstes, um diesen dafür zu gewinnen und schrieb ihm als Beweis besonderer Anhänglichkeit am 5. August folgendermaßen: „Allerheiligster Vater, wir haben erfahren, daß vor Kurzem ein Augustinerbruder, Namens Martin Luther, verschiedene Propositionen über den Ablasshandel aufgestellt hat, was uns um so mehr mißfällt, als dieser Bruder viele Beschützer, sogar mächtige Vertheidiger gefunden hat. Wenn Ew. Heiligkeit und die hochwürdigen Väter der Kirche ihr Ansehen nicht dazu verwenden, diesem Unheil ein Ende zu machen, so werden diese schädlichen Doktoren nicht allein die Einfältigen verführen, sondern auch große Fürsten in ihren Sturz mit sich reißen. Wir werden darauf acht haben, daß alles, was Ew. Heiligkeit in diesem Bezuge zum Ruhme des allmächtigen Gottes beschließen möchte, in unserm Reiche überall befolgt werde.“¹⁾

Dieser Brief ist offenbar nach einer ziemlich lebhaften Besprechung des Kaisers und Friedrichs abgefaßt worden. Am demselben Tage schrieb der Kurfürst an Raphael de Rovere, da er von dem Brief des Kaisers an den Papst gehört haben mochte, und um den Schlag abzuwenden, setzte er sich in unmittelbare Berührung mit Rom. Er sagte in seinem Briefe:

„Ich will mich der heiligen allgemeinen Kirche gehorsam erzeigen, auch habe ich mich bisher niemals unterstanden, weder

1) Raynald ad a. 1518.

die Schriften noch Predigten Doctor Martin Luthers zu vertheidigen. Wie ich höre, hat sich Doctor Martin allzeit erboten, so er mit freiem Geleit von aller Gefahr versichert würde, vor unparteiischen, gelehrten und christlichen Richtern zu erscheinen, um seine Lehre zu vertheidigen, und so er Besseres berichtet würde aus göttlicher Schrift, sich weissen zu lassen und zu folgen.“¹⁾

Leo X. hatte bisher alles ruhig gehen lassen, aber das Geschrei der Theologen und Mönche erweckte ihn; er setzte in Rom ein geistliches Gericht über Luther nieder und Sylvester Prierio, der große Feind des Reformators, war zugleich Ankläger und Richter. Die Sache war schnell eingeleitet, Luther wurde aufgefordert, innerhalb 60 Tagen persönlich vor dem Gerichte zu erscheinen.

Luther wartete ruhig in Wittenberg die Wirkung seines demüthigen Briefs an den Papst ab, als am 7. August, zwei Tage nach dem Abgange der Schreiben des Kaisers und des Kurfürsten, die Citation des römischen Tribunals eintraf. „Als ich den Regen erwartete“, schreibt er, „schlug der Blitz bei mir ein. Ich war das Lamm, welches dem Wolfe das Wasser trübt. Tezel ging frei aus, ich sollte mich fressen lassen.“

Wittenberg gerieth in Schrecken, denn Luther war in jeder Hinsicht der Gefahr ausgesetzt. Ging er nach Rom, so fiel er als ein Opfer seiner Feinde. Blieb er in Deutschland, so würde er unvermeidlich in Abwesenheit verurtheilt werden; man wußte, daß der Papst dem Legaten anbefohlen hatte, den Kaiser und die deutschen Fürsten auf jegliche Weise gegen Luther aufzubringen. Seine Freunde waren verlegen. Sollte der große Lehrer in die Stadt gehen, welche berauscht war vom Blute der Heiligen und vom Blute der Martyrer um Jesu willen? Mußte jedes aus dem Schooße der beknechteten Christenheit sich erhebende Haupt fallen? Sollte auch dieser Mann gestürzt werden, den Gott gebildet zu haben schien, um einer bis dahin unwiderstehlichen Macht Widerstand zu leisten? Luther meinte, nur der Kurfürst könne ihn retten, aber er wollte lieber sterben, als die-

1) Luth. Opp. L. XVII., p. 169.

sen in Gefahr bringen. Endlich erfannen seine Freunde ein Mittel, wodurch Friedrich keine Gefahr laufen konnte: er brauchte nur das freie Geleit für Luther zu verweigern, und dieser hatte gesetzlichen Grund, in Rom nicht zu erscheinen.

Am 8. August schrieb Luther an Spalatin, der Kurfürst möge seinen Einfluß dahin verwenden, daß er in Deutschland vorgeladen werde. Auch an Staupitz schrieb er folgendermaßen: „Siehe, welchen Hinterhalt man mir stellt und wie ich von Dornen umgeben bin. Aber Christus lebt und regiert, gestern, heute und in Ewigkeit. Mein Gewissen sagt mir, daß ich Wahrheit gelehrt habe und wenn sie auch noch mehr Uergerniß machte, weil ich sie lehre. Die Kirche ist der Leib der Rebekka, die Kinder in ihm stoßen einander, sogar mit Gefahr des Lebens der Mutter. Uebrigens bitte den HErrn, daß ich in dieser Prüfung nicht allzu freudig sey. Gott rechne ihnen solch Unrecht nicht zu!“

Luthers Freunde dachten nicht allein an Berathungen und Klagen. Spalatin schrieb für den Kurfürsten an den kaiserlichen Geheimschreiber Renner: „Doktor Martin nimmt jede Universität von Deutschland als Gerichtshof an, nur nicht die von Erfurt, Leipzig und Frankfurt an der Oder, welche verdächtig sind. Er kann in Rom persönlich nicht erscheinen.“¹⁾

Auch die Wittenberger Universität kam beim Papst ein und schrieb: „Luthers Körperschwäche und die Gefahren der Reise machen ihm den Gehorsam gegen Ew. Heiligkeit Befehl schwierig, ja unmöglich. Sein Leiden und seine Bitten veranlassen uns, Mitleid mit ihm zu tragen. Wir bitten also Ew. Heiligkeit als gehorsame Söhne, daß er für einen solchen gehalten werde, welcher sich niemals mit Lehren so den Ansichten der römischen Kirche zuwider befleckt hat.“

Am demselben Tage wandte sich die Universität an den sächsischen Edelmann, Karl von Miltitz, päpstlichen Kämmerer, welchem Leo X. sehr gewogen war, und sprach sich dabei noch günstiger für Luther aus: „Der würdige Vater Martin Luther, Augustiner, ist das edelste und geehrteste Mitglied unserer Uni-

1) Luth. Opp. L. XVII. p. 173.

versität. Wir kennen seit mehreren Jahren seine Geschicklichkeit, sein Wissen, seine großen Kenntnisse in Künsten und Wissenschaften, seine tadellosen Sitten und sein christliches Verhalten.“¹⁾

Diese thätige Theilnahme aller Freunde Luthers gereicht ihm besonders zur Ehre.

Indeß man auf den Ausgang der Angelegenheit gespannt war, machte sich die Sache sehr leicht. Der Legat de Bio war gedemüthigt, daß ihm der Auftrag, einen Türkenkrieg zu bewirken, mißlungen war, und suchte seine Gesandtschaft in Deutschland durch eine andere besondere Handlung zu heben. Er meinte, die Erstückung der Ketzerei würde ihm in Rom neuen Ruhm verschaffen, und bat demnach den Papst um Erlaubniß, die Sache ordnen zu dürfen. Leo war für Friedrich, weil dieser die Wahl des jungen Karl verhindert hatte, so daß er dessen Hülfe noch öfters zu benützen für rathsam erachtete; er dachte also gar nicht mehr an die Vorladung, sondern beauftragte seinen Legaten durch Breve vom 25. August, die Untersuchung in Deutschland zu führen. Der Papst verlor nichts dadurch und wenn Luther zum Widerruf gebracht werden konnte, war alles Aufsehen seiner Erscheinung in Rom vermieden.

„Wir ertheilen Dir den Auftrag“, heißt es, „besagten Luther, der schon durch unsern lieben Hieronymus, Bischof von Asculan, zum Keger erklärt ist, zum persönlichen Erscheinen vor Dich zu fordern, ihn zu verfolgen und unverzüglich zu verhaften. Rufe zu diesem Zwecke die Hülfe unseres in Christo vielgeliebten Sohnes Maximilians und aller Fürsten Deutschlands, aller Universitäten, aller weltlichen und geistlichen Mächte an. Bewache ihn fest, damit er vor uns gestellt werde. Kehret er in sich und bittet aus eigenem Antriebe ohne Aufforderung um Gnade für sein Vergehen, so geben wir Dir die Vollmacht, ihn in die Einheit der heiligen Mutterkirche wieder aufzunehmen. Verharret er in seiner Hartnäckigkeit und ist er nicht habhaft zu werden, so erhältst Du die Vollmacht, ihn an allen Orten Deutschlands zu ächten, zu bannen, zu verfluchen, alle seine Anhänger in den Bann zu thun, der ganzen Christenheit zu befehlen, daß sie ihn

1) Luth. Opp. lat. I, 183. 184. Opp. L.XVII. 171. 172.

meide. Und damit solche Ansteckung rasch ausgerottet werde, darfst Du alle Prälaten, Orden, Universitäten, Gemeinschaften, Grafen, Herzoge und Potentaten, den Kaiser ausgenommen, in den Bann thun, falls sie besagten Martin Luther und dessen Anhänger nicht anhalten und sie unter fester Huth Dir nicht zuschicken. Sollten, was Gott verhüte, besagte Fürsten, Gemeinschaften, Universitäten und Potentaten oder irgend einer, der zu ihm gehört, besagten Martin und seine Anhänger aufnehmen, ihm öffentlich oder insgeheim Hülfe und Rath ertheilen, so thun wir diese Fürsten, Gemeinschaften, Universitäten und Potentaten mit ihren Städten, Flecken, Dörfern und Feldern, eben so wie die Städte, Flecken, Dörfer und Felder, wohin besagter Martin sich flüchten könnte, so lange in den Bann, als er dort bleibt und noch drei Tage nach seiner Entfernung von dort. Was die Laien belangt, so haben sie unverzüglich und ohne Widerstand Deinen Befehlen Gehorsam zu leisten, sonst erklären wir sie, den hochwürdigen Kaiser ausgenommen, für ehrlos, für unfähig aller gesetzhichen Handlungen, für unwürdig des kirchlichen Begräbnisses und verlustig aller Lehen, mögen sie diese vom apostolischen Stuhle, oder von sonst einem Herrn haben.“¹⁾

Der Stuhl, welcher auf Erden Stellvertreter dessen sein will, der da gesagt hat, Gott habe den Sohn nicht in die Welt geschickt, um sie zu verdammen, sondern um sie zu erlösen, sprach so seine Flüche und Bannformeln aus. Solch ein Loos war für Luther bestimmt, der römische Monarch wollte ihn vernichten. Sogar die Grabesruhe war deshalb gestört. Wie konnte er solchen Gefahren entgehen? Aber Rom täuschte sich, die Dekrete seiner Kanzlei vergingen vor der durch den Geist Gottes angeregten Bewegung.

Man hatte nicht einmal den Schein einer strengen und unparteiischen Untersuchung zu bewahren gesucht. Luther war, ehe man ihn vernommen, vor dem Ablaufe der Frist, innerhalb welcher er zu erscheinen vorgeladen war, zum Ketzer erklärt worden. Die Leidenschaften, die bei religiösen Zwistigkeiten am heftigsten hervortreten, überschreiten alle Formen der Gerechtigkeit. Ueberall wo Wahrheit nicht ist, in der römischen Kirche wie in der vom

1) Breve Leonis X. ad Thomam.

Evangelium abgewichenen protestantischen Kirche, finden sich eigenthümliche Rechtsverletzungen, gegen das Evangelium ist alles erlaubt. Menschen, die in andern Fällen sich ein Gewissen daraus machen würden, die mindeste Ungerechtigkeit zu begehen, treten alle Regeln und Rechte mit Füßen, wenn es sich um das Christenthum und die dafür abgelegten Zeugnisse handelt.

Als Luther dieses Breve kennen lernte, äußerte er sich sehr unwillig darüber. „Das Merkwürdigste an der ganzen Sache“, sagte er, „ist das, daß das Breve am 23. August erlassen worden und daß ich am 7. vorgeladen bin, so daß Vorladung und Breve nur 16 Tage auseinander liegen. Rechnet man nach, so findet sich, daß Hieronymus, Bischof von Askulan, gegen mich verfahren, das Urtheil gefällt, mich zum Ketzer gemacht hat, ehe die Vorladung zu mir gelangt oder doch höchstens 16 Tage, nachdem sie mir eingehändigt worden ist. Wo sind nun die in der Vorladung mir gewährten 60 Tage? Sie haben am 7. August angefangen, mußten also am 7. Oktober ablaufen. Ist es Styl der römischen Curie, an einem Tage einen weit von Rom entfernten Mann zu laden, zu ermahnen, anzuklagen, zu verurtheilen und für verurtheilt zu erklären, indeß er gar nichts davon erfährt? Was kann dagegen gesagt werden? Sie haben sich gewiß nicht das Gehör mit Nießwurz gesäubert, ehe sie solch Lügenwerk begangen haben.“¹⁾

Indeß Rom insgeheim seinem Legaten diesen Blitz anvertraute, suchte es mit Schmeichelreden den Fürsten, dessen Macht es am meisten fürchtete, von Luther abwendig zu machen. Am 23. August 1518 schrieb der Papst an den Kurfürsten. Er gebrauchte die Künste der schon angedeuteten alten Politik und suchte der Eigenliebe des Fürsten zu schmeicheln.

„Lieber Sohn“, schrieb er, „wenn wir Deines edlen, löblichen Geschlechts gedenken, dessen Haupt und Zier Du bist, wenn wir uns erinnern, wie sehr Du und Deine Ahnen für die Erhaltung des christlichen Glaubens, der Ehre und Würde des heiligen Stuhls bestrebt gewesen, so können wir uns nicht denken, daß ein Abtrünniger den Schutz Eurer Hoheit erhalten und seiner

1) Luth. Opp. L. XVII. p. 176.

Böswilligkeit freien Lauf lassen könne. Doch erfahren wir von allen Seiten, daß ein gewisser Bruder Martin Luther, Eremit des Augustinerordens, als Kind der Bosheit und Verächter Gottes sein Kleid und seinen Orden vergessen hat, welcher sich auf Demuth und Gehorsam gründet, und daß er sich rühmt, keines Menschen Autorität oder Strafen zu fürchten, da er Deiner Gunst und Deines Schutzes sich gewiß wisse. Wir wissen, daß er sich täuscht, haben es aber für gut befunden, Eurer Hoheit zu schreiben und dem Herrn gemäß zu vermahnen, daß die Ehre des Namens eines christlichen Fürsten wie Du vor solchen Verleumdungen gewahrt werden muß, da Du die Zier, der Ruhm und der gute Ruf eines alten Geschlechts bist, und daß Du Dich nicht allein vor einem der angedichteten großen Vergehen hüten mußt, sondern auch vor der Verdächtigung, welcher die unsinnige Verwegenheit dieses Bruders Dich aussetzt.“

Zugleich sagte Leo X. dem Kurfürsten an, der Cardinal von San Sisto solle die Sache untersuchen und befahl ihm, dem Legaten den Mönch zu überliefern, damit nicht (indem er zu seinem Lieblingsgrunde zurückkehrte) fromme Männer der Gegenwart und Zukunft klagen und sagen könnten, das hohe und löbliche Haus habe die verderblichste Ketzerei gegen die göttliche Kirche unterstützt und begünstigt.

So hatte Rom seine Maßregeln getroffen. Es ließ einerseits den angenehmen Duft des Lobes verbreiten, bewahrte andererseits seine Drohungen und Schrecknisse.

Alle Mächte der Welt, der Kaiser, der Papst, Priester und Legaten traten gegen den demüthigen Erfurter Bruder auf, dessen innere Kämpfe wir kennen gelernt haben. Die Könige der Erde sind zugegen und die Fürsten rathschlagen gegen den Herrn und seinen Gesalbten.

3.

Der Waffenschmied Schwarzerd. — Seine Frau. — Philipp. — Seine Anlagen. — Seine Studien. — Die Bibel. — Auf nach Wittenberg. — Abreise und Reise Melanchthons. — Leipzig. — Irrthum. — Luthers Freude. — Vergleich. — Revolution des Unterrichts. — Studium des Griechischen.

Georg Schwarzerd war ein geschickter Waffenschmied in Bretten, einer kleinen Stadt der Pfalz. Am 14. Februar 1497

wurde ihm ein Sohn, Philipp, geboren, der sich später als Melanchthon auszeichnete. Die Fürsten von der Pfalz, von Sachsen und Baiern hatten den Arbeiter wegen seiner Rechtschaffenheit gern; oft nahm er geringeren Preis, als man ihm anbot, gab armen Käufern ihr Geld zurück. Um Mitternacht pflegte er aufzustehen und dann knieend zu beten; brach der Morgen an, ohne daß er es gethan hatte, so war er den ganzen Tag mißvergnügt. Barbara, seine Frau, war die Tochter eines achtbaren Rathsmannes, Johann Reuters, zärtlich, klug und etwas abergläubisch. Von ihr rühren alte deutsche Sprüche her.¹⁾

Im eilften Jahre seines Lebens verlor Philipp den Vater, der ihn zwei Tage vor dem Tode an sein Bett kommen ließ und ihn ermahnte, zu allen Zeiten an Gott zu denken. „Schreckliche Stürme“, sagte er, „werden die Welt erschüttern, ich habe Großes erlebt, Größeres bereitet sich vbr. Gott leite und führe Dich!“ Philipp wurde, nachdem er den väterlichen Segen erhalten, nach Speier geschickt, um bei dem Tode nicht zugegen zu sein und schied in Thränen.

Der Großvater des Knaben, der würdige Schöff Reuter, vertrat Watersstelle bei Philipp und nahm ihn sowie seinen Bruder Georg zu sich ins Haus, wo er für seinen eigenen Sohn und die beiden Knaben einen trefflichen Mann, Johann Hungarus, welcher später bis ins höchste Alter das Evangelium kräftig verkündete, als Lehrer hielt. Er war sehr streng gegen den Schüler, strafte ihn liebevoll für jeden Fehler: „und so“, schrieb Melanchthon 1554, „bin ich ein Grammatiker geworden. Er liebte mich als einen Sohn, ich ihn als einen Vater und wir werden hoffentlich im ewigen Leben zusammenkommen.“²⁾

Philipp zeichnete sich durch seine geistigen Anlagen, seine Leichtigkeit aufzufassen und das Aufgefaßte auseinander zu setzen aus. Er konnte nicht ruhen und suchte immer jemand, mit dem er sich über das Gehörte unterhalten konnte.³⁾ Oft kamen ge-

1) „Mosen geben armt nicht.“ — „Wer will mehr verzehren“ u. s. w. Müller's Reliquien.

2) *Melanchth. Explic. evangel.*

3) *Camerar. Vit. Mel. p. 7.*

lehrte Freunde nach Bretten und besuchten Neutern, dann unterhielt sich dessen Enkel mit ihnen und ließ sich in so tiefe Untersuchungen ein, daß die Zuhörer erstaunten. Zu seiner Geisteskraft kam eine große Sanftmuth und so gewann er sich die allgemeine Gunst. Er stotterte, doch bemühte er sich, wie der berühmte griechische Redner, diesem Mangel abzuhelfen und in späteren Jahren war nichts mehr davon zu bemerken.

Nach dem Tode des Großvaters bezog Philipp mit seinem Bruder und seinem Oheim Johann die Schule zu Pforzheim, wo sie bei einer ihrer Verwandten, der Schwester des berühmten Reuchlin, wohnten. Philipp machte unter Georg Simlers Anleitung große Fortschritte in den Wissenschaften, besonders in der griechischen Sprache, die er vorzugsweise liebte. Reuchlin kam oft nach Pforzheim, lernte bei seiner Schwester den jungen Schüler kennen und war von Philipps Antworten überrascht; er schenkte ihm eine griechische Grammatik und eine Bibel, zwei Bücher, die dieser sein Leben lang studirte.

Als Reuchlin von seiner zweiten Reise nach Italien zurückkehrte, feierte sein 12jähriger Freund den Tag der Ankunft durch ein von ihm geschriebenes und in Gemeinschaft mehrerer Mitschüler aufgeführtes lateinisches Lustspiel. Reuchlin war darüber entzückt, küßte ihn und gab ihm lachend den rothen Hut, den er als Doktor erhalten halte; damals änderte er auch den Namen Schwarzerd in Melanchthon, wie der deutsche Name in griechischer Uebersetzung heißen mußte, und zwar nach der damaligen Sitte, daß die Gelehrten ihre Namen in das Griechische oder in das Lateinische übertrugen.

Im 12ten Jahre kam Melanchthon auf die Universität Heidelberg, wo er seine Wißbegierde befriedigen konnte und im 14. Jahre schon Baccalaureus wurde. Im Jahr 1512 rief Reuchlin ihn nach Tübingen, wo damals viele Gelehrte wirkten; dort besuchte er die theologischen, medicinischen und juristischen Vorlesungen, suchte sich vielseitig auszubilden und strebte nicht nach Lob, sondern nach dem Besitze und den Früchten der Wissenschaft.

Die heilige Schrift nahm ihn besonders in Anspruch; die Kirchengänger in Tübingen bemerkten, daß er oft ein Buch in

der Hand hielt, welches ihn während des Gottesdienstes beschäftigte. Dieses unbekannte Buch war größer als ein Gebetbuch, und es ging das Gerücht, Philipp lese unheilige Schriften, aber der Gegenstand ihres Verdachtes stellte sich als eine in Basel bei Johann Frobenius gedruckte Bibel heraus. Er las sein Leben lang mit großem Fleiße darin, hatte dieses köstliche Buch immer bei sich und nahm es in alle Versammlungen, wohin er berufen war.¹⁾ Er verwarf die leeren scholastischen Systeme und hielt an dem einfachen Worte des Evangeliums fest. Damals schrieb Erasmus an Descolampadius: „Ich habe von Melanchthon die beste Meinung und erwarte viel von ihm. Möge es Christo gefallen, daß er uns lange überlebe. Er wird den Erasmus ganz verdunkeln.“²⁾ Doch theilte Melanchthon den Aberglauben seiner Zeit. „Ich denke mit Schrecken daran (schrieb er später), wie ich im Papstthum die Bilder geehrt habe.“³⁾

Im Jahre 1514 wurde er, 17 Jahre alt, Doktor der Philosophie und fing an zu lehren. Sein anmuthiger Unterricht stach gegen die geschmacklose Methode ab, welche von den Lehrern, besonders von den Mönchen, bis dahin befolgt worden war. Er nahm an Reuchlin's Kampfe gegen die Dunkelmänner der Zeit lebhaften Antheil. Seine angenehme Unterhaltung, sein sanftes feines Benehmen machten ihn bei allen Bekannten beliebt und in der gelehrten Welt erwarb er sich bald großes Ansehen und einen gesicherten Ruf.

Damals dachte der Kurfürst Friedrich daran, einen ausgezeichneten Gelehrten als Lehrer der alten Sprachen an die Universität Wittenberg zu berufen; er befragte Reuchlin, welcher für Melanchthon sprach, und Friedrich erkannte gleich, daß die Anstalt durch diesen jungen Hellenisten sehr gewinnen würde. Reuchlin sah mit Freuden, daß sich dem Freunde ein so großes Feld öffnete; er schrieb ihm die Worte Gottes an Abraham: „Gehe aus Deinem Vaterlande und von Deiner Freundschaft, und aus Deines Vaters Hause und ich will Dir einen großen Namen

1) *Camerar. Vit. Mel.* p. 16.

2) *Erasm. Epp.* I, p. 405.

3) *Melanchth. Explic. evangel.*

machen und Du sollst ein Segen sein“, und fügte hinzu: „ja, ich hoffe, daß es Dir so ergehen wird, lieber Philipp, mein Werk und mein Trost.“¹⁾ Melanchthon erkannte in dieser Berufung einen Ruf Gottes, die Universität, wo er auch Reider und Feinde hatte, entließ ihn mit Leidwesen, er aber verließ sein Vaterland und sprach: „Der Wille des HErrn geschehe!“ Er war damals 21 Jahre alt.

Zuerst reiste er mit mehreren sächsischen Kaufleuten zu Pferde, so wie man sich in der Wüste den Karavanen anschließt, denn er war des Weges und der Orte unbekannt, wie Reuchlin berichtet. In Augsburg machte er dem Kurfürsten seine Aufwartung, begrüßte in Nürnberg den ihm schon bekannten Pirckheimer, in Leipzig den gelehrten Hellenisten Mosellanus. Dort wurde ihm von der Universität ein akademisches Festmahl gegeben; es waren viele Gerichte und bei einem jeden erhob sich ein Professor und richtete eine vorher eingeübte lateinische Rede an ihn, der gleich eine Antwort ersann. Endlich sagte er, von so viel Beredsamkeit ermüdet: „Meine Herren, erlauben Sie mir auf alle diese Reden ein für allemal zu erwidern: ich bin nicht vorbereitet, und kann meine Antworten nicht so reich an Abwechslung ersinnen, als Sie mich anreden.“ Von da an kamen die Schüsseln ohne Reden.²⁾

Reuchlins Verwandter kam am 25. August 1518 in Wittenberg an, zwei Tage nach der Unterzeichnung des von Leo X. an Cajetan gerichteten Breve und des Schreibens an den Kurfürsten.

Die Wittenberger Professoren empfingen ihn nicht so günstig als die Leipziger; sein erster Eindruck entsprach nicht ihren Erwartungen. Sie sahen einen Jüngling, der sogar jünger aussah, als er war, der unscheinbar und schüchtern auftrat. Das sollte der von Reuchlin und Erasmus so hoch erhobene Lehrer sein? Luther und seine Collegen erwarteten nach der Jugend, der Verlegenheit und dem Benehmen des Ankömmlings nicht viel von diesem.

1) Corpus Reform. I, S. 33.

2) Camerar. V. Mel. 26.

Vier Tage nach seiner Ankunft, am 29. August, hielt er die Antrittsrede, wobei die ganze Universität zugegen war. „Der Knabe und Jüngling, wenn man auf das Alter sehen wollte“, ¹⁾ sprach ein so elegantes Latein, zeigte so viel Kenntniß, einen so durchbildeten Geist, ein so richtiges Urtheil, daß alle Zuhörer ihn bewunderten.

Nach beendigter Rede wünschte man ihm Glück, am meisten freute sich Luther und theilte seinen Freunden unverzüglich diese Ansicht mit. „Melanchthon“, schrieb er an Spalatin am 31. August, „hat zwei Tage nach seiner Ankunft eine so schöne und gelehrte Rede gehalten, daß man ihm allgemein mit Beifall und Erstaunen zugehört hat. Wir sind von unserm Vorurtheile, welches seine Person und sein Wuchs veranlaßt haben, bald zurückgekommen, wir loben und bewundern seine Worte, wir danken dem Fürsten und Dir für den uns geleisteten Dienst. Ich wünsche keinen andern Lehrer des Griechischen. Aber sein zarter Körper verträgt, fürchte ich, unsere Kost nicht und bei seinem geringen Gehalte bleibt er deshalb schwerlich lange bei uns. Die Leipziger sollen sich schon rühmen, daß sie ihn uns entführen können. O lieber Spalatin, schätze das Alter und die Person desselben nicht gering: er ist alle Ehre werth.“ ²⁾

Melanchthon las gleich über Homer und den Brief Pauli an Titus. Er war sehr eifrig und schrieb an Spalatin: „Ich will alles aufbieten, um Wittenberg bei allen Gelehrten und Guten beliebt zu machen.“ ³⁾ Vier Tage nach der Antrittsrede schrieb Luther wieder an Spalatin: „Ich empfehle Dir besonders den sehr gelehrten und sehr liebenswürdigen Griechen Philipp. Sein Hörsaal ist immer angefüllt, besonders hören ihn alle Theologen. Er bringt es zu Stande, daß alle, die Höchsten wie die Untersten, die griechische Sprache erlernen.“ ⁴⁾

Melanchthon erwiderte Luthers Zuneigung; er entdeckte in ihm eine Güte des Charakters, eine Geistesstärke, einen Muth

1) Wie Luther schreibt. Epp. I, p. 141.

2) Ibid. I, p. 135.

3) Corp. Reform. I, 51.

4) Luth. Epp. I, 140.

und eine Weisheit, wie er sie anderswo noch nicht gefunden hatte, er verehrte und liebte ihn. „Wenn irgend etwas Menschliches, so liebe ich heftig und umfasse mit voller Seele den Doktor Martin,“ schrieb er.¹⁾

So trafen sich Luther und Melanchthon und blieben ihr Lebenlang Freunde. Man muß Gottes Güte und Weisheit bewundern, daß zwei so verschiedene und einander so nothwendige Männer zusammen gekommen sind. Luther hatte mehr Muth, Aufschwung, Kraft, Melanchthon mehr Klarheit, Weisheit, Milde. Luther regte den Melanchthon an, dieser mäßigte ihn. Sie glichen den sich wechselseitig mäßigenden elektrischen Stoffen. Ohne Melanchthon wäre Luther vielleicht oft über das Maß gegangen. Ohne Luther schwankte Melanchthon und gab sogar da nach, wo er es nicht hätte thun sollen.²⁾ Luther richtete Vieles mit Macht aus, Melanchthon fast eben so viel auf langsamem, ruhigerem Wege. Beide waren rechtschaffen, großherzig, offen, beide voll Liebe für das Wort des ewigen Lebens, dem sie ihr ganzes Leben lang treu und ergeben dienten.

Melanchthons Ankunft veranlaßte nicht allein in Wittenberg, sondern in ganz Deutschland, in der ganzen gelehrten Welt eine Umwälzung. Sein Studium der griechischen und lateinischen Sprache und der Philosophie hatte ihm solche Ordnung, Klarheit und Schärfe der Ideen gegeben, daß er alle von ihm behandelten Gegenstände mit neuen Aufschlüssen in unbeschreiblicher Schönheit darstellte. Der milde Geist des Evangeliums befruchtete und befeelte seine Gedanken und die trockensten Wissenschaften erhielten in seinen Vorträgen einen unendlichen Reiz, der die Zuhörer fesselte. Die von den Scholastikern herbeigeführte Dürre des Unterrichts hörte auf, eine neue Unterrichts- und Studien-Art begann mit Melanchthon. Durch ihn, sagt Planck, ein bedeutender Geschichtschreiber, wurde Wittenberg zur Schule des Volkes.

Es war allerdings hoch bedeutsam, daß ein gründlicher Kenner des Griechischen an der Universität lehrte, wo die neue

1) Melanchth. Epp. I. p. 411.

2) Calvin schreibt an Sleidan: Der Herr gebe ihm mehr Geistesstärke, damit nicht seine Furchtsamkeit Nachtheil herbeiführe.

Entwicklung der Theologie Lehrer und Schüler die Urkunden des christlichen Glaubens in der Ursprache zu studiren herzurief. Luther begann diese Arbeit mit vollem Eifer. Daß ihm bisher unklare Verständniß einzelner griechischer Worte erhellte seine theologischen Ansichten. Es war ihm ein Trost und eine Freude, als er erkannte, daß das griechische Wort *μετάνοια*, welches in der lateinischen Kirche als Buße, als menschliche Sühne ausgelegt wurde, eigentlich Umgestaltung, Bekehrung des Herzens bedeutet. Ein dichter Nebel zerstoß vor seinen Augen; die verschiedene Auslegung dieses einen Wortes charakterisirt die beiden Kirchen.

Einer der bemerkenswerthesten Umstände in der Freundschaft dieser beiden großen Männer ist der, daß Luther durch Melanchthon zur Bibelübersetzung geführt wurde. Er hatte schon 1517 einzelne Versuche gemacht und alle griechischen und lateinischen Bücher, die er aufstreifen konnte, erworben; aber durch die Beihülfe des lieben Philipp nahm die Arbeit einen andern Aufschwung. Luther forderte Melanchthon zur Theilnahme an seinen Forschungen auf, befrag ihn bei schwierigen Stellen und so ging dieses Werk, eines der größten des Reformators, langsam und sicher voran.

Andererseits lernte Melanchthon eine neue Theologie. Die schöne und tiefe Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben erfüllte ihn mit Staunen und Freude, aber er faßte das von Luther unabhängig gelehrt System in der seiner Verstandesrichtung eigenthümlichen Weise auf, denn er gehörte, obschon erst 21 Jahre alt, zu den frühreifen Geistern, welche früh ihrer vollen Geisteskräfte mächtig, von vorn herein selbstständig auftreten.

Bald theilte sich der Eifer der Lehrer den Schülern mit. Man dachte an eine Verbesserung der Methode, und unterdrückte mit Zustimmung des Kurfürsten einige nur scholastisch erhebliche Vorlesungen, gab den klassischen Studien neuen Aufschwung. Die Wittenberger Hochschule verwandelte sich, in immer schneidenderem Absiche gegen die andern Universitäten. Doch blieb man noch in den Schranken der Kirche und dachte nicht daran, daß ein großer Kampf gegen den Papst bevorstehe.

4.

Luthers und Staupitzens Ansichten. — Vorladung. — Besorgniß und Muth. — Der Kurfürst bei dem Legaten. — Abreise nach Augsburg. — Aufenthalt in Weimar. — Nürnberg. — Ankunft in Augsburg.

Melanchthons Ankunft mochte für Luther in sehr entscheidenden Augenblicken eine angenehme Zerstreuung sein: in den süßen Ergüssen einer neuen Freundschaft, bei den biblischen Arbeiten, die er mit neuem Eifer betrieb, vergaß er wohl zu Zeiten Rom, Prierio, Leo und den geistlichen Gerichtshof, vor welchem er erscheinen sollte. Aber diese Augenblicke verflogen rasch und er dachte immer wieder an das schreckliche Gericht, vor welches er durch unversöhnliche Feinde geladen war. Eine Seele, die etwas andres als die Wahrheit gesucht, würde erschrocken sein, aber Luther zitterte nicht, weil er auf Gottes Treue und Macht baute; er blieb fest und war bereit, sich allein der Wuth solcher Feinde auszusetzen, welche weit schrecklicher waren als die, so Hussens Scheiterhaufen angezündet hatten.

Einige Tage nach Melanchthons Ankunft, noch ehe der Beschluß des Papstes, die Vorladung von Rom nach Augsburg zu verlegen, bekannt war, schrieb Luther an Spalatin: „Ich wünsche nicht, daß unser Fürst etwas zur Vertheidigung meiner Thesen thue, ich will allein meinen Gegnern übergeben werden. Möge das ganze Unwetter auf mich losbrechen. Was ich zu vertheidigen angefangen habe, werde ich mit Christi Beistand aufrecht zu erhalten wissen. Der Gewalt muß man nachgeben, aber nicht zum Nachtheile der Wahrheit.“¹⁾

Luthers Muth wirkte weiter: die schüchternsten Männer fanden bei dem Anblick der für den Zeugen der Wahrheit bedrohlichen Gefahr Worte der Kraft und des Unwillens. Der kluge und friedliche Staupitz schrieb am 7. September an Spalatin: „Ermahne den Fürsten, deinen und meinen Herrn, sich vom Brüllen der Löwen nicht einschüchtern zu lassen. Möge er

1) *Lutheri Epp.* I. p. 139.

die Wahrheit vertheidigen, unbekümmert um Luther, Staupitz oder den Orden. Möge man doch irgendwo frei und ohne Furcht reden dürfen. Ich weiß, daß die babylonische, ich hätte fast gesagt, die römische Pest Alle ergreift, die sich gegen die Mißbräuche derer, welche mit Jesu Christo feilschen, erheben. Ich habe einen Prediger, welcher die Wahrheit lehrte, von der Kanzel herabstürzen sehen; ich habe selbst gesehen, daß er an einem Festtage gebunden in einen Kerker geschleppt wurde. Deshalb, Theuerster, Sorge dafür, daß der Kurfürst in seinen Gesinnungen verharre.“¹⁾

Endlich kam die Vorladung vor den Cardinal-Legaten zu Augsburg. Luther sollte es nun mit einem Kirchenfürsten zu thun bekommen. Alle Freunde baten ihn, auszubleiben, weil man einen Hinterhalt auf der Hinreise befürchtete und sein Leben gefährdet meinte. Einige dachten an einen Zufluchtsort für ihn. Selbst der furchtsame Staupitz erschrak vor den Gefahren, welche den Bruder Martin bedrohten, den er aus dem Dunkel des Klosters hervorgezogen und auf die unruhige Bühne gestellt hatte, wo dessen Leben gefährdet war. Wäre es nicht besser gewesen, daß der arme Mönch immer unbekannt geblieben wäre? Aber es war zu spät: er wollte ihn retten. Am 15. September schrieb er ihm aus dem Salzburger Kloster, er wolle ihm dort eine Zuflucht sichern. „Es scheint mir,“ schrieb er, „daß die ganze Welt gegen die Wahrheit aufgebracht und verbunden ist. Der gekreuzigte Christus wurde eben so gehaßt. Du hast nichts als Verfolgung zu erwarten. Wenn es so fortgeht, so kann Keiner mehr ohne päpstliche Erlaubniß in der Schrift forschen und Jesum Christum suchen, was dieser doch selbst vorschreibt. Du hast nicht viele Freunde, und diese kleine Anzahl möge, so Gott will, nicht von Angst vor deinen Gegnern abgehalten werden, sich für dich auszusprechen! Am klügsten ist es, daß du eine Weile Wittenberg verlässest und zu mir kommst. Dann leben und sterben wir zusammen. Auch der Fürst ist dieser Ansicht.“²⁾

1) *Jen. Aug.* I. p. 384.

2) *Lutheri Epp.* I. p. 61.

Luther erhielt von mehreren Seiten sehr beängstigende Warnungen. Graf Albrecht von Mansfeld ließ ihm sagen, er solle sich nicht auf die Reise machen, da mehrere große Herren geschworen hätten, sich seiner zu bemächtigen, ihn zu erdrosseln oder zu ersäufen.¹⁾ Aber er erschrock nicht und dachte nicht daran, das Anerbieten des Generalvikars anzunehmen. Er wollte sich nicht im Salzburger Kloster verbergen und treulich auf der Stätte ausharren, wohin Gott ihn gestellt hatte. Das Reich der Wahrheit gewinnt, wenn man trotz allen Gegnern mit lauter Stimme vor aller Welt diese Wahrheit verkündet. Weshalb sollte er fliehen? Er war keiner von denen, die sich entfernen und untergehen, er gehörte denen an, welche den Glauben bewahren, um die Seele zu retten. Er vernahm innerlich den Ruf des Herrn, dem er dienen will, den er mehr als sein Leben liebt: Wer mich bekennet vor den Menschen, den bekenne ich vor meinem himmlischen Vater. Ueberall herrschte in Luther, in der Reformation der unerschrockene Muth, die hohe Sittlichkeit, die unermessliche Liebe, welche die erste Erscheinung des Christenthums der Welt gezeigt hatte. Damals schrieb Luther: „Ich bin, wie Jeremias, der Mann der Zwietracht und des Streits, je mehr sie ihre Drohungen häufen, desto größer meine Freude. Für Frau und Kinder ist gesorgt, Felder, Häuser und Güter sind geordnet.“²⁾ Meine Ehre und meinen Ruf haben sie zerrissen. Mir bleibt nichts als dieser elende Körper, den sie auch nehmen mögen, sie mögen mein Leben um einige Stunden verkürzen. Die Seele können sie mir nicht rauben. Wer Christi Wort in die Welt bringen will, muß stündlich auf den Tod vorbereitet sein, denn so ist unser Bräutigam ein Blutbräutigam für uns.“³⁾

Der Kurfürst war damals in Augsburg. Ehe er die Stadt und den Reichstag verließ, brachte er es über sich, den Legaten zu besuchen. Der Kardinal fühlte sich von der Zuverlässigkeit

1) Ut vel stranguler vel baptizer ad mortem. Ibidem p. 129.

2) Er hatte nichts von Allem dem.

3) Luth. Epp. I. p. 129. 2. Buch Mos. 1., 25.

eines so ausgezeichneten Fürsten geschmeichelt und versprach diesem, wenn der Mönch sich stelle, denselben väterlich anzuhören und wohlwollend zu entlassen. Spalatin schrieb seinem Freunde im Auftrage des Fürsten, der Papst habe eine Kommission ernannt, ihn in Deutschland zu vernehmen, der Kurfürst leide seine Reise nach Italien nicht, aber er müsse nach Augsburg abgehen. Luther beschloß zu gehorchen. Die Warnung des Grafen von Mansfeld veranlaßte ihn, um sicheres Geleit bei Friedrich einzukommen, aber dieser erwiederte, es thue nicht noth, schickte ihm indessen Empfehlungen an mehrere der bedeutendsten Rätthe in Augsburg. Auch etwas Geld für die Reise ließ er ihm eingehändigen, und der arme, schutzlose Reformator ging zu Fuß nach Augsburg, um sich den Gegnern auszuliefern.

Mit welchen Empfindungen mochte er damals Wittenberg verlassen! Es war keine Reise nach Heidelberg zu einer freundschaftlichen Versammlung, er sollte vor dem Abgeordneten Roms ohne sichres Geleit erscheinen, vielleicht harrte seiner der Tod. Aber sein Glaube war kein Schein, sondern eine Wirklichkeit. Daher ward ihm der Friede, und er konnte im Namen des Gottes Zebaoth Zeugniß für das Evangelium ablegen.

Am 28. September traf er in Weimar ein, wo er bei den Franziskanern abstieg. Ein Mönch konnte sich nicht von ihm abwenden; es war Myconius, der ihn zum ersten Male sah und sich ihm nähern, ihm sagen wollte, wie sehr er ihm den Frieden des Gemüthes verdanke, wie gern er mit ihm arbeiten möchte. Aber Myconius wurde streng bewacht und durfte nicht mit ihm reden.¹⁾

Der Kurfürst von Sachsen hielt damals Hof in Weimar und die Franziskaner mögen den Doktor deshalb bei sich bewirthet haben. Am andern Tage war Michaelis; Luther las die Messe und wurde aufgefordert, in der Schloßkirche zu predigen. Es war ein Beweis der Gunst des Fürsten. Er predigte vor dem Hofe über den Text des Tages, Kap. 18., Vers 1. und 2. im Evangelio Matthäi, sprach heftig gegen die Scheinheiligen

1) Melch. Adam, Vita Myconii. p. 176.

und die sich ihrer eignen Gerechtigkeit rühmen, aber nicht von den Engeln, wie sonst am Michaelistage gebräuchlich war.

Dieser Muth des Wittenberger Lehrers, welcher ruhig zu Fuße einer Vorladung folgte, die so viele Andre zum Tode geführt hatte, setzte Alle in Erstaunen. Theilnahme, Bewunderung, Mitleiden herrschte in allen Herzen. Johann Kestner, der Provisor des Klosters, erschrock über die Gefahren, welche seinen Gast bedrohten, und sagte zu ihm: „Mein Bruder, in Augsburg findest du Italiäner, gelehrte Männer, feine Gegner, die dir viel zu schaffen machen werden. Ich besorge, daß du deine Sache vor ihnen nicht vertheidigen kannst. Sie werden dich in's Feuer werfen und verbrennen.“ Luther erwiderte ruhig: „Lieber Freund, bitte zu unsrem Herrn Gott im Himmel, sprich ein Vater unser für mich und für seinen Sohn Jesum, dessen Sache die meinige ist, daß er gnädig gegen mich sein wolle. Will er seine Sache halten, so ist die meinige gesichert: will er es nicht, so kann ich es gewiß nicht und so wird die Schande sein bleiben.“ 1)

Luther setzte seine Reise zu Fuße fort und kam nach Nürnberg. Er sollte vor einem Kirchenfürsten erscheinen und mochte anständig gekleidet sein, da aber sein Kleid alt war und auf der Reise viel gelitten hatte, ließ er sich von seinem alten Freunde, dem Nürnberger Prediger Wenzel Link, eine Kutte.

Luther besuchte außer diesem auch seine andern Nürnberger Freunde, Scheurl, den Stadtschreiber, den berühmten Maler Albrecht Dürer, dem jetzt Nürnberg eine Bildsäule errichtet hat, und mehrere Andre. Er stärkte sich im Umgange mit diesen ausgezeichneten Männern, indeß viele Geistliche und Weltliche seine Reise mit Besorgniß betrachteten und sich bemühten, ihn zurückzubringen. Briefe aus jener Stadt zeigen seine damalige Gesinnung. „Ich habe Feiglinge gefunden, die mir die Reise nach Augsburg abrathen wollen, aber ich will hin. Möge der Wille des Herrn in Erfüllung gehen. Jesus Christus regiert auch in Augsburg, auch inmitten seiner Feinde. Lebe Christus,

1) Melch. Adam, Vita Myconii. p. 176. Mycon. Hist. ref. p. 30.

sterbe Luther, und jeder Sünder, wie geschrieben steht. Der Herr meines Heils sei erhoben! Halte dich gesund, harre aus, bleibe standhaft, denn entweder die Menschen oder Gott werfen dich, aber Gott ist wahrhaft und die Menschen lügen.“¹⁾

Link und ein Augustinermönch, Namens Leonhard konnten ihn nicht allein den drohenden Gefahren entgegenziehen sehen. Sie kannten seinen Charakter und wußten, daß er voll Hingebung und Muth nicht immer vorsichtig genug sein würde. Sie begleiteten ihn also. Fünf Stunden vor Augsburg wurde Luther, von der ermüdenden Reise und der Unruhe des Herzens angegriffen, unapflich, und heftige Magenschmerzen ermatteten ihn so sehr, daß die beiden Freunde einen Wagen mietheten und den Doktor in die Stadt fahren ließen. Am 7. Oktober, einem Freitag Abend, kamen sie in Augsburg an. Luther war sehr geschwächt, erholte sich aber bald wieder. Sein Glaube und sein lebhafter Geist stärkten bald seinen ermatteten Körper.

5.

De Bio. — Sein Charakter. — Serra Longa. — Vorläufige Besprechung. — Besuch der Räthe. — Rückkehr von Serra Longa. — Der Prior. — Luthers Klugheit. — Luther und Serra Longa. — Das sichere Geleit. — Luther an Melancthon.

Luther war kaum angekommen und hatte noch keinen Besuch gemacht, als er, um dem Legaten die schuldige Ehrfurcht zu erweisen, Wenzel Link mit der Meldung seiner Ankunft beauftragte. Link that es und erklärte dem Kardinal im Namen des Wittenberger Doktors, dieser sei bereit, wann es ihm gefiele, vor ihm zu erscheinen. De Bio freute sich über diese Nachricht: er hatte also den heftigen Rezer! Er nahm sich vor, ihn nicht so aus Augsburg herauszulassen, wie er hereingekommen war.

1) Vivat Christus, moriatur Martinus. *Weismann*, hist. sacr. nov. test. p. 1465. Weismann hatte den Brief in der Handschrift gelesen: er findet sich nicht in der De Wette'schen Sammlung.

Link besuchte den Legaten, Leonhard reiste zu Staupitz, um diesem die Ankunft des Doktors in Augsburg zu melden. Der Generalvikar hatte dem Doktor geschrieben, und versichert, er würde auch gleich hinkommen, Luther machte ihn demnach gleich damit bekannt. 1)

Der Reichstag war zu Ende, der Kaiser und die Kurfürsten waren abgereist, doch verweilte der Kaiser noch in der Umgegend auf der Jagd. Der römische Gesandte war also allein in Augsburg. Während des Reichstags hatte Luther mächtige Beschützer gefunden: aber nun schien sich Alles unter das Joch der päpstlichen Autorität zu schmiegen.

Der Name des Richters, vor welchem Luther erscheinen sollte, war nicht geeignet, ihn zu beruhigen. Thomas de Bio, Cajetan genannt, weil er aus der neapolitanischen Stadt Gaeta stammte, wo er 1469 geboren war, hatte von früh auf große Hoffnungen erweckt und war im 16ten Jahre gegen den Willen seiner Eltern in ein Dominikanerkloster gegangen. Später war er General seines Ordens und Kardinal der römischen Kurie geworden. Was für Luther schlimm ausfiel, war, daß dieser gelehrte Doktor ein eifriger Vertheidiger der scholastischen Theologie war, welche der Reformator immer schonungslos behandelt hatte. Seine Mutter soll während der Schwangerschaft geträumt haben, der heilige Thomas selbst unterweise das Kind und führe es in den Himmel. De Bio hatte als Dominikaner seinen Vornamen Jakob in Thomas umgeändert, und die Vorrechte des Papstthums, so wie die Lehren des Thomas von Aquino, den er für den vollkommensten Theologen hielt, entschieden vertheidigt. 2) Als Freund der Pracht und des Aufwandes nahm er den römischen Grundsatz, daß die Legaten über den Königen stehen, sehr ernst und hatte eine glänzende Umgebung. Am 1. August hatte er im Augsburger Münster eine Hochmesse gehalten, in Gegenwart aller Fürsten des Reichs dem vor dem Altar knieenden Erzbischof von Mainz den Kardinalshut aufgesetzt und dem Kaiser den vom Papste geweihten Hut und Degen übergeben.

1) Luth. Epp. I. p. 144.

2) Divi Thomae summa cum commentariis Thomae de Vio. Lugduni 1587.

Vor diesem Manne sollte der Wittenberger Mönch in seiner geborgten Kutte erscheinen. Die Gelehrsamkeit des Legaten, die Strenge seines Charakters und seine Sittenreinheit sicherten diesem in Deutschland einen Einfluß und ein Ansehen, welches andre römische Hofmänner nicht gewonnen haben würden. Diesem Rufe der Heiligkeit verdankte er seine Sendung; es konnte dieser den Absichten Roms nur nützen und so war Cajetan durch seine Eigenschaften sehr gefährlich, so wie andererseits keine schwierige Frage vorlag, da Luther schon für einen Ketzer erkannt worden war. Wollte er nicht widerrufen, so mußte der Legat ihn verhaften lassen, entfloh er, so war ein Fieber gebannt, welcher ihm eine Zuflucht gewährte. Mehr hatte der Kirchenfürst, vor welchen Luther geladen war, im Auftrage Roms nicht zu thun.

Luther hatte sich in der Nacht erholt. Am 8. Oktober, einem Sonnabend, überdachte er seine eigenthümliche Lage: er war ergeben und erwartete, daß sich Gottes Willen aus den Ereignissen zu erkennen geben werde. Er brauchte nicht lange zu warten. Eine ihm ganz unbekannte Person ließ ihm, als ob sie ihm durchaus zugethan sei, sagen, daß sie ihn besuchen wolle und daß er vor diesem Besuche dem Legaten nicht aufwarten solle. Die Botschaft kam von einem italienischen Staatsmanne, Urban von Serra Longa, der als Abgesandter des Markgrafen von Montferrat oft in Deutschland gewesen war. Er hatte den Kurfürsten von Sachsen, bei dem er beglaubigt gewesen war, gekannt und nach dem Tode des Markgrafen sich dem Kardinal de Bio angeschlossen.

Die Schlaueit und das ganze Betragen dieses Mannes stachen gegen Luthers edle Freimüthigkeit und große Offenheit ab. Der Italiäner kam in das Augustinerkloster, indem der Kardinal ihn absandte, den Reformator zu prüfen und ihn auf den erwarteten Widerruf vorzubereiten. Serra Longa meinte, sein längerer Aufenthalt in Deutschland gebe ihm mehr Einfluß als den andern Begleitern des Legaten und hoffte, mit dem deutschen Mönche bald fertig werden zu können. In Begleitung zweier Diener trat er als ein Privatmann ein, der aus Freundschaft zu einem Günstlinge des Kurfürsten von Sachsen und aus

Anhänglichkeit an die Kirche einen Besuch abstatte. Nach mannigfachen, überaus höflichen Begrüßungen fügte der Diplomat hinzu: Ich komme, um euch einen guten Rath zu geben. Schließt euch der Kirche wieder an. Unterwerft euch dem Cardinal ohne Vorbehalt. Nehmt eure Beleidigungen zurück. Denkt an den Abt Joachim in Florenz; er hatte ketzerisch gelehrt und wurde wegen seines Widerrufs nicht als Ketzer verurtheilt."

Luther sprach davon, sich zu rechtfertigen.

Serra Longa: Thut das nicht, wollt ihr den Legaten Seiner Heiligkeit wie in einem Turniere angreifen?

Luther: Wenn man mir nachweist, daß ich etwas der römischen Kirche zuwider gelehrt habe, so richte ich mich selbst und widerrufe. Ich möchte wissen, ob sich der Legat auf den heiligen Thomas mehr beruft, als der Glaube gestattet. Thut er das, so gebe ich nicht nach.

Serra Longa: Wollt ihr also Lanzen brechen? ...

Da begann der Italiener Aeußerungen zu machen, die Luther schrecklich nennt. Er meinte, man dürfe falsche Behauptungen aufstellen, wenn sie Geld einbrächten und die Kisten füllten, auf den Universitäten dürfe über die Autorität des Papstes nicht disputirt werden; man müsse festhalten, daß der Papst mit einem Winke auch Glaubensartikel abschaffen könne und dergleichen Dinge mehr.¹⁾ Aber der schlaue Italiäner merkte bald, daß er sich vergessen hatte, sprach sich milder aus und bemühte sich, Luthern zur Unterwerfung unter den Legaten, zum Widerrufe seiner Lehren, seiner Predigten und Thesen zu bewegen.

Der Doktor, welcher den schönen Vorschlägen des Orators Urban zuerst einiges Vertrauen geschenkt hatte, überzeugte sich bald, daß sie sehr wenig bedeuteten, daß aber dieser mehr für den Legaten als für ihn eingenommen sei. Er wurde darauf schweigsam und bemerkte, daß er demüthig und gehorsam sein, auch überall, wo er sich geirrt habe, sich unterwerfen wolle. Da war Serra Longa erfreut und rief aus: „Jetzt will ich zum Legaten, kommt mir bald nach. Alles wird gut gehen, es wird bald vorüber sein.“

1) *Lutheri Epp. I. p. 144.*

Er ging fort, und der sächsische Mönch, klüger als der römische Hofmann, dachte bei sich: „Dieser Sinon ist in der griechischen Schlaueit schlecht unterwiesen.“¹⁾ Luther hoffte und fürchtete, doch siegte die Hoffnung. Serra Longa's Besuch und dessen seltsame Behauptungen machten ihm Muth; später nannte er diesen einen ungeschickten Vermittler.

Die Rätke und andern Augsburger, an welche Luther vom Kurfürsten empfohlen worden war, beeilten sich, den Mann zu begrüßen, der in ganz Deutschland bekannt war. Der kaiserliche Rath Peutinger, einer der bedeutendsten Patricier der Stadt, der ihn oft zu Tische lud, der Rath Langemantel, der Doktor Auerbach von Leipzig, die beiden Brüder und Domherren Adelmann, besuchten das Augustinerkloster, und nahen sich dem außerordentlichen Manne, welcher so weit her gekommen war, um sich einer der Stützen Rom's zu überliefern. „Hast du sicheres Geleit?“ frug man ihn. Der unerschrockene Mönch verneinte dieses. „Es ist zu gewagt,“ erwiederten sie. „Das war,“ meinte Luther, „ein höflicher Ausdruck für meine tollkühne Thorheit.“ Alle baten ihn einstimmig, den Legaten nicht früher zu besuchen, als bis er ein sicheres Geleit vom Kaiser erhalten habe. Es scheint, daß man von dem päpstlichen Breve, welches der Legat bei sich führte, schon etwas vernommen hatte.

„Ich bin ohne sicheres Geleit glücklich hiehergekommen,“ entgegnete Luther.

Langemantel erwiederte liebevoll und fest: „Der Kurfürst hat dich uns empfohlen, so gehorche und thue, was wir dir sagen.“ Doktor Auerbach war derselben Ansicht: „Wir wissen, daß der Legat, wie er sich auch äußerlich stelle, im Herzen sehr gegen dich erbittert ist. Man kann sich auf die Italiener nicht verlassen.“²⁾ Der Domherr Adelmann meinte, er sei ohne Schutz hergekommen und habe das Wichtigste nicht mitgebracht. Seine Freunde wollten ihm das sichere Geleit vom Kaiser verschaffen; sehr viele hochgestellte Männer hatten sich für ihn ausge-

1) Hunc Sinonem, parum consulte instructum arte Pelasga. (Luther, Epp. I, p. 144.)

2) Lutheri, Epp. I. 143. Opp. L. XVII. p. 201.

Merle d'Aubigné. I.

sprochen; der französische Gesandte hatte sich vor seiner Abreise von Augsburg in ehrenhaftester Weise über ihn geäußert.¹⁾ Diese Nachricht war für Luther später von Bedeutung. In Augsburg, einer der ersten Reichsstädte, war offenbar der achtungswerthe Theil der Bürgerschaft für die Reformation.

Während dieser Unterhaltung kam Serra Longa und sagte: „Kommt, der Cardinal erwartet euch, ich will euch selbst hinführen. Wenn ihr in den Saal tretet, wo er sich befindet, so werft euch mit dem Antlitz auf den Boden, fordert er von euch aufzustehen, so knieet, und wartet bis er euch befiehlt, euch zu erheben. Ihr erscheint vor einem Kirchenfürsten. Fürchtet nichts, alles geht rasch und ohne Schwierigkeit vorüber.“

Luther hatte dem Italiener versprochen, der Einladung zu folgen und war nun in Verlegenheit. Doch theilte er ihm den Rath der Augsburger Freunde mit und sprach von sicherem Geleite. „Fordert keines,“ erwiderte Serra Longa, „ihr bedürft dessen nicht. Der Legat ist gutgesinnt und will alles friedlich abmachen. Wenn ihr um sicheres Geleit einkommt, so verderbt ihr die ganze Sache.“

„Mein gnädiger Herr, der Kurfürst von Sachsen, hat mich,“ erwiderte Luther, „mehreren ehrenhaften Augsburgern empfohlen, die mir rathen, ohne sicheres Geleite nichts zu thun: ich muß ihrem Rathe folgen, denn wenn mir etwas widersühre, so würden sie dem Kurfürsten schreiben, daß ich ihnen zu folgen mich geweigert habe.“

Luther blieb bei seinem Entschlusse und Serra Longa sah sich genöthigt, zu seinem Herrn zurückzukehren und diesem zu melden, daß, als man sich eines glücklichen Erfolges der Sendung für gewiß gehalten, diese jetzt gescheitert sei. So schloßen an dem Tage die Conferenzen mit dem Drator von Montferrat.

Luther hatte eine andre und anders gemeinte Einladung von seinem alten Freunde, dem Karmeliterprior Johann Frosch, erhalten. Dieser hatte zwei Jahre früher als Licentiat der Theologie unter Luthers Vorsitz über Thesen disputirt, besuchte ihn, bat ihn, bei sich zu wohnen; den Lehrer Deutschlands bei sich

¹⁾ Eckendorff p. 114, 130.

zu bewirthen hielt er für eine Ehre, man huldigte diesem in Roms Abwesenheit, der Schwächere war zum Stärkeren geworden. Luther nahm es an und bezog das Karmeliterkloster.

Der Tag verging nicht ohne ernste Erwägungen. Aus Serra Longa's Zudringlichkeit und seiner Freunde Besorgnissen erkannte er die schwierige Lage, in welcher er sich befand. Doch Gott schützte ihn und unter dieser Huth konnte er sicher einschlafen.

Am Sonntage, den 9. Oktober, hatte er etwas mehr Ruhe, doch mußte er sich auch noch eine Mühe gefallen lassen. Ueberall sprach man nur vom Doktor Luther und die ganze Welt wollte ihn sehen, wie er an Melanchthon schreibt, „den neuen Herostratum, der ein solch groß Feuer angezündet hat.“¹⁾ Diese allgemeine Aufmerksamkeit entlockte ihm gewiß manches Lächeln. Doch nicht allein sehen, auch hören wollte man ihn. Man belästigte ihn mit Bitten, er möge irgendwo predigen. Luther verkündete das Wort mit größter Freude; er hätte in dieser großen Stadt, unter solchen Umständen, gern gepredigt, aber er zeigte dabei, wie auch sonst, ein richtiges Gefühl für die Schicklichkeit und Achtung für die Oberen, weshalb er sich zu predigen weigerte, damit der Legat nicht meine, es geschehe dieses, um demselben zu trotzen. Diese Mäßigung und Klugheit wirkten mehr als eine Predigt.

Die Leute des Kardinals ließen ihm keine Ruhe. Sie kamen wieder, meinten, der Cardinal versichere ihn aller Gunst und Gnade, es sei nichts zu befürchten. Sie gaben immer mehr Gründe an, um ihn zu bewegen. „Er ist ein Vater voll Barmherzigkeit,“ sagte ein Abgesandter, ein anderer aber flüsterte ihm in's Ohr: „Glaube das nicht, er hält sein Wort nicht.“²⁾ Luther verharrte bei seinem Entschlusse.

Am 10. Oktober, einem Montage, kam Serra Longa wieder, es schien ihm Ehrensache, in dieser Unterhandlung zu siegen. „Warum kommst du nicht zum Cardinal,“ frug er, „er harret deiner nachsichtsvoll. Es handelt sich um sechs Buchstaben: Revoca (widerrufe). Komm, du hast nichts zu befürchten.“

1) Luther, Epp. I. p. 146.

2) Luther, Opp. XVII, p. 205.

Luther hielt diese sechs Buchstaben für sehr wichtig, doch ließ er sich darauf nicht weiter ein und erwiederte, er werde gleich nach erhaltenem sicherem Geleite erscheinen. Serra Longa wurde heftig, machte neue Vorstellungen, aber Luther blieb unerschütterlich. Da rief er aus: „Meinst du, der Kurfürst werde die Waffen für dich ergreifen, und das Land, das er von seinen Vätern ererbt, um deinetwillen verlieren?“

Luther: Gott behüte!

Serra Longa: Wo bleibst du, wenn alle dich verlassen?

Luther: Unter dem Himmel.¹⁾

Serra Longa schwieg eine Weile, da ihn diese unerwartete, erhabene Antwort getroffen hatte; dann fuhr er fort: „Wenn du den Legaten, den Papst und alle Kardinäle so in deinen Händen hättest, wie sie dich haben, was thätdest du?“

Luther: Ich würde sie achten und ehren, aber Gottes Wort geht mir über alles.

Serra Longa: „So, so! Das glaub ich nicht.“ So ging er fort, bestieg sein Roß und entfernte sich.

Er kam nicht mehr zu Luther, dachte aber noch lange an den Widerstand, den er bei dem Reformator gefunden, und den sein Herr noch finden sollte. Später finden wir ihn wieder, wie er Luthers Blut eifrig fordert.

Kurz nach Serra Longa's Entfernung erhielt Luther das von den kaiserlichen Räten gewährte Geleit; diese hatten den in der Nähe befindlichen Kaiser wahrscheinlich befragt, und nach spätern Aeußerungen des Kardinals scheint auch dieser, um ihn nicht zu verlegen, befragt worden zu sein. Vielleicht hat De Bio deshalb die Bemühungen Serra Longa's veranlaßt, denn eine offene Mißbilligung des sichern Geleits hätte seine geheimen Absichten enthüllt. Man wollte Luthers Gesuch von ihm selbst zurückgenommen haben, nur daß der sächsische Mönch nicht sehr blegsam war.

Luther wollte erscheinen; er hatte sich durch das sichere Geleit keine fleischliche Stütze verschafft. Huß war trotz dem kaiserlichen Geleitsbriefe verbrannt worden. Er wollte nur seine Pflicht

1) *Lutheri Opp. in Praef.*

thun und den Freunden seines Herrn folgen. Gott sollte entscheiden. Wenn Gott sein Leben forderte, wollte er es gern hingeben. In so ernstern Augenblicken empfand er das Bedürfniß, sich mit seinen Freunden zu unterhalten, und schrieb seinem theuren Herzensfreunde Melanchthon Folgendes:

„Beweise dich als einen Mann, wie du denn thust und lehre die Jugend rechtschaffen. Ich gehe hin, für sie und für euch geopfert zu werden, denn ich will lieber umkommen und was mir das schwerste ist, eure mir über alles süße Gemeinschaft in Ewigkeit entbehren, als daß ich widerrufen sollte, was recht gelehret ist, und diesen unwissenden und erbitterten Feinden der Künste und Wissenschaften Anlaß gäbe, die edelsten Studien zu vernichten.

„Italien ist in die greifliche Finsterniß Aegyptens verfallen. So sehr wissen sie alle nichts von Christo und christlichen Dingen, und doch wollen sie unsere Lehrer und Meister des Glaubens und der Sitten sein. So wird Gottes Zorn über uns erfüllet, wie der Prophet klagt: Ich will ihnen Kinder zu Fürsten geben und Weibische werden über sie herrschen. Leb wohl, mein Philippus, und wende Gottes Zorn durch ein reines Gebet ab.¹⁾

Der Legat erfuhr, Luther wolle am andern Tage bei ihm vortreten. Er versammelte die Italiener und Deutsche, denen er das meiste Zutrauen schenkte, und berieth sich, wie man mit dem Mönche verfahren solle. Die Ansichten waren verschieden. Einer meinte, man müsse ihn zum Widerruf zwingen, ein anderer, man müsse ihn festhalten und einkerkern, ein dritter, es sei das beste, ihn aus der Welt zu schaffen. Ein vierter war für vorläufige Güte und Milde, und der Kardinal scheint diese Ansicht anfänglich vorgezogen zu haben.²⁾

1) *Lutheri Epp.* I. p. 146.

2) *Luth. Opp.* XVII, p. 183.

6.

Erstes Erscheinen. — Erste Worte. — Roms Bedingungen. — Vorschläge des Widerrufs. — Luthers Antwort. — Er tritt ab. — Beiderseitiger Eindruck. — Staupigens Ankunft. — Mittheilung an den Legaten.

Endlich brach der 11. Oktober, ein Dienstag, als Tag der Conferenz an. Der Legat war voll Hoffnung, da er wußte, daß Luther sich in allem, was man als der Wahrheit zuwider nachweisen könne, zum Widerruf bereit erklärt hatte; er zweifelte gar nicht daran, daß er, bei seinem Range und seiner Gelehrsamkeit, den Mönch zum Gehorsam unter die Kirche zurückbringen werde.

Luther begab sich mit seinem Wirth und Freunde, dem Carmeliterprior, mit zwei Brüdern dieses Klosters, dem Doktor Link und noch einem Augustiner, wahrscheinlich seinem Nürnberger Begleiter, zum Legaten. Kaum hatte er dessen Palast betreten, als alle Italiener im Gefolge dieses Prälaten herzuëilten, alle wollten ihn sehen, und er konnte unter der Menge kaum vorangehen. Luther fand den apostolischen Nuntius und Serra Longa im Saale, wo der Cardinal seiner harrete. Der Empfang war kalt, aber anständig, gemäß der römischen Etikette. Luther warf sich nach Serra Longa's Rathe vor dem Cardinal nieder, kniete noch, als dieser ihn sich zu erheben aufforderte, und stand erst auf noch einen Befehl des Legaten auf. Mehrere der höher gestellten Italiener aus dem Gefolge des Prälaten traten in den Saal ein, sie wollten sehen, wie sich der deutsche Mönch vor dem Vertreter des Papstes demüthigte.

Der Legat beobachtete sein Stillschweigen. Er haßte den Doktor als einen Gegner des theologischen Uebergewichts des heiligen Thomas und als Haupt einer neuen, thätigen und feindlichen Partei, deren erste Schritte schon den Thomisten Besorgnisse einflößten. Luther wartete ergebenst auf eine Anrede des Legaten, da dieser aber schwieg, hielt er dieses Schweigen für eine Aufforderung, seinerseits es zu brechen und hielt folgende Ansprache:

„Hochwürdigster Vater, auf die Vorladung Seiner päpstlichen Heiligkeit und den Wunsch meines gnädigsten Herrn Kur-

fürsten von Sachsen erscheine ich vor euch als ein unterthäniger und gehorsamer Sohn der heiligen christlichen Kirche, und bekenne mich als Verfasser der fraglichen Propositionen und Thesen. Ich bin bereit, in allem Gehorsam zu vernehmen, wessen man mich beschuldigt, und mich, wenn ich geirrt habe, der Wahrheit gemäß unterweisen zu lassen.“

Der Kardinal wollte den zärtlichen und für den verlorenen Sohn mitleidsvollen Vater spielen, wurde sehr freundlich, lobte Luthers Demuth, äußerte seine Freude darüber und sagte: „Lieber Sohn, du hast durch deine Disputation über die Indulgenzen ganz Deutschland aufgewiegelt. Ich höre, daß du ein in der heiligen Schrift sehr bewandeter Doktor bist, und viele Zuhörer hast. Höre mich also an, wenn du ein Mitglied der Kirche sein und die Gnade des heiligen Vaters erkennen willst.“

Nach dieser Einleitung eröffnete ihm der Legat, was er von ihm verlange, da er auf dessen Unterwürfigkeit sehr baute. „Hier sind,“ sagte er, „drei Artikel, die ich dir auf Befehl des allerheiligsten Vaters, Papst Leo's X., vorhalten soll. Zum ersten, daß du in dich selbst schlagen, dich eines Bessern bedenken und deine Irrthümer widerrufen sollst. Zum Zweiten, daß du gelobest, dich ferner von dergleichen Irrthümern zu enthalten. Zum Dritten, dich alles deß zu mäßigen und es zu vermeiden, wodurch die Kirche betrübt und zerrüttet werden möchte.“

Luther: Ich bitte, hochwürdiger Vater, um Mittheilung des päpstlichen Breve, kraft dessen euch Vollmacht verliehen ist, diese Sache zu verhandeln.

Serra Longa und die andern Italiener erstaunten über eine solche Anforderung, und wenn ihnen der deutsche Mönch eine eigenthümliche Erscheinung gewesen war, so konnten sie nun bei so kühner Bitte ihre Verwunderung nicht mäßigen. Die Christen, welche an die Idee der Gerechtigkeit gewöhnt sind, fordern ein gerechtes Verfahren gegen sich und andre; diejenigen, welche gewöhnlich willkürlich verfahren, erstaunen, wenn man sie nach Regeln, Formen und Gesetzen fragt.

De Bio: Diese Bitte, lieber Sohn, kann dir nicht gewährt werden. Du sollst deine Irrthümer eingestehen, deine Worte ferner überlegen, und was du geäußert, nicht noch einmal aus-

sprechen, damit wir ohne Unruhe und Sorge leben können; dann werde ich auf Befehl unsers allerheiligsten Vaters, des Papstes, die Sache beilegen.

Luther: So bitte ich um Angabe dessen, worin ich geirrt haben dürfte.

Auch diese zweite Bitte erregte großes Erstaunen bei den italienischen Hofleuten, welche den armen Deutschen auf den Knieen um Gnade bitten zu sehen erwartet hatten. Auf eine so ungehörige Frage hätte keiner von ihnen geantwortet. Aber De Vio hielt es nicht für edel, den Mönch mit dem ganzen Gewichte seines Ansehens zu erdrücken, und dachte durch seine Gelehrsamkeit einen leichten Sieg zu gewinnen, weshalb er ihm die Anschuldigung mittheilte und sich sogar in Unterhaltung mit ihm einließ. Man muß diesem Dominikanergeneral Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es hat sich bei ihm mehr Billigkeit, mehr Rücksicht auf die Schicklichkeit und weniger Leidenschaft gezeigt als sonst oft in ähnlichen Angelegenheiten zum Vorschein gekommen sind. Er sprach in herablassender Weise:

„Lieber Sohn, du hast zwei Propositionen aufgestellt, die du widerrufen sollst, zum ersten: Christi Verdienst und Leiden sind kein Ablasschatz; zum zweiten: ein Mensch, der zum heiligen Sakrament geht, muß glauben, daß er die Gnade, die ihm im Sakramente angeboten wird, erlange.“

Allerdings vernichteten diese beiden Propositionen den römischen Ablasshandel. Wenn dem Papste die Gewalt nicht zustand, über das Verdienst des Heilandes nach Gutdünken zu verfügen, wenn man durch den Ankauf der von den römischen Mäklern verkauften Briefe keinen Theil dieser unendlichen Gerechtigkeit erhielt, so waren diese Papiere ohne Werth. Eben so war es mit den Sakramenten. Der Ablass war mehr oder weniger ein außerordentlicher Zweig des römischen Geschäfts, die Sakramente gehörten zum gewöhnlichen Geschäftsbetrieb. Sie trugen bedeutende Geldsummen ein. Behauptete man, daß der Glaube noth thue, damit sie der christlichen Seele wahre Wohlthaten brächten, so war ihnen der Reiz in den Augen des Volkes benommen, denn der Papst gab nicht den Glauben, der außerhalb seiner Gewalt von Gott selbst ausgeht. War der Glaube nothwendig,

so verlor Rom die Spekulation und den Profit. Luther griff nach Jesu Christi Vorbild jene beiden Lehren an. Er hatte gleich von vornherein die Tische der Wechsler umgestoßen und die Verkäufer aus dem Tempel verjagt. Macht aus meines Vaters Haus kein Handelshaus, hatte er gesagt.

„Ich will,“ fuhr Cajetan fort, „um diese Irrthümer zu bestreiten, die Autorität des heiligen Thomas und der andern Scholastiker nicht anführen, sondern mich allein auf die heilige Schrift stützen und freundlich mit dir verfahren.“

Raum hatte De Bio seine Beweise anzuführen begonnen, als er sich schon von der von ihm vorgeschlagenen Regel zu entfernen begann. Er bestritt Luthers erste Proposition durch eine Extravagante des Papstes Clemens VI.,¹⁾ und die zweite durch Anführungen aus vielen Scholastikern. Die Disputation wurde zuerst über diese päpstliche Constitution zu Gunsten des Ablasses geführt. Luther war damit unzufrieden, daß der Legat einem römischen Dekrete so großes Ansehen zuschrieb und sagte:

„Diese Constitutionen sind keine ausreichenden Beweise in so wichtigen Dingen. Sie verdrehen die heilige Schrift und führen sie niemals richtig an.“

De Bio: Der Papst hat Gewalt und Macht über alle Dinge.

Luther: Nur nicht über die Schrift.

De Bio: Nicht über die Schrift? Der Papst steht über den Concilien, er hat noch neulich das Concilium zu Basel verdammt und gestraft.

Luther: Die Pariser Universität hat appellirt.

De Bio: Die Pariser werden schon ihre Strafe erhalten.

Nun ging die Besprechung auf den zweiten Punkt, über die Nothwendigkeit des Glaubens für die Heilsamkeit der Sacramente, über. Luther führte für seine Meinung mehrere Stellen aus der Schrift an, aber der Legat lachte darüber und meinte, das gelte vom allgemeinen Glauben. Darauf sprach Luther: „Nein!“

1) Extravaganten sind päpstliche Constitutionen Papst Johannes XXII. und mehrerer andern spätern Päpste.

Ein Italiener, Ceremonienmeister des Papstes, war, über Luthers Widersetzlichkeit und Antworten ungeduldig, immer zu reden bereit, aber der Legat hatte ihm gewehrt, so sehr, daß derselbe den Saal zu verlassen sich genöthigt sah.

„Wenn ich mich über den Ablass irre,“ meinte Luther, „so will ich mich belehren lassen. Man kann dieses übergehen, ohne ein schlechter Christ zu sein. Aber wenn ich im Artikel vom Glauben nachgebe, so würde ich Christum verläugnen. Ich kann und will in diesem Punkte nicht nachgeben und werde es mit Gottes Beistand niemals thun.“

De Bio: Du magst wollen oder nicht, noch heute mußt du diese Artikel widerrufen, oder ich verwerfe und verdamme deine ganze Lehre wegen dieses einzigen Artikels.

Luther: Ich habe keinen Willen, als Gottes Willen. Er kann mit mir thun, was ihm gefällt. Wenn ich vierhundert Köpfe hätte, so würde ich sie lieber alle verlieren, als mein Zeugniß für den heiligen Christenglauben widerrufen.

De Bio: Ich bin hierher gekommen um mit dir zu streiten. Widerrufe, oder sei bereit, die verdiente Strafe zu erleiden.

Luther sah ein, daß in einer Verhandlung nichts zu beendigen sei. Sein Gegner saß vor ihm als ob es der Papst selbst wäre, forderte demüthige, unterthänige Annahme aller seiner Behauptungen, und behandelte Luthers Antworten, auch wo sie sich auf die heilige Schrift beriefen, mit Achselzucken, mit ironischen und verächtlichen Aeußerungen. Es schien ihm also zweckmäßig, eine schriftliche Antwort zu geben. So konnten sich die Unterdrückten trösten, andre konnten ein Urtheil fällen und der ungerechte Gegner, der durch sein Lärmen Herr des Schlachtfeldes blieb, mochte erschrecken.¹⁾

Luther wünschte abzutreten. „Willst du,“ frug der Legat, „ein sicheres Geleit nach Rom?“

Cajetan hätte gern gehabt, daß Luther dieses Anerbieten annähme, denn er wurde so eine Sache los, deren Schwierigkeiten sich ihm zeigten, und Luther wäre mit seiner Kezerei in solche Hände gefallen, welche dergleichen abzumachen verstanden. Aber

1) Luth. Opp. XVII. p. 180. 183. 206. 209.

der Reformator erkannte seine gefährliche Lage in Augsburg und nahm um so weniger einen Vorschlag an, der ihn gebunden in die Hände seiner Feinde geliefert hätte. Er wies ihn jedesmal ab, so oft man ihn wiederholte. Der Legat ließ es nicht merken, wie sehr ihn Luthers Weigerung schmerzte, hüllte sich in seine Würde und entließ den Mönch mit einem mitleidigen Lächeln, welches seine Unzufriedenheit verbergen sollte, wie ein höflicher Mann, der ein andermal mehr erreichen zu können hofft.

Raum war Luther im Hofe des Palastes, als der geschwätzige italienische Ceremonienmeister, der wegen des Verweises seines Herrn die Unterhaltung hatte verlassen müssen, freudig, in der Abwesenheit Cajetans reden zu können, und im Eifer, den abscheulichen Ketzer durch seine klaren Beweise zu vernichten, ihm nacheilte und seine Sophistereien auf dem Wege vorbrachte. Aber Luther erwiederte dem Thoren mit einer beißenden Antwort, die ihm so gut zu Gebote stand, und der arme Ceremonienmeister gab seinen Versuch auf und kehrte beschämt in den Palast des Kardinals zurück.

Luther hatte keine große Meinung von seinem Gegner. Er hatte, wie er später an Spalatin schrieb, Propositionen von ihm gehört, die aller Theologie zuwider waren, und im Munde eines andern für erzketzerisch gegolten hätten. Doch wurde De Bio als der gelehrteste Dominikaner geschätzt, nach welchem Prierio der zweite sein sollte. „Man kann daraus schließen,“ schrieb Luther, was diejenigen sein mögen, welche in der zehnten oder hundertsten Reihe sind.“¹⁾

Dagegen hatte Luthers ernstes und entschlossenes Auftreten den Cardinal und dessen Hof überrascht. Anstatt eines armen Mönchs, der seine Begnadigung als eine Gunst erflehte, hatten sie einen freien Menschen, einen festen Christen, einen gelehrten Doktor gefunden, der Beweise für ungerechte Anschuldigungen forderte und seine Lehre siegreich vertheidigte. Im Palaste Cajetans sprach man nur von dem Stolze, der Hartnäckigkeit und Unverschämtheit des Ketzers. Luther und De Bio hatten sich

1) Luth. Epp. I, p. 140.

kennen gelernt: beide bereiteten sich auf die zweite Zusammenkunft vor.

Luther wurde bei seiner Rückkehr in das Karmeliterkloster angenehm überrascht. Der Generalvikar des Augustinerordens, sein Freund, sein Vater, Staupitz, war dort eingetroffen. Da Staupitz ihn vom Vorhaben, nach Augsburg zu gehen, nicht abbringen können, so gab er ihm einen neuen und rührenden Beweis seiner Anhänglichkeit, indem er auch dahin reiste, um ihm wo möglich zu nützen. Dieser treffliche Mann erkannte die bedeutenden Folgen der Berathung mit dem Legaten. Furcht und Freundschaft nahmen ihn gleich sehr in Anspruch. Nach einer so schweren Sitzung war es ein Labsal für den Doktor, einen solchen Freund in seine Arme schließen zu können. Er erzählte ihm, daß er keine irgend erhebliche Antwort habe erlangen können, daß man nur einen Widerruf von ihm gefordert habe, ohne ihn zu überzeugen. Staupitz meinte, es thue eine schriftliche Antwort an den Legaten noth.

Staupitz erwartete indessen wenig von den andern Besprechungen und entschloß sich zu einer Handlung, die ihm nothwendig schien: er absolvirte ihn vom Klostergehorsam. Dadurch meinte Staupitz zweierlei zu erreichen: wenn Luther, wie zu erwarten stand, in dieser Sache unterlag, so fiel die Schande der Verurtheilung nicht auf den ganzen Orden, und wenn der Cardinal ihn aufforderte, Luther zum Stillschweigen oder zum Widerruf zu nöthigen, so konnte er sich dann entschuldigen.¹⁾ Die Ceremonie fand in herkömmlicher Weise statt. Luther erkannte, was ihm bevorstand. Es ergriff ihn tief, daß er Bande zerriß, die er in jugendlicher Begeisterung angelegt hatte. Der von ihm gewählte Orden stieß ihn aus. Seine natürlichen Beschützer entfernten sich. Schon wurde er seinen Brüdern fremd. Aber so sehr sein Gemüth darüber trauerte, so gewann er doch seine Freude wieder in Erinnerung der Verheißungen des getreuen Gottes, welcher gesagt hat: „Ich verlasse dich nicht, ich lasse nicht ab von dir.“

1) Mathesius S. 15.

Die kaiserlichen Rätthe hatten dem Legaten durch den Bischof von Trient mitgetheilt, daß Luther einen kaiserlichen Geleitsbrief habe, und daß er gegen den Doktor nichts unternehmen dürfe, worauf De Bio erzürnte und die acht römischen Worte sprach: „Schon gut, ich thue doch, was der Papst befiehlt.“¹⁾ Wir kennen schon die päpstlichen Befehle.

7.

Zweite Besprechung. — Luthers Erklärung. — Antwort des Legaten. — Geläufigkeit des Legaten. — Luthers Forderung.

Am 12. Oktober, einem Mittwochen, richtete man sich beiderseitig auf die zweite, entscheidende Zusammenkunft. Luthers Freunde wollten diesen zum Legaten begleiten und versammelten sich im Karmeliterkloster. Der Dechant von Trient, Doktor Peuntinger, beide kaiserliche Rätthe und Staupitz kamen dahin, bald darauf auch der Ritter Philipp von Feilgisch und Doktor Ruhel, kurfürstliche Rätthe, denen ihr Herr aufgetragen hatte, an den Besprechungen Theil zu nehmen und Luthers Freiheit zu beschützen. Beide waren am Tage vorher eingetroffen, und sollten, wie Mathesius sagt, ihm zur Seite stehen, wie der Ritter von Ehlm zu Konstanz dem Johannes Huß. Der Doktor nahm noch einen Notar mit und ging mit ihnen zum Legaten.

Staupitz näherte sich ihm, eingedenk der Lage Luthers, und in der Erkenntniß, daß er unterliegen werde, wenn er nicht auf den Herrn hinblicke, welcher sein Volk frei macht. „Lieber Bruder,“ sagte er ernsthaft, „vergiß niemals, daß du diese Sache im Namen unsers Herrn Jesu Christi angefangen hast!“²⁾ So tröstete und labte Gott seinen demüthigen Diener.

Luther fand bei dem Legaten einen neuen Gegner, den Prior der Augsburger Dominikaner. Luther hatte seinem Vorhaben

1) Luth. Opp. XVII. p. 201.

2) Sackendorf p. 137.

gemäß eine Antwort niedergeschrieben. Nach stattgehabten Begrüßungen verlas er mit kräftiger Stimme folgende Erklärung:

„Ich bezeuge, daß ich die heilige römische Kirche ehre und ferner ehren werde. Ich habe mit Disputiren die Wahrheit gesucht und halte noch jetzt alles, was ich gesagt habe, für ganz richtig, wahr und christlich. Doch bin ich ein Mensch und kann irren. Ich bin sonach erbötig, mich in den Dingen, wo ich geirrt haben kann, unterweisen und belehren zu lassen. Ich erbiete mich mündlich oder schriftlich auf alle Einwürfe, die der Legat mir machen sollte, zu erwiedern. Auch will ich meine Thesen den vier Universitäten Basel, Freiburg im Breisgau, Löwen und Paris vorlegen, und alles widerrufen, was sie für irrig erklären. Kurz, ich bin bereit alles zu thun, was man von einem Christen fordern kann. Aber ich protestire feierlich gegen das Verfahren, das man bisher eingehalten hat, und gegen die seltsame Anforderung, daß ich widerrufen solle, ohne widerlegt zu sein.“¹⁾

Diese Vorschläge Luthers waren gewiß nicht unbillig, mußten aber einen Richter, welchem der Urtheilsspruch im voraus vorgeschrieben war, sehr in Verlegenheit setzen. Der Legat hatte diese Protestation nicht erwartet, und suchte seine Verwirrung zu verbergen, indem er darüber zu lächeln schien und sich sehr freundlich benahm. „Es bedarf nicht dieser Protestation,“ erwiderte er, „ich will mit dir weder öffentlich noch heimlich disputiren, sondern die Sache gütlich und väterlich beilegen.“ Alle Politik des Kardinals bestand darin, die strengen Rechtsformen, welche dem Angeklagten halfen, zu beseitigen, und das Ganze wie eine Verwaltungssache zwischen einem Vorgesetzten und einem Untergebenen zu verhandeln, wobei freilich der Willkühr freies Feld gelassen war.

Er fuhr noch freundlicher fort: „Lieber Freund, gib doch jeden unnützen Versuch auf, kehre in dich, erkenne die Wahrheit, und ich will dich mit der Kirche und dem Papste versöhnen. Widerrufe, Freund, denn so will es der Papst. Ob du es willst oder nicht gilt gleichviel. Es wird dir schwer sein, wider den Stachel zu lecken!“

1) Löschner, 2, 463. Luther, Opp. XVII. p. 181. 209.

Luther sah sich wie einen Abtrünnigen, der schon von der Kirche verworfen sei, behandelt, und erwiederte: „Ich kann nicht widerrufen, aber ich will schriftlich antworten. Wir haben gestern zur Genüge gestritten.“¹⁾

De Bio nahm diesen Ausdruck übel, der ihn daran erinnerte, daß er nicht vorsichtig genug gehandelt hatte, aber er faste sich und antwortete lächelnd: „Lieber Sohn, ich habe nicht mit dir gestritten, will auch nicht mit dir streiten, aber mit Rücksicht auf den durchlauchtigsten Kurfürsten Friedrich will ich dich väterlich und freundlich ermahnen und hören.“

Luther begriff nicht recht, warum der Kardinal den Ausdruck übel genommen hatte, denn er dachte, wenn er nicht höflich hätte reden wollen, so hätte er nicht „gestritten,“ sondern disputirt oder gezaunkt sagen müssen, weil das doch wirklich am Tage vorher geschehen war.

De Bio sah indessen ein, in Anwesenheit der achtbaren Theilnehmer an der Besprechung müsse er wenigstens den Schein annehmen, daß er Luthern überführen wolle. Er kam also auf die beiden Propositionen zurück, die er schon am Tage zuvor als die Hauptirrhümer bezeichnet hatte, und zwar mit dem Vorsatze, den Reformator so wenig als möglich zu Worte kommen zu lassen. In seiner italienischen Geläufigkeit überhäufte er ihn mit Einwürfen, auf die er die Antwort nicht abwartete. Er scherzte und tadelte, sprach in leidenschaftlichem Eifer, mischte die verschiedenartigsten Dinge untereinander, zog den heiligen Thomas und Aristoteles an, schrie gegen alle Andersdenkenden und redete Luther an. Zehnmal wollte dieser reden. Der Legat unterbrach ihn immer und drohte ihm. „Widerrufe! Widerruf!“ Mehr verlangte er nicht, er donnerte, er gebot, er wollte allein reden.²⁾ Staupitz schritt endlich ein, und bat ihn, er wolle doch auch dem Doktor Martin Zeit zur Antwort geben. Aber der Legat sprach weiter, führte die Extravaganten und die Meinungen des heiligen Thomas an, und gab nicht auf, während der ganzen Zu-

1) Digladiatum est. (Luther, Epp. I. p. 181.)

2) Decies fere coepi ut loquerer, toties rursus tonabat et solus regnabat. (Luther, Opp. XVII. p. 209.)

sammenkunft zu reden. Konnte er nicht überzeugen und treffen, so wollte er doch verwirren.

Luther und Staupitz sahen ein, daß es unmöglich sey, nicht allein eine Besprechung mit dem Legaten zu halten, sondern auch ein nützlichcs Glaubensbekenntniß abzulegen. Luther kam also auf die Bitte zurück, die er schon einmal angebracht und der Cardinal umgangen hatte. Weil er nicht reden konnte, wollte er doch dem Legaten eine schriftliche Antwort geben. Staupitz stand ihm bei, mehrere andere der Anwesenden baten um dasselbe und Cajetan mußte einwilligen, so sehr er das Schriftliche haßte, weil dieses bleibt. Man ging auseinander. Die Hoffnung auf eine Beilegung der Sache in dieser Zusammenkunft war verschwunden, man mußte von der nächsten mehr erwarten.

Die vom Dominikanergeneral gewährte Erlaubniß, daß Luther sich Zeit nehme und über die beiden deutlich ausgesprochenen Klagepunkte, wegen des Ablasses und des Glaubens, schriftlich antworte, war eine Forderung der Gerechtigkeit, doch müssen wir sie als ein Zeichen der Mäßigung und Unparteilichkeit an de Vio rühmen.

Luther verließ den Cardinal, über die ihm gewährte Erlaubniß erfreut. Er war auf dem Hin- und Herwege ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit. Alle gebildeten Menschen nahmen an ihm Theil, als ob sie selbst vor Gericht stünden. Man empfand, es gelte in Augsburg der Sache des Evangeliums, der Gerechtigkeit und Freiheit. Nur die untere Volksklasse hielt an Cajetan und ließ dieses den Reformator deutlich merken.

Offenbar wollte der Legat von Luther nur die Worte: „ich widerrufe“ hören, Luther war entschlossen, sie nicht auszusprechen. Wie konnte ein so ungleicher Kampf enden? Wie sollte die ganze Macht Roms einen einzelnen Menschen nicht zerschmettern? Luther erkannte es, fühlte das Gewicht der schrecklichen Hand, die auf ihm lag, verlor die Hoffnung, nach Wittenberg zurückzukehren, seinen lieben Philipp wieder zu sehen, unter die edle Jugend zu treten, in deren Herzen er den Samen des Lebens ausstreuen mochte. Schon sah er den Bann über sich und erwartete bald dessen Blitz. Das alles betrückte ihn, aber schlug ihn nicht nieder. Sein Vertrauen auf Gott war nicht er-

schüttert. 1) Gott konnte das Werkzeug zerbrechen, dessen er sich bisher bedienen gemocht, die Wahrheit mußte bleiben. Wie es kommen möge, Luther wollte sie sein Leben lang vertheidigen. Er setzte sich an die Protestation, die er dem Legaten überreichen wollte. So beschäftigte er sich einen Theil des 13. Oktobers.

8.

Dritte Zusammenkunft. — Ablasskag. — Der Glaube. — Demüthige Bitte. — Antwort des Legaten. — Luthers Erwiderung. — Zorn des Legaten. — Luther geht fort. — Erster Abfall.

Am 14. Oktober, einem Freitag, kehrte Luther mit den kurfürstlichen Rätthen zum Legaten zurück. Die Italiener nahmen wie voriges Mal zahlreich an der Zusammenkunft Theil. Luther trat vor und überreichte dem Legaten seine Verantwortung, auf welche die Leute des Kardinals, als auf eine höchst verwegene Schrift, mit Erstaunen hinsahen. In derselben erklärte der Wittenberger Doktor:

„Von Euer Hochwürden sind mir zwei Artikel vorgehalten, zum ersten die Extravaganz des Papstes Clemens VI., in welcher soll behauptet werden, daß der Schatz des Ablasses sollte sein das Verdienst unseres lieben Herrn Christi und der Heiligen, welches ich in meinen Thesen verneine.

„Panormitanus (der Bischof Ivo von Chartres, welcher zu Ende des 11. Jahrhunderts eine Sammlung der kirchenrechtlichen Bestimmungen unter dem Titel: Panormia herausgegeben hat) sagt im ersten Buche Decretalium, daß in der Sache, den heiligen Glauben betreffend, nicht allein ein General-Concilium, sondern auch ein jeder christgläubige Mensch über den Papst sei, wenn er bessere Sprüche, Rath und Ursachen für sich hat, als der Papst. Die Stimme unseres lieben Herrn Christi geht weit über aller anderen Menschen Stimme, sie seien und heißen wie und wer sie wollen.

„Dieses bekümmert mich und gibt mir am meisten zu schaffen, daß viel gedachte Extravaganz etliche ganz falsche Stücke

1) Luth. Opp. XVII., p. 185. 186.

Merle d'Aubigné. I.

in sich hat: erstlich, daß sie sagt, der Heiligen Verdienst sey ein Schatz, so doch die ganze heilige Schrift zeugt, daß Gott reicher belohne, als wir verdient haben. Auch sagt der Prophet Psalm 143: „Herr gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht, denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht.“ St. Augustin spricht im 9. Buch Confessionum: „Wehe des Menschen Leben, wie er haben und löblich es auch immer sein mag, wenn ein Urtheil darüber gehen sollte, Barmherzigkeit hintenangesetzt.“

„Demnach werden die Heiligen nicht durch ihre Verdienste, sondern allein durch Gottes Barmherzigkeit selig, wie ich angezeigt habe. Die Worte der heiligen Schrift, welche anzeigen, daß der Heiligen Verdienste zu wenig und zu gering sind, sollen menschlichen Worten weit vorgezogen werden, welche sagen, daß die Heiligen der Verdienste zu viel und übrig sollten haben. Weil der Papst nicht über, sondern unter Gottes Wort ist.“

Luther ging weiter und wies nach, daß, wenn der Ablass kein Verdienst der Heiligen sein könne, er auch kein Verdienst Christi sei: er zeigte an, daß der Ablass unfruchtbar sei, weil er nur eine Nachlassung der guten Werke, als Almosen, Beten sei. „Das Verdienst Christi ist kein Schatz des Ablasses, sondern ein Schatz der Gnade, so da lebendig macht. Denn also wird das Verdienst Christi an ihm selbst eigentlich, ohne Mittel, ohne Ablass, ja auch ohne die Schlüssel allein vom heiligen Geist gegeben, nimmermehr vom Papst. Wer nun eine bessere Meinung hat“, sagte er schließlich, „der zeige sie mir an und ich will die meinige widerrufen.“

Darauf ging er auf den zweiten Artikel über, und sagte: „Ich habe gesagt, daß kein Mensch vor Gott könne gerecht werden, denn allein durch den Glauben, also daß von nöthen sey, daß der Mensch gewiß glaube, daß er gerecht werde. Wenn er daran zweifelt, so schlägt er die Gnade aus. Die Gerechtigkeit und das Leben des Gerechten sind sein Glaube.“

Luther bewies diese Propositionen aus vielen Schriftstellen.

„Darum wolle Eure hochwürdigste väterliche Liebe bei unserm allerheiligsten Herrn Papst Leo X. für mich bitten, daß er sich nicht mit so großer strenger Ungnade gegen mich bewegen lasse. Meine Seele sucht das Licht der Wahrheit. Ich bin nicht

so stolz und eitler Ehren so begierig, daß ich mich deßhalb schämen wollte, daß, so ich unrecht gelehrt hätte, zu widerrufen, ja es soll meine größte Freude sein, daß die Wahrheit obsiegt. Allein daß ich nicht gedrungen werde, wider die Meinung meines Gewissens etwas vorzunehmen."

Der Legat nahm Luthers Verantwortung an und sagte kalt: „Du hast unnützes Geschwätz vorgebracht, Du hast lange Worte geschrieben, Du hast die beiden Artikel thöricht beantwortet und Dein Papier mit vielen Stellen der heiligen Schrift, die sich nicht darauf beziehen, gefüllt.“ Dann warf er sie geringschätzig bei Seite, als ob er sie nicht beachte, und forderte in der am Tage zuvor so geschickt befolgten Weise durchaus einen Widerruf von Luther. Dieser war unerschütterlich. „Bruder“, rief de Vio in italienischer Sprache ihm zu, „letztesmal warst Du recht gut, jetzt bist Du ganz schlecht.“ Darauf fing der Kardinal eine lange Rede an, die er aus den Schriften des heiligen Thomas schöpfte, erwähnte wieder die Constitution Clemens VI., behauptete, kraft derselben würden die Verdienste Jesu Christi durch den Ablass den Gläubigen zuertheilt. Er meinte Luther zum Stillschweigen gebracht zu haben, dieser fing einigemal eine Antwort an, aber de Vio donnerte gleich wieder und wollte allein auf dem Schlachtfelde schaffen.

Einmal konnte dieses gelingen, das zweitemal gab es Luther nicht zu. Endlich brach sein Unwille hervor, der vor der Geläufigkeit des Prälaten für besiegt Gehaltene setzte die Anwesenden in Erstaunen. Er erhob seine mächtige Stimme, nahm den Lieblingseinwurf des Kardinals vor und ließ ihn die Verwegenheit, sich in einen Streit eingelassen zu haben, theuer büßen. „Widerrufe, widerrufe“, antwortete de Vio und zeigte auf die päpstliche Constitution. „Nun wohl“, entgegnete Luther, „wenn diese Constitution beweist, daß der Ablasschatz die Verdienste Christi sind, so will ich einen Widerruf nach Eurer Hochwürden Willen und Gefallen thun.“

Die Italiener erstaunten über diese Antwort und freuten sich, daß der Gegner endlich in das Netz gefallen sey: der Kardinal war außer sich, lachte voll Unwillen und Zorn, nahm das Buch, in welchem die Constitution stand, suchte sie auf und las sie

hitzig und feuchend mit lauter Stimme vor, als ob er sich des Sieges bewußt wäre. Die Italiener jubelten, die kurfürstlichen Rätke waren besorgt und verlegen, Luther wartete den Angriff ab. Endlich, als der Kardinal an den Satz kam, wo geschrieben steht, der Herr Christus habe durch sein Leiden den Schatz erlangt, fiel Luther ein und sagte: „Hochwürdigster Vater, Ew. Hochwürden wollen das Wort er hat erlangt (acquisivit) betrachten und fleißig erwägen. Christus hat durch seine Verdienste einen Schatz erlangt, also sind die Verdienste nicht der Schatz, denn, um mit den Philosophen zu reden, die Sache ist etwas anders, als die Folge. Die Verdienste Christi haben dem Papst die Macht verliehen, solchen Ablass dem Volke zu ertheilen, aber die Hand des Papstes theilt nicht die Verdienste selbst aus. Mein Schluß ist also wahr und die so entschieden angerufene Constitution ist ein Zeugniß für die von mir ausgesprochene Wahrheit.“

De Bio hielt das Buch noch in der Hand, sah auf die bedeutsame Stelle und wußte nichts zu erwidern. Er war in seiner eigenen Schlinge gefangen, zum Erstaunen der Italiener hielt ihn Luther mit mächtiger Hand darin fest. Der Legat wollte die Schwierigkeit umgehen, aber es gab kein Mittel dagegen, er hatte die Zeugnisse der Schrift und der Väter aufgegeben und sich in diese Extravaganz Clemens VI. geflüchtet, wo er gefangen wurde. Doch ließ er seine Verlegenheit nicht blicken, er ging auf einen andern Gegenstand über, und griff die übrigen Artikel an. Luther erkannte dieses gewandte Verfahren und ließ ihn nicht los, er zog das über den Kardinal geworfene Netz noch enger zusammen und machte die Flucht zur Unmöglichkeit. „Euer Hochwürden (bemerkte er mit ehrfurchtsvoller Ironie) soll es nicht dafür halten, daß wir Deutsche die Grammatikam nicht haben oder wissen. Es ist ein anderes, daß etwas ein Schatz ist, und ein anderes, den Schatz erlangen.“

„Widerrufe“, entgegnete Bio, „widerrufe! Willst Du nicht, so schicke ich Dich nach Rom, wo Du vor andern Richtern erscheinen wirst, die über Dich zu urtheilen berufen sind. Ich thue Dich, Deine Anhänger, alle die Dich begünstigen in den Bann und schließe sie von der Kirche aus. Der heilige apostolische

Stuhl hat mir die Vollmacht gegeben. Meinst Du, daß Deine Beschützer mich zurückhalten? ¹⁾ Meinst Du, daß sich der Papst um Deutschland kümmert? Der kleine Finger des Papstes ist mächtiger, als alle Fürsten Deutschlands zusammen." ²⁾

„Ew. Hochwürden“, erwiderte Luther, „wollen meine schriftliche Antwort mit meiner unterthänigsten Bitte dem Papste Leo X. übersenden.“

Der Legat kehrte nun zu seiner früheren Würde zurück, und sagte stolz und zornig: „Widerrufe, oder komme mir nicht wieder vor die Augen.“

Dieses Wort machte großen Eindruck auf Luther, er gab keine Antwort mehr, verneigte sich und ging fort: die kurfürstlichen Rätthe folgten ihm. Der Kardinal und seine Italiener blieben allein und waren über einen solchen Ausgang der Besprechung verlegen.

So hatte das in den Glanz des römischen Purpurs gehüllte Dominikanersystem den demüthigen Gegner stolz abgewiesen. Luther empfand, daß es eine Macht gäbe, die christliche Lehre, die Wahrheit, welche von keiner geistlichen oder weltlichen Autorität unterjocht werden könne. Der Krieger, der sich vom Schlachtfelde zurückzog, blieb Sieger.

Es ist der erste Schritt zum Abfalle der Kirche vom Papstthum.

Luther und de Bio sahen sich nicht wieder, aber der Reformator hatte auf den Legaten einen mächtigen, niemals verwischten Eindruck gemacht. Was Luther über den Glauben gesagt hatte und in seinen spätern Schriften zu lesen war, änderte die Ansichten des Kardinals in vielen Bezügen. Die römischen Theologen sahen dessen Behauptungen über die Rechtfertigung im Commentar zum Römerbriefe mit Erstaunen und Unzufriedenheit. Die Reformation wich und widerrief nicht, aber der Richter, der immerfort den Widerruf gefordert hatte, änderte seine Ansichten und nahm seine Irrthümer mittelbar zurück. So wurde die unerschütterliche Treue des Reformators gekrönt.

1) Luth. Opp. XVII, p. 197.

2) Luth. Opp. XVII, p. 1331.

Luther kehrte in das Kloster zurück, wo er die Gastfreundschaft genossen hatte. Er war fest geblieben, hatte ein Zeugniß für die Wahrheit abgelegt, hatte das seinige gethan, Gott wird das Uebrige thun! Sein Herz war voll Frieden und Freudigkeit.

9.

De Bio und Staupitz. — Staupitz und Luther. — Luther an Spalatin. — Luther an Karlstadt. — Das Abendmahl. — Link und de Bio. — Staupitz und Link reisen ab. — Luther an Cajetan. — Stillschweigen des Kardinals. — Luthers Abschied. — Appellation an den Papst.

Luther erhielt keine beruhigenden Nachrichten, es hieß in der ganzen Stadt, daß man ihn, im Falle er nicht widerriefe, verhaften und in einen Kerker werfen wolle. Staupitz selbst sollte dieses zugegeben haben. Luther konnte dieses von seinem Freunde nicht glauben. Nein, Staupitz konnte ihn nicht verrathen, aber die Absichten des Kardinals waren nach dessen eigenen Aeußerungen leicht zu enträthseln. Doch wollte er vor der Gefahr nicht fliehen, sein Leben war wie die Wahrheit in allmächtiger Hand und er blieb in Augsburg.

Dem Legaten that es leid, so heftig geworden zu sein; er versuchte die aufgegebenen Rolle fort zu spielen. Kaum hatte Staupitz sein Mittagessen beschlossen (die Zusammenkunft hatte am Morgen stattgefunden), als er eine Einladung zum Kardinal erhielt, wohin er mit Wenzel Link ging. Der Kardinal und Serra Longa waren zugegen. De Bio redete den Generalvicar in den mildesten Ausdrücken an. „Sucht doch“, sagte er, „den Mönch zu überreden und zu einem Widerruf zu bewegen. Ich bin sonst mit ihm zufrieden, ich bin sein bester Freund.“¹⁾

Staupitz: Ich habe es schon gethan und werde ihm nochmals anrathen, sich der Kirche demüthig zu unterwerfen.

De Bio: Ihr müßt seine Beweise aus der heiligen Schrift widerlegen.

Staupitz: Das kann ich nicht, denn der Doktor Martin übertrifft mich an Geist und Schriftkenntniß.

1) Luth. Opp. XVII, p. 185. 204. 210.

Der Kardinal lächelte über das Geständniß des Generalvicars, aber er wußte auch, wie schwierig es sei, Luthern zu überzeugen. Er fuhr also zu Staupitz und Link fort:

„Als Anhänger einer ketzerischen Lehre seid Ihr selbst den Kirchenstrafen verfallen.“

Staupitz: Nehmt die Besprechung mit Luther wieder auf, disputirt öffentlich mit ihm über die streitigen Punkte.

De Vio: Ich mag mit dieser Bestie nicht länger disputiren, denn sie hat tiefe Augen und wunderbare Anschauungen im Kopfe. 1)

Endlich erlangte Staupitz vom Kardinal, daß dieser den von Luther geforderten Widerruf schriftlich aufseze.

Der Generalvicar ging von da zu Luther und suchte, durch die Vorstellungen des Kardinals bewogen, eine Vermittlung anzubahnen. „So widerlegt doch“, antwortete Luther, „meine aus der heiligen Schrift genommenen Sätze.“ — „Das vermag ich nicht“, erwiderte Staupitz. — „Nun so ist es“, erwiderte Luther, gegen mein Gewissen, einen Widerruf zu leisten, so lange mir diese Stellen der Schrift nicht ausgelegt werden. Wie — der Kardinal will die Sache so schlichten, daß ich weder Schande noch Nachtheil davon habe? Das sind römische Worte, die in gutem Deutsch bedeuten, daß es meine Schmach und mein ewiger Ruin sein würde. Hat man etwas anderes zu erwarten, wenn man aus Menschenfurcht gegen sein eigenes Gewissen die Wahrheit verläugnet?“ 2)

Staupitz bestand nicht darauf, doch theilte er ihm mit, der Kardinal wolle die Punkte, worüber der Widerruf verlangt werde, schriftlich aufsetzen; dann zeigte er ihm noch an, daß er, da er doch nichts nützen konnte, Augsburg verlassen wolle. Luther gab ihm ein Vorhaben an, wodurch sie sich wechselseitig stärken und trösten könnten; Staupitz versprach wieder zu kommen und sie trennten sich nur auf kurze Zeit.

Luther dachte, in seiner Zelle allein geblieben, an seine theuren Herzensfreunde in Weimar und Wittenberg. Er wollte den

1) Myconius, p. 33.

2) Luth. Opp. XVII, p. 210.

Kurfürsten von den Vorfällen in Kenntniß setzen und schrieb, um nicht unbescheiden zu scheinen, an Spalatin, mit der Bitte, seinem Herrn die Sachlage mitzutheilen. Er erzählte ihm die ganze Sache bis zum Versprechen des Legaten, die streitigen Punkte schriftlich anzugeben und schloß den Brief mit den Worten: „Also hängt die Sache. Aber ich habe weder Hoffnung noch Zuversicht zum Legaten. Ich will nicht eine einzige Sylbe widerrufen. Ich will auch meine Antwort herausgeben, die ich dem Legaten überreicht habe, damit er durch die ganze Christenheit beschämt werde, wenn er mit der Gewalt verfahren wird, wie er angefangen hat.“¹⁾

Auch seinen Wittenberger Freunden beeilte er sich, einige Worte zu schreiben. „Frieden und Heil“, schrieb er an Doktor Karlstadt. „Nehmet wenig für viel, denn die Zeit und Sache dringen mich dazu. Auf ein andermal will ich euch, auch andern Leuten mehr schreiben. Diese drei Tage ist meine Sache in einem sehr harten Stand gestanden, also daß ich gar keine Hoffnung hatte, wieder zu euch zu kommen und daß ich mich nichts gewisseres, als des Bannes versah. Denn der Legat wollte in alle Wege, ich sollte nicht öffentlich disputiren, so wollte er mit mir allein auch nicht disputiren und rühmte sich in alle Zeit, er wollte nicht mein Richter sein, sondern in allen Sachen väterlich mit mir umgehen. Aber nichts desto weniger wollt' er nichts anderes von mir hören, als diese Worte: „ich widerspreche, ich widerrufe und bekenne, daß ich geirrt habe“ — welches ich nicht habe wollen thun.

„Meine Sache steht in so viel mehr Fährlichkeit, als sie solche Richter hat, welche nicht allein Feinde und ergrimmt sind, sondern auch unvermöglich, diese Sache zu erkennen und zu verstehen. Aber wie dem sey, so regiert und lebt Gott der Herr, welchem ich mich und all das meine befehle, und zweifle nicht, mir werde durch etlicher gottesfürchtiger Leute Gebet Hülfe widerfahren, wie ich mich schier lasse dünken, als geschehe Gebet für mich.

„Aber ich komme entweder wieder zu euch unverletzt, oder aber ich wende mich an einen andern Ort verbannt, so ge-

1) Luth. Epp. I, 149.

habt euch wohl, haltet fest und erhöhet Christum getrost und unverzagt.

„Der Cardinal nennt mich stets seinen lieben Sohn: ich halt's aber um Ehre willen. Das weiß ich, daß ich der allernachste und liebste wäre, wenn ich dieses einzige Wort spräche: revoco, d. h. ich widerrufe. Aber ich will nicht zu einem Ketzer werden mit dem Widerspruch der Meinung, durch welche ich bin zu einem Christen worden. Ehe will ich sterben, verbrannt, vertrieben und vermaledeit werden.

„Gehab dich wohl, mein liebster Herr, und zeige diese Schrift unsern Theologis, dem Umsdorff, dem Philippo, dem Otten und andern, damit ihr für mich, ja auch für euch bittet, denn allhier wird gehandelt eure Sache, nämlich des Glaubens an den Herrn Christum und der Gnade Gottes.“ ¹⁾

Süßer Trost für alle, welche Zeugniß ablegen von Christo, seiner Gottheit und Gnade, wenn die Welt von allen Seiten sie verurtheilt, ausschließt und verfolgt: Unsere Sache ist die des Glaubens an den Herrn! Süße Ueberzeugung des Reformators: Mich dünkt, daß man für mich betet! Die Reformation war ein Werk der Frömmigkeit und des Gebets. Der Kampf Luthers und de Vis's war ein Kampf des lebensvoll erscheinenden religiösen Elements mit den verscheidenden Trümmern der grübelnden Dialektik des Mittelalters.

So unterhielt sich Luther mit seinen fernen Freunden. Bald kam Staupitz wieder, auch Doktor Ruhel und der Ritter von Feilitzsch, welche vom Cardinal Abschied genommen hatten, und einige Freunde des Evangeliums schlossen sich ihnen an. Als Luther diese hochherzigen Männer vereint sah, die ihn verlassen wollten und von denen er sich vielleicht auf ewig trennen mußte, schlug er ihnen vor, gemeinsam das Abendmahl zu nehmen. Sie waren damit einverstanden und diese kleine Anzahl von Gläubigen nahm das Abendmahl. Wie tief mußten die Freunde des Reformators gerührt sein, als sie daran dachten, daß es vielleicht zum letztenmale in Gemeinschaft mit ihm geschehe. Wie freudig fühlte sich Luther, da er sich vom Herrn angenommen sah, indeß

1) Luth. Epp. I, 159.

die Menschen ihn verstießen. Es war ein feierliches Abendmahl, ein heiliger Abend.¹⁾

Am andern Tage, Sonnabend den 15. Oktober, wartete Luther vergebens auf die Artikel des Legaten; da keine Botschaft kam, schickte er seinen Freund Wenzel Link zum Kardinal, welcher diesen sehr wohlwollend aufnahm und nur als Freund verfahren zu wollen versicherte. „Ich halte“, sagte er, „Doktor Martin nicht mehr für einen Ketzer, ich will ihn auch diesesmal nicht bannen, wenn ich nicht weitere Befehle von Rom bekomme. Ich habe dem Papst seine Antwort durch eine eigene Post zugeschickt“, um noch ferneres Wohlwollen zu bewähren, fügte er hinzu: „Wenn Doktor Martinus allein den Artikel, den Ablass betreffend, widerrufen wollte, so wäre die Sache ganz geschlichtet, denn der andere Artikel, den Glauben im Sakramente betreffend, könnte wohl Deutung erleiden“. Spalatin theilt diese Rede mit und fügt die spöttische aber wahre Bemerkung hinzu: „Offenbar sucht Rom mehr das Geld als den heiligen Glauben und das Seelenheil.“²⁾

Link kehrte zu Luther zurück, wo er Staupitz fand und den Erfolg des Besuches erzählte. Zu der unerwarteten Concession des Legaten bemerkte Staupitz: „Es wäre etwas werth gewesen, wenn Doktor Wenzeslaus einen Notar und Zeugen bei dem Worte vom Glauben gehabt hätte, denn es würde den Römern einen merklichen Nachtheil bringen, wenn solches Vorhaben weiter käme.“

Je milder der Prälat sprach, desto weniger trauten ihm die ehrlichen Deutschen. Mehrere der Ehrenmänner, an welche Luther empfohlen worden war, beriethen sich und meinten, der Courier, von welchem der Legat geredet habe, bringe Unheil und es sei sehr zu befürchten, daß der Doktor ins Gefängniß geworfen werde.

Staupitz und Wenzeslaus Link nahmen von Luther Abschied, da dieser in Augsburg bleiben wollte, und reisten auf verschiedenen Wegen nach Nürnberg, nicht ohne Besorgnisse um das Geschick des muthigen Zeugen.

1) Luth. Opp. XVII, p. 178.

2) Luth. Opp. XVII, p. 182.

Der Sonntag ging ziemlich ruhig vorüber, aber Luther wartete vergebens auf eine Botschaft vom Legaten; dieser ließ nichts von sich hören, weshalb er an ihn schrieb. Staupitz und Link hatten ihn vor der Abreise gebeten, den Legaten mit aller Hochachtung zu behandeln. Er hatte Rom und dessen Gesandten noch nicht ganz kennen gelernt, er mußte die erste Probe bestehen. Half ihm die Herablassung nichts, so wußte er doch, woran er war. Er wollte sie versuchen, um so mehr, als er sich täglich selbst Vorwürfe machte, daß er sich so leicht zu Ausdrücken hinreißen ließ, die das gehörige Maas überschritten; weshalb sollte er dem Kardinal verheimlichen, was er vor Gott täglich eingestand? Luther hatte allerdings ein leicht empfängliches Gemüth, das nichts Böses ahnte. Er setzte sich also nieder und schrieb am 17. Oktober an den Kardinal in ehrfurchtsvoller Ergebenheit:

„Hochwürdigster in Gott Vater! Ich komme noch einmal, nicht persönlich sondern durch Schrift, Eure hochwürdige väterliche Güte wolle mich gnädiglich hören.

„Es hat der ehrwürdige, mein allerliebster Vater in Christo, unser Vicarius, Doktor Johannes Staupitz, mit mir gehandelt, daß ich mich demüthigen, meinen eigenen Wahn fallen lassen und meine Meinung frommer und unverdächtiger Leute Erkenntniß und Urtheil untergeben wollte, hat auch Eure hochwürdige väterliche Liebe so sehr gerühmt und gelobet und mich dahin gänzlich beredet, daß ich nun der starken Zuversicht bin, Eure väterliche Zuversicht meine mich mit allen Treuen. Diese neue Mähre hat mich sehr erfreut . . .

„Nun, hochwürdigster Vater, ich bekenne, wie ich auch vormals bekannt habe, daß ich mich (wie man sagt) allzusehr unbescheiden, heftig und zu wenig ehrerbietig gegen den Namen des obersten Bischofes erzeiget habe. Und ob mir wohl große Ursache dazu gegeben, so verstehe ich doch nun, daß mir's wohl angestanden hätte, daß ich meine Sache demüthiger, gelinder und mit größerer Ehrerbietung hätte vorgenommen, und nicht also dem Narren geantwortet hätte nach seiner Narrheit, daß ich ihm gleich wäre worden. Sprüchw. 26, 5.

„Welches mir nun recht leid ist und bitte um Gnade, ich will auch auf allen Kanzeln hin und wieder dem Volke solches

anzeigen, wie ich bereits nun oft gethan habe. Will mich auch hinfort mit Gottes Hülfe befeßigen, daß ich mich bessere und anders rede. Ja, ich bin allerdings bereit, ungenöthigt zuzusagen, dieses Handels vom Ablass hinfort mit einigem Worte nicht zu gedenken, und wenn diese Sache hingelegt ist, mich zu Ruhe begeben; allein, daß denen auch ein Maaß gesetzt werde zu reden oder zu schweigen, die mich dieses Spiel anzufangen bewegt haben.

„So weit die Wahrheit meiner Lehre belangt, hat das, so St. Thomas und andre Lehrer sagen, nicht das Ansehen, daß es mir in dieser Frage genug thäte. Ich möchte, so ich's anders würdig wäre, die Stimme der Braut, der christlichen Kirche, darüber hören. Denn es ist gewiß, daß dieselbe des Bräutigams, Christi, Stimme hört.

„Bitte derothalben in aller Demuth und Unterthänigkeit, Erw. hochwürdige väterliche Liebe wolle diesen ungewissen Handel an unsern allerheiligsten Herrn, Leonem X. gelangen lassen, auf daß derselbe, von der Kirche erkannt und entschlossen, entweder mit gutem Gewissen zu widerrufen oder zu glauben mit Ernst befehlen werde.“¹⁾

Bei diesem Briefe drängt sich eine Bemerkung auf. Luther verfuhr nicht nach einem im voraus festgestellten Systeme, sondern nach Ueberzeugungen, die sich ihm allmählig in Herz und Geist einprägten. Es war bei ihm kein festes System, keine berechnete Opposition, er widersprach sich zuweilen selbst. Noch herrschten alte Ansichten in seinem Kopfe, obschon entgegengesetzte von ihm geäußert worden waren. In diesen Zeichen von Aufrichtigkeit und Wahrheit hat man Waffen gegen die Reform gefunden; weil sie dem nothwendigen Gesetze des Fortschritts gefolgt ist, welches überall dem menschlichen Geiste vorgeschrieben ist, hat man die Geschichte ihres Gestaltenwechsels geschrieben, aus den Zügen, die von Aufrichtigkeit zeugen und deshalb zur Ehre gereichen, hat ein ausgezeichnete Christ, Bossuet,²⁾ die bedeutendsten Einwürfe genommen. Seltsame Verirrungen des menschlichen Geistes!

1) Luth. Opp. I, 198.

2) Histoire des variations. Buch I. S. 25 ff.

Luther erhielt keine Antwort. Cajetan war mit seinen sonst sehr unruhigen Begleitern unbeweglich geworden. Was konnte das bedeuten? War es die Windstille vor dem Sturme? Einige theilen Pallavicini's Ansicht: der Cardinal wartete, bis der stolze aufgeblasene Mönch allen Wind verliere und sich ganz unterwerfe.¹⁾ Andre kannten Roms Wege besser und erwarteten, der Legat wolle sich Luthers bemächtigen, harre aber einer Antwort auf seine Botschaft nach Rom, da er wegen des kaiserlichen Geleitsbriefes nicht bis zum Aeußersten gehen möchte. Andere meinten, der Cardinal würde nicht so lange warten. Kaiser Maximilian (und das mag wahr gewesen sein) würde trotz des Geleitsbriefes eben so wenig ein Bedenken tragen, Luthern auszuliefern, als Sigismund, als er Huß dem Kostnitzer Concil auslieferte. Der Legat unterhandelte vielleicht eben mit dem Kaiser. Maximilians Erlaubniß konnte jeden Augenblick eintreffen. Je mehr er sich früher dem Papste widersetzte, desto mehr schmeichelte er ihm gerade damals, bis der Enkel die Kaiserkrone erhalten hatte. Es war keine Zeit zu verlieren. Alle Freunde Luthers riethen ihm an den Papst zu appelliren und Augsburg unverzüglich zu verlassen.

Luther, dessen Aufenthalt daselbst schon vier Tage lang unnütz war und der durch sein Dortbleiben nach der Abreise der zu seinem Schutze vom Kurfürsten abgesandten Räthe hinlänglich bewiesen hatte, daß er nichts befürchte und überall Antwort zu geben bereit sei, entschloß sich, dem Rathe seiner Freunde zu folgen. Doch wollte er de Vio davon benachrichtigen; er schrieb nochmals am Dienstage, dem Tage vor seiner Abreise, in einem festeren Tone. Luther sah, daß seine Demuth eine unnütze sey; er erhob sein Haupt im Gefühle seines Rechtes und der Ungerechtigkeit seiner Feinde.

„Hochwürdigster in Gott Vater!“ schrieb er an de Vio; „Es hat Ew. väterliche Gürtigkeit gesehen, ja gesehen sage ich und genugsam erkannt meinen Gehorsam, daß ich mich so auf eine ferne Reise, in so große Gefahr, dazu so schwach von Leibe und allerdings arm der Zehrung halben hieher zu kommen

1) Ut follis ille ventosa elatione distentus. p. 40.

begeben, und aus Befehl unseres allerheiligsten Herrn Leonis X. vor Ew. Hochwürden persönlich erschienen bin. Zudem, wie ich mich unter Seiner Heiligkeit Füßen geworfen und warte aus, was Seine Heiligkeit nach Erkenntniß der Kirche gut dünkt, sie verdamme meine Sache oder spreche sie recht, dasselbe anzunehmen. Und bin mir also gänzlich bewußt, daß ich nichts unterlassen hätte, das einem unterthänigen gehorsamen Sohne der Kirche gebührt zu thun.

„Gedenke derohalben die Zeit allhie vergebens nicht länger zuzubringen, wie ich auch nicht kann, denn es fehlet mir an Zehrung, und noch vornämlich, weil mir Ew. väterliche Liebe mit lebendiger Stimme befohlen hat, wo ich nicht widerrufen wollte, sollte ich Ew. Hochwürden nicht mehr unter die Augen kommen.

„Derohalben ziehe ich nun in Gottes Namen davon, will besuchen, wo ich an einen andern Ort komme, da ich bleiben möge. Und wiewohl mir gerathen ist, auch von denen, die größere Leute als ich bin bewegen könnten, daß ich von Ew. Hochwürden väterlicher Güte, ja von unserm allerheiligsten Herrn Leone X., so übel berichtet, appelliren sollte, bis er besser berichtet würde, denn ich weiß, daß, so ich appelliren würde, ich unserm durchlauchtigsten Kurfürsten einen größern Gefallen daran als am Widerrufen thun würde, so hätte ich doch, so viel an uns gewesen, nicht appellirt. . . . Wie ich nichts verschuldet habe, also darf ich mich auch vor der Strafe nicht fürchten.“

Luther schrieb diesen Brief, der dem Legaten erst nach der Abreise überbracht wurde und rüstete sich dazu. Gott hatte ihn bis dahin behütet und sein Herz lobte den Herrn, aber er wollte ihn nicht versuchen. Er umarmte seine Freunde, Peuntinger, Langemantel, Adelsmann, Auerbach und den Karmeliterprior, der ihm eine so christliche Gastfreundschaft geboten hatte. Am Mittwoch stand er vor Tagesanbruch auf, seine Freunde hatten ihm große Vorsicht angerathen, damit ihm kein Hinderniß in den Weg gelegt werde. Er befolgte diesen Rath so sehr als möglich. Ein von Staupitz zurückgelassenes Roß wurde vor das Klosterthor geführt, er nahm noch einmal Abschied und ritt ohne Sporen, Waffen und Bügel davon. Der Stadtmagistrat

hatte ihm einen Wächter zu Pferde mitgegeben, welcher die Wege genau kannte, dieser führte ihn im Dunkel durch die stillen Straßen von Augsburg. Sie richteten sich auf ein in der Stadtmauer befindliches Thor, welches Langemantel zu öffnen befohlen hatte. Noch war er in der Macht des Legaten. Noch konnte Roms Hand ihn erfassen. Hätten die Italiener gewußt, daß ihre Beute ihnen entgehe, so würden sie ein Wuthgeschrei ausgestoßen haben. Wer weiß, ob nicht der unerschrockene Gegner Roms noch einmal ergriffen wäre? Endlich gelangte er an das kleine Thor und durchritt es; im Galopp verließ er die Stadt und eilte mit dem Ausreiter davon.

Luther hatte bei seiner Abreise seine Appellation an den Papst dem Prior von Pomesau zurückgelassen. Seine Freunde hatten ihm gerathen, sie dem Legaten nicht einzuhändigen. Der Prior sollte sie einige Tage nach der Abreise des Doktors in Gegenwart eines Notars und mehrerer Zeugen an die Thüre des Doms aufschlagen lassen, was auch geschah.

Luther erklärte in dieser Schrift, er appellire von dem übel berichteten allerheiligsten Vater, dem Papste, an den besser zu berichtenden allerheiligsten Herrn und Vater in Christo, Leo den 10ten dieses Namens von Christi Gnaden.¹⁾ Die Appellation war in den hergebrachten Formen vom kaiserlichen Notarius Gall von Herbrechtingen in Gegenwart zweier Augustinermönche, Bartholomäus Ußmaier und Wenzeslaus Steinbies, am 16. Oktober abgefaßt.

Als der Kardinal Luthers Abreise erfuhr, wunderte er sich darüber, er erschrak sogar, wie er in einem Schreiben an den Kurfürsten bemerkte. Es konnte ihn wohl ärgern. Die Abreise schnitt alle Unterhandlungen auf einmal ab und vernichtete die Hoffnungen, in die sein Stolz sich so lange gewiegt hatte. Er hatte nach der Ehre gegeizt, die Wunden der Kirche zu heilen und in Deutschland das wankende Ansehen des Papstes wieder herzustellen: nun entfloh der Kezer ungestraft, sogar nicht gedemüthigt. Die Conferenz hatte Luthers Einfachheit, Geradheit und Festigkeit gegenüber dem herrschsüchtigen und

1) Melius informandum. L. Opp. lat. I, p. 219. *lat. unum. II (1)*

unvernünftigen Verfahren des Papstes und dessen Gesandten an den Tag gelegt. Schon dadurch, daß Rom nichts gewonnen, hatte es verloren, seine nicht bestätigte Autorität hatte gelitten. Was sagte man im Vatican dazu? Welche Botschaft konnte von Rom kommen? Man würde die Schwierigkeit der Lage übersehen und den schlimmen Ausgang der Ungeschicklichkeit des Legaten zuschreiben. Serra Longa und die Italiener wütheten, daß sie, die gescheidten Leute, von einem deutschen Mönche überlistet wurden. De Bio konnte seinen Aerger kaum verbergen. Solche Beschimpfung erheischte Rache und er ließ seinen Zorn in einem Schreiben an den Kurfürsten aus.

10.

Luthers Flucht. — Bewunderung. — Luthers Wunsch. — Der Legat an den Kurfürsten.
— Der Kurfürst an den Legaten. — Gedeihen der Universität.

Luther floh von Augsburg mit seinem Begleiter. Er trieb sein Pferd so schnell an, als es die Kräfte des armen Thieres gestattete. Er dachte an die wirkliche oder vorgebliche Flucht Hussens, wie man diesen einholte und dessen Gegner behaupteten, Huss habe durch diese Flucht das kaiserliche Geleit verloren und dürfe demnach verbrannt werden.¹⁾ Noch blieb Luther nicht lang in solchen Nöthen. Da er die Stadt verlassen, in welcher er sich zehn Tage lang unter jener schrecklichen Hand Roms befunden, welche schon so viele Tausend Zeugen der Wahrheit erdrückt und so viel Blut um sich vergossen hatte, da er frei war, die reine Landluft einathmete, Dörfer und Felder durchzog, da er sich durch die Hand des HErrn wunderbarlich befreit sah, pries er den Ewigen von ganzem Herzen. Er konnte damals wirklich sprechen: „Unsere Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Strick des Voglers, der Strick ist zerrissen und wir sind los. Unsere Hülfe steht im Namen des HErrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“ (Psalm 124, 7. 8.) Luthers Herz war voll Freude. Aber er dachte auch wieder an De Bio. „Der

1) Weissmann hist. eccl. I., p. 1237.

Kardinal," schrieb er später, „hätte mich gern nach Rom geschickt. Es thut ihm leid, daß ich entflohen bin. Er dachte mich in Augsburg zu fangen, aber er hielt den Mal am Schwanze. Ist es nicht eine Schande, daß diese Leute so großen Werth auf mich legen? Sie gäben viele Thaler mich zu haben, indeß unser Herr Jesus nur für 30 Silberlinge verkauft worden ist.“¹⁾

Luther ritt an diesem Tage 14 Stunden. Abends war er in der Herberge so abgemattet (denn sein Pferd hatte einen scharfen Trab, wie ein Geschichtschreiber berichtet), daß er vom Pferde abstieg und auf das Stroh fast niederfiel. Er ruhte sich etwas aus. Am andern Tage kam er nach Nürnberg, wo er Staupitz fand, welcher die Klöster seines Ordens besuchte. Dort sah er zum erstenmal das an Cajetan geschickte päpstliche Breve, über welches er sehr entrüstet war; er hätte wahrscheinlich den Kardinal nicht aufgesucht, wenn es ihm vor der Abreise von Wittenberg zugekommen wäre. „Es ist kaum glaublich," sagte er, „daß von einem obersten Bischöfe ein solch Ungeheuer ausgehen könne.“²⁾

Ueberall war Luther der Gegenstand allgemeiner Theilnahme, weil er nicht nachgegeben hatte. Ein solcher Sieg eines Bettelmönchs über einen Abgesandten Roms erregte allgemeine Bewunderung. Deutschland hatte sich an dem Hohne Italiens gerächt. Das ewige Wort war mehr geehrt worden als das päpstliche. Die seit Jahrhunderten mächtige Herrschaft war erschüttert worden. Luthers Reise war ein Triumphzug. Man lobte Roms Hartnäckigkeit, weil sie dessen Sturz beschleunigen mußte. Hätte es den schmähligen Gewinn aufgegeben, die Deutschen nicht verachtet, schreiende Mißbräuche abgeschafft, so wäre vielleicht nach menschlichem Ermessen Alles in den todesähnlichen Zustand zurückgekehrt, aus welchem Luther geweckt hatte. Aber das Papstthum wollte nicht nachgeben; bald sollte der Doktor neue Irrthümer an's Licht bringen, in der Erkenntniß und Enthüllung der Wahrheit vorwärts schreiten.

Luther gelangte am 26. Oktober nach Gräfenenthal, am Rande des Thüringerwaldes. Dort traf er den Grafen Albrecht von

1) Luth. Opp. XVII, p. 202.

2) Luth. Ep. I, p. 166.

Merle d'Aubigné. I.

Mansfeld, der ihm die Reise nach Augsburg abgeredet hatte. Der Graf lachte über seine seltsame Kleidung, nahm ihn mit sich und bewirthete ihn. Doch reiste Luther bald weiter.

Er wollte gern am 31. Oktober in Wittenberg sein, da er den Kurfürsten dort zu Allerheiligen erwartete und ihn zu sprechen wünschte. Das in Nürnberg gelesene Breve hatte ihm die ganze Schwierigkeit der Lage enthüllt. Da er in Rom schon verurtheilt war, so konnte er nicht hoffen, in Wittenberg zu bleiben, in einem Kloster sich zu verbergen oder sich irgendwo gesichert aufzuhalten. Der Schutz des Kurfürsten konnte ihn vielleicht vertheidigen, doch war ihm auch dieser nicht gewiß. Er konnte von seinen beiden Freunden am sächsischen Hofe nichts mehr erwarten. Staupitz war in Ungnade gefallen und verließ Sachsen. Spalatin war noch immer beliebt, hatte aber keinen großen Einfluß auf Friedrich. Der Kurfürst kannte die evangelische Lehre nicht hinlänglich, um sich ihrethalben offener Gefahr auszusetzen. Doch meinte Luther, eine rasche Rückkehr nach Wittenberg sei höchst rathsam, dort wolle er die Entscheidung des ewigen und barmherzigen Gottes abwarten. Wenn man ihn in Ruhe ließ, so wollte er sich ganz dem Unterrichte der Jugend widmen.¹⁾

Luther war am 30. Oktober in Wittenberg, doch hatte er sich vergebens übereilt, denn weder der Kurfürst noch Spalatin kamen hin. Seine Freunde freuten sich, ihn wiederzusehen. Er berichtete seine Ankunft noch an demselben Tage an Spalatin und schrieb: „Ich bin heute durch Gottes Gnade gesund gen Wittenberg gekommen und weiß nicht, wie lange ich dableiben werde. . . . Ich bin voll Freude und Friede, so daß ich mich wundre, daß viele und große Leute diese meine Versuchung für etwas Großes halten.“

De Bio hatte gleich nach Luthers Abreise seinen ganzen Unwillen vor dem Kurfürsten ausgeschüttet. Rache athmete sein Brief. Er berichtete dem Kurfürsten die Verhandlung voll Selbstvertrauen und äußerte dabei:

1) *Lutheri opp.* XVII. p. 183.

„Weil Bruder Martin nicht durch väterliche Mittel und Wege seinen Irrthum erkennen, noch es mit der allgemeinen Kirche halten will, so ermahne ich Euer Durchlaucht, entweder ihn gen Rom zu schicken oder ihn aus ihren Landen zu verjagen.“ In einer eigenhändigen Nachschrift ersuchte der Kardinal den Kurfürsten, wegen eines losen Brüderleins seiner hochlöblichen Vorfahren und seiner eigenen Ehre keinen Schandfleck anzuhängen.

Niemals war Luthers Gemüth tiefer entrüstet, als da er die ihm vom Kurfürsten mitgetheilte Abschrift dieses Briefes las. Das Bewußtsein der ihm bevorstehenden Noth, der Werth der von ihm verfochtenen Wahrheit, Verachtung vor dem Benehmen des römischen Legaten erfüllten sein Herz. Seine in solcher Gemüthsaufregung geschriebene Antwort ist voll des Muths, der Erhebung, des Glaubens, die man in schwierigen Lebensstellungen immer bei ihm findet. Er berichtete die Verhandlung in Augsburg, schilderte das Betragen des Kardinals und fuhr dann fort:

„Ich würde dem Legaten anstatt des Kurfürsten also antworten: „Beweise, daß ich gewiß werde, man verfasse die Sache schriftlich. Wenn das geschieht, so will ich Bruder Martinum gen Rom schicken, ja ich selbst will ihn greifen und ihm sein Recht thun lassen. Alsdann will ich auch meines Gewissens und meiner Ehre wahrnehmen und meinem guten Gewissen keinen Schandfleck lassen anhängen. So lange aber diese gewisse Kunst das Licht flieht, und sich allein mit der Stimme hören läßt, kann ich der Finsterniß nicht Glauben geben.““

„Also wollte ich antworten, durchlauchtigster Kurfürst.“

„Der hochwürdige Herr Legat, oder der Papst selbst mögen schriftlich meinen Irrthum verzeichnen, beweisen, daß ich unrecht gelehrt habe, zeigen Ursach an, wie sie schuldig sind, unterrichten mich, so da begehret gelehret zu werden, der ich darum bitte, ein groß Verlangen darnach habe. Hoffe und harre, welches mir auch kein Türke versagen würde. So ich dann sehen werde, daß die Sprüche, die ich angezogen, anders sollen verstanden werden, als ich sie verstanden habe, und dann nicht widerrufe, mich selber

nicht verdamme, gnädigster Kurfürst, so sollen E. K. Durchlaucht auf's ärgste mich verfolgen und verjagen, und die Herren der Universität ihres Gefallens mit mir gebaren. Ja ich nehme Himmel und Erde über mich zu Zeugen, auch verwerfe und verdamme mich mein lieber Herr Jesus Christus selber. Ich rede ja auch aus gewisser Erkenntniß nicht aus bloßem Wahn. Ich will auch, daß mir Gott der Herr selbst nicht gnädig noch einige Kreatur Gottes mir günstig sei, so ich eines bessern berichtet nicht folgen werde.

„So sie aber mich armen, elenden Bruder und Bettler meiner geringen Person und Standes halber verachten, und nicht werth halten zu lehren und den Weg der Wahrheit zu weisen, wohlan, so handle E. K. Durchlaucht in dieser Sache, und bitte den hochwürdigen Herrn Legaten, er wolle doch E. K. D. schriftlich anzeigen, worin ich geirrt, und wo sie auch E. K. D. dieses versagen würden, so schreiben sie ihre Meinung entweder an kaiserliche Majestät oder an irgend einen Erzbischof in Deutschland. Was soll und kann ich mehr und weiter thun?

„Wollen E. K. Gnaden ihrer Ehren und Gewissens wahrnehmen, daß sie mich ja gen Rom nicht schicken. Denn solches kann E. K. Gnaden kein Mensch gebieten, weil es unmöglich ist, daß ich zu Rom sollte sicher sein, denn auch der Papst selbst zu Rom keine Stunde seines Lebens sicher ist. Sie haben Papier, Federn und Dinte zu Rom, auch haben sie unzählig viel Notarien, es ist leichtlich geschehen, daß sie aufzeichnen und auf's Papier fassen, worin und warum ich geirrt habe; ich kann ja mit geringeren Unkosten abwehrend in Schriften unterrichtet, als gegenwärtig durch Tücke und List umgebracht werden.

„Ich weigere mich nicht sehr, in's Elend zu gehen, als dem, wie ich sehe, die Widersacher allenthalben nachstellen, und fast nirgend könnte sicher leben. Daß E. K. Durchlaucht von meiner wegen nicht etwas Böses begegne, siehe so verlasse ich in Gottes Namen J. K. Gnaden Lande, will ziehen, wohin mich der ewige barmherzige Gott haben will, er mach's mit mir, wie er wolle!

„Will derohalben, durchlauchtigster Kurfürst, hiemit E. K. Gnaden mit aller Ehrerbietung begrüßet und gesegnet und schlecht

und gerecht dem ewigen barmherzigen Gott befehlen, auch für alle ihre Wohlthat, mir bewiesen, in aller Demuth unterthäniglich mich bedankt haben. Will auch, an welchem Orte in künftiger Zeit ich werde sein, E. K. Gnaden in Ewigkeit nicht vergessen, sondern allezeit mit rechtem Ernst und Dankbarkeit für E. K. Durchlaucht und der Ihrigen Heil und Wohlfahrt von Herzen bitten. . . . Ich bin Gottlob noch zur Zeit von Herzen fröhlich, und danke Gott, daß mich armen Sünder sein lieber Sohn Jesus Christus würdig achtet, daß ich in dieser guten heiligen Sache Trübsal und Verfolgung leiden soll, welcher E. K. Gnaden in Ewigkeit erhalten wolle. Amen!"¹⁾

Dieser Brief voll Wahrheit machte einen tiefen Eindruck auf den Kurfürsten. „Ein sehr beredtes Schreiben erschütterte ihn“, wie Maimbourg berichtet. Er würde niemals einen Unschuldigen nach Rom geschickt haben, er hätte Luthern vielleicht aufgefordert, sich eine Weile zu verbergen, aber er wollte auch nicht einmal dem Scheine nach den Drohungen des Legaten nachgeben. Er schrieb also seinem bei dem Kaiser befindlichen Rath Pfeffinger, diesem die wahre Sachlage vorzustellen und denselben zu veranlassen, daß er nach Rom schreibe, die Sache entweder aufzuheben oder unparteiische Richter in Deutschland einzusetzen.²⁾

Einige Tage darauf erwiderte der Kurfürst dem Legaten: „Weil der Doktor Martinus vor Euch zu Augsburg erschienen ist, so könnt ihr zufrieden sein. Wir haben nicht erwartet, daß Ihr ihn, ohne ihn widerlegt zu haben, zum Widerruf zwingen wollt. Kein Gelehrter in unsern Fürstenthümern hat behauptet, daß die Lehre Martins gottlos, unchristlich und kezerisch sey.“ Der Fürst weigerte sich, den Bruder nach Rom zu schicken oder ihn aus seinen Landen zu vertreiben.

Dieser Brief war ein großer Trost für Luther. „Guter Gott!“ schrieb er an Spalatin, „wie oft hab' ich ihn gelesen und wieder gelesen! Auf diese Worte voll Kraft und Bescheidenheit kann man sich verlassen. Die Römer werden, fürcht' ich, nicht einsehen, was sie bedeuten, aber sie werden erkennen, daß das,

1) Luth. Epp. I, 187.

2) Luth. Opp. XVII, p. 244.

so sie abgeschlossen wähen, erst angehen soll. Danke meinem Fürsten für diesen Brief. Es ist merkwürdig, daß der (de Bio), welcher vor kurzer Zeit so wie ich Bettelmönch war, ohne Achtung die mächtigsten Fürsten anschreibt, anredet, bedroht, befiehlt und sie mit unbeschreiblicher Hoffahrt behandelt. Die zeitliche Gewalt ist von Gott und den Ruhm derselben darf man nicht mit Füßen treten.“¹⁾

Friedrich war zu seiner Sprache in der Antwort an den Legaten durch ein an ihn gerichtetes Schreiben der Wittenberger Universität ermuntert worden. Sie sprach sich mit gutem Grunde für den Doktor aus, denn sie blühte immer mehr und verdunkelte alle anderen Hochschulen. Von allen Seiten strömten deutsche Studenten herbei, den außerordentlichen Mann zu hören, dessen Lehren eine neue Epoche für Religion und Wissenschaft zu eröffnen schienen. Diese jungen Männer aus allen Provinzen standen still, wenn sie die Thürme von Wittenberg aus der Ferne sahen, erhoben die Hände gen Himmel, lobten Gott, daß er, wie einst in Zion, dort das Licht der Wahrheit leuchten lasse und es in die fernsten Lande schicke.²⁾ Eine bisher unbekannte Thätigkeit herrschte auf der Universität. „Unsere Studien gedeihen hier eifrig wie die Ameisen“, schrieb Luther.³⁾

11.

Reisepläne. — Abschied von der Kirche. — Kritischer Augenblick. — Befreiung. — Luthers Muth. — Unzufriedenheit zu Rom. — Appellation an ein Concilium.

Luther erwartete bald aus Deutschland vertrieben zu werden und beschäftigte sich mit der Herausgabe der Augsburger Verhandlungen. Diese Akten sollten als ein Zeugniß des Kampfes zwischen Rom und ihm vorhanden sein. Er sah den Ausbruch des Sturmes zuvor, fürchtete ihn jedoch nicht. Er erwartete täglich den Bannspruch Roms und ordnete alles, um vorbereitet

1) Luth. Epp. I, 198.

2) Scultet. Annal. I, p. 17.

3) Luth. Epp. I, p. 193.

zu sein. „Dann nehme ich mein Gewand auf und gürte meine Lenden; ich gehe fort wie Abraham, ohne zu wissen wohin ich gehe, oder vielmehr weiß ich wohin, denn Gott ist überall.“ Er wollte einen Abschiedsbrief zurücklassen. „Habe dann den Muth“, schrieb er an Spalatin, „den Brief eines gebannten und verfluchten Menschen zu lesen.“

Seine Freunde fürchteten und bekümmerten sich um ihn. Sie baten ihn, sich dem Kurfürsten als Gefangener zu übergeben, damit dieser ihn irgendwo bewachen lasse.

Seine Feinde konnten nicht begreifen, woher ihm die Zuversicht komme. Eines Tages sprach man über ihn am Hofe des Bischofs von Brandenburg und frug, auf wen er sich wohl verlasse? Einige meinten: auf Erasmus, auf Capito, auf andere Gelehrte. „Nein“, erwiderte der Bischof, „um diese Leute kümmert sich der Papst nicht. Er verläßt sich auf die Universität Wittenberg und den Kurfürsten von Sachsen.“ So wenig kannten diese Menschen die Burg, welche den Reformator schützte.

Luther dachte oft an seine Abreise, nicht so sehr aus Furcht vor Gefahr, als weil er einsah, daß die freie Verkündigung der Wahrheit immer neue Hindernisse in Deutschland finden werde. „Wenn ich hier bleibe“, sagte er, „so wird die Freiheit zu reden und zu schreiben genommen werden. Wenn ich abreise, schütte ich alles aus und gebe mein Leben Christo Preis.“

In Frankreich hoffte Luther ungehemmt lehren zu können. Er beneidete die Freiheit der Doktoren an der Pariser Universität. Auch stimmte er mit ihnen in vielen Punkten überein. Was wäre daraus geworden, wenn er von Wittenberg nach Frankreich gezogen wäre? Hätte die Reformation dort wie in Deutschland Eingang gefunden? Würde die Macht Roms gefallen sein, wäre Frankreich, welches den Kampf der hierarchischen Prinzipien Roms und der zerstörenden Grundsätze einer glaubensleeren Philosophie erleben sollte, ein Heerd evangelischen Lichtes geworden? Es wäre eitel, darüber etwas zu äußern, aber Luther in Paris hätte vielleicht Europas und Frankreichs Geschick in etwas verändert.

Luther war tief ergriffen. Er predigte oft in der Stadtkirche anstatt des erkrankten Wittenberger Pastors, Simon Heyens

Pontanus. Er hielt es für zweckmäßig, jedenfalls von der Gemeinde, welcher er so oft das Heil verkündet hatte, Abschied zu nehmen. „Ich bin“, sagte er auf der Kanzel, „ein nicht sehr beständiger und sehr unsicherer Prediger. Wie oft bin ich nicht plötzlich abgereist, ohne euch begrüßt zu haben. Sollte es wieder vorkommen und ich nicht zurückkehren, so sage ich euch hiermit Lebewohl.“ Dann schloß er voll Mäßigung und Milde: „Laßt euch aber nicht erschrecken, wenn der päpstliche Bann seine Wuth auf mich ausläßt. Schiebt es nicht dem Papste zu, und nehmt es weder ihm noch einem Menschen übel, sondern stellet Alles Gott anheim.“¹⁾

Endlich schien der Augenblick da zu sein. Der Fürst ließ ihm anzeigen, daß ihm seine Entfernung von Wittenberg lieb sein würde. Der Wille des Kurfürsten war ihm allzu heilig, als daß er diesen nicht unverzüglich befolgt hätte. Er rüstete sich zur Abreise, nur daß er nicht wohin wußte; noch einmal lud er seine Freunde zu einem Abschiedsschmause. An einem Tische mit ihnen erfreute er sich noch einmal ihrer angenehmen Unterhaltung, ihrer zärtlichen und besorgten Freundschaft. Man brachte ihm einen Brief. Er kam vom Hofe. Er öffnete ihn, las, es war ein neuer Befehl zur Abreise. Der Fürst frag bei ihm an, warum er so lange mit der Reise zögere. Sein Gemüth wurde tief betrübt. Doch faßte er Muth, erhob sein Haupt und sagte fest und freudig, indem er seine Freunde anblickte: „Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf.“ Er mußte abreisen, seine Freunde trauerten. Wohin? Wer wollte ihn aufnehmen, wenn sein Gönner ihn vertrieb? Das Evangelium, die Wahrheit, das herrliche Werk — Alles sollte mit dem großen Zeugen untergehen? Nur noch an einem Faden schien die Reformation zu hängen und würde dieser bei Luthers Abreise von Wittenberg nicht reißen? Luther und seine Freunde waren schweigsam. Sie weinten, weil es ihren Bruder traf. Aber einige Augenblicke darauf kam ein zweiter Brief, er dachte eine neue Aufforderung darin zu finden. Aber, allmächtige Hand Gottes! er war gerettet. Alles hatte sich geändert. Er sollte

1) Luth. Epp. I. 191.

bleiben, hieß es, da der neue päpstliche Abgeordnete hoffe, daß alles durch eine Besprechung zu beseitigen sein werde.¹⁾ Es war eine wichtige Stunde: was wäre daraus geworden, wenn Luther in raschem Gehorsam gleich nach dem ersten Briefe Wittenberg verlassen hätte — Luther und die Reformation waren geschwächt, es schien aus mit ihnen — ein Augenblick änderte alles. Rasch erhob sich der Wittenberger Doktor von seiner bedrückten Lage, sein Einfluß stieg seitdem immerfort. Der Ewige befiehlt und seine Diener fallen in den Abgrund, steigen auf zum Himmel.

Spalatin berief Luther nach Lichtenberg, um auf Friedrichs Befehl sich mit ihm zu besprechen. Sie erwogen die Lage der Dinge sehr lange. „Wenn Roms Bulle ankommt, verlasse ich Wittenberg“, meinte Luther. „Beschleunige deine Reise nach Frankreich nicht“, antwortete Spalatin, und bat ihn, fernerer Rath abzuwarten. „Empfehlst Christo meine Seele“, sagte Luther zu seinen Freunden. „Meine Gegner verharren auf der Absicht, mich zu verderben, aber Christus bestätigt mich in der meinigen, ihnen nicht nachzugeben.“

Luther gab nun seine Augsburger Verhandlungen heraus. Spalatin hatte ihn im Auftrage des Kurfürsten gebeten, es zu unterlassen, aber es war zu spät. Da die Veröffentlichung einmal stattgefunden, so billigte der Kurfürst dieselbe. „Großer Gott, sagte Luther in der Vorrede, welch ein neues und wunderbares Verbrechen ist das, das man begehet, belehrt zu sein und die Wahrheit sucht? Und noch dazu in der Kirche und im Reiche der Wahrheit. — „Hier sind meine Acta“, schrieb er an Lnk, „sie sind schneidender, als der Legat erwarten mag, aber meine Feder geht mit noch größeren Dingen schwanger. Ich weiß selbst nicht, woher diese Gedanken kommen. Meines Erachtens ist die Sache noch nicht einmal angefangen und die römischen Großen wollen schon auf das Ende rechnen. Ich schicke Dir meine Schrift, damit Du erkennst, ob ich recht gerathen habe, daß der Antichrist, von welchem Paulus redet, am römischen Hofe herrscht. Ich meine beweisen zu können, daß er jetzt schlimmer ist, als selbst der Türke.“

1) Luth. Opp. XV, 824.

Von allen Seiten drangen schlimme Nachrichten zu Luther. Einer seiner Freunde schrieb ihm, der neue päpstliche Legat habe den Auftrag, ihn verhaften zu lassen und ihn dem Papst auszuliefern. Ein anderer meldete, er habe auf seiner Reise irgendwo einen Hofbeamten getroffen, der sich mit ihm über diese Angelegenheiten in Deutschland unterhalten habe, dieser habe versichert, es sei ihm der Befehl gegeben, Luther dem Papste auszuliefern. Aber je mehr sie wüthen und gewaltsame Wege einschlagen wollten, desto weniger fürchte ich mich, sagte Luther.

Man war in Rom mit Cajetan sehr unzufrieden. Der Verdruß über das Mißlingen dieser Sache traf ihn zuerst. Die römischen Staatsmänner warfen ihm vor, nicht klug und schlaug genug gewesen zu sein, was ein Legat vor allem sein müsse, und bei einer so wichtigen Angelegenheit die Starrheit seiner scholastischen Theologie nicht gebeugt zu haben. Man schob ihm die Schuld zu; seine rohe Pedanterie sollte alles verdorben haben. Er hatte Luther durch Beleidigungen und Drohungen gereizt, anstatt durch Versprechung eines guten Bisthums, sogar eines Cardinalschutzes zu gewinnen.¹⁾ Diese käuflichen Menschen schlossen von sich auf Luther. Aber der Schaden mußte gut gemacht werden. Rom mußte sprechen und zugleich den Kurfürsten schonen, der bei der bevorstehenden Kaiserwahl sehr nützlich sein konnte. Da römische Geistliche die wirkliche Kraft und Stütze Luthers nicht ahnen konnten, so meinten sie, der Kurfürst sei sehr in die Sache verwickelt. Der Papst beschloß also ein anderes Verhalten. Er ließ durch seinen Legaten in Deutschland eine Bulle bekannt machen, in welcher er gerade in den angegriffenen Punkten die Lehre vom Ablass bestätigte, ohne Luther oder den Kurfürsten zu erwähnen. Da der Reformator immer gesagt hatte, er wolle sich der Entscheidung der römischen Kirche unterwerfen, so meinte der Papst, derselbe müsse nun sein Wort halten, oder sich öffentlich als Friedensstörer in der Kirche und als Verächter des heiligen apostolischen Stuhles beweisen. In jedem Falle konnte der Papst nur gewinnen, aber man gewinnt doch nichts bei einem hartnäckigen Widerstande gegen die Wahrheit. Ver-

1) Carpi, Concil. v. Trient S. 8.

geblieh bedrohte der Papst die Anderslehrenden mit dem Banne: das Licht erlosch nicht auf solchen Befehl. Es wäre klüger gewesen, die Ansprüche der Ablasskrämer durch einige Beschränkungen zu mäßigen. Dieses Decret Roms war ein neuer Fehler. Es machte schreiende Irrthümer gesetzlich, erbitterte die Verständigen und machte Luthers Umkehr unmöglich. „Man meinte“, sagt Maimbourg, ein katholischer Schriftsteller und großer Feind der Reformation, „diese Bulle sei nur im Interesse des Papstes und der Ablasskrämer abgefaßt, welche ihren Ablass gar nicht mehr absetzen konnten.“¹⁾

Der Cardinal de Bio veröffentlichte das Decret zu Linz in Oestreich am 3. Dezember 1518, doch war Luther schon vor demselben gesichert. Am 28. November hatte er schon in der Frohnleichnamskapelle zu Wittenberg vom Papste an ein allgemeines Concilium der Kirche appellirt. Er sah den Sturm im Voraus, wußte, daß Gott allein diesen beschwören könne, that aber, wozu er berufen war. Er mußte Wittenberg verlassen, schon um des Kurfürsten willen, sobald der römische Bannspruch eingetroffen war, doch wollte er Sachsen und Deutschland nicht ohne einen offenen Protest verlassen haben. Er setzte also einen solchen auf, und damit dieser gleich nach dem Eintreffen der römischen Erklärung verbreitet werden könne, ließ er diesen schon drucken, wollte jedoch die Exemplare bei sich niederlegen. Der geldgierige Buchdrucker verkaufte sie aber gleich, indeß Luther die Ablieferung erwartete, was dieser freilich sehr übel nahm, aber es war zu spät. Der kühne Protest fand bald allgemeine Verbreitung. Luther erklärte abermals, nichts gegen die heilige Kirche, gegen die Autorität des apostolischen Stuhls und des wohl berichteten Papstes zu beabsichtigen. „Aber“, fuhr er fort, „da der Papst, der Stellvertreter Gottes auf Erden, wie jeder andere Mensch irren, sündigen, lügen kann und eine Appellation an ein allgemeines Concilium das einzige Mittel der Abhülfe gegen ungerechte Handlungen ist, denen man nicht widerstehen kann, so bin ich genöthigt, dieses zu ergreifen.“²⁾

1) Maimbourg S. 38.

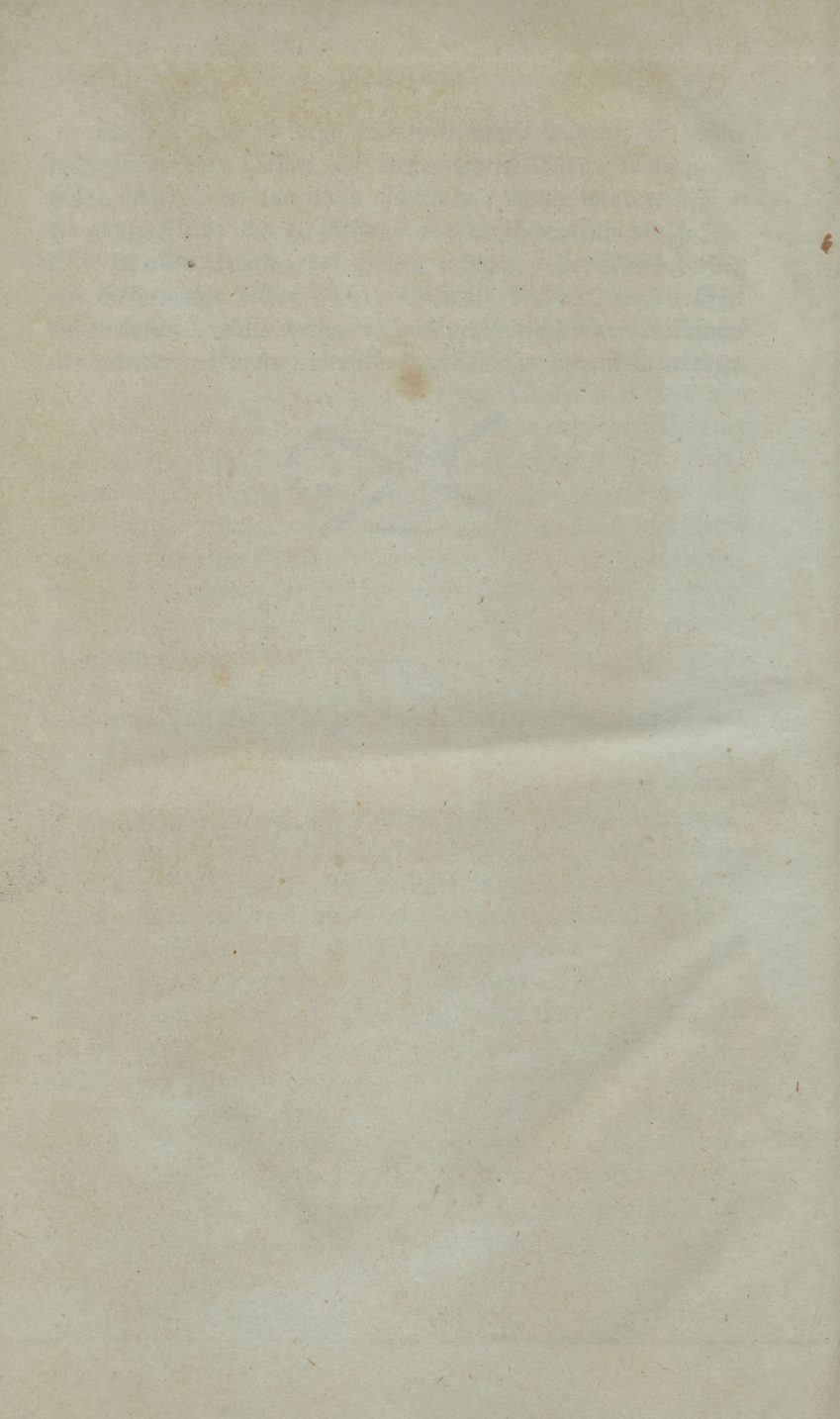
2) Löffler, Reform. Akten.

So betrat die Reformation einen neuen Boden. Sie sollte nicht mehr vom Papste und dessen Entscheidung, sondern von einem allgemeinen Concilium abhängen. Luther wendete sich an die ganze Kirche und die Stimme aus der Frohnleichnamskapelle sollte zu allen Schafen des HErrn dringen. Der Muth verließ den Reformator nicht, wie er abermals bewies. Sollte Gott ihn verlassen? Wir werden es aus den verschiedenen Reformationsperioden erkennen, die sich noch vor uns entwickeln werden.



58175





ROTANOX
oczyszczanie
lipiec 2008

KD.874
nr inw. 1340